AUTHOR:

NEUMANN, WILHELM

TITLE:

JOHANN WOLFGANG GOETHE. EINE...

PLACE:

CASSEL

DATE:

1853-54

Master Negative #

91-80427-6

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

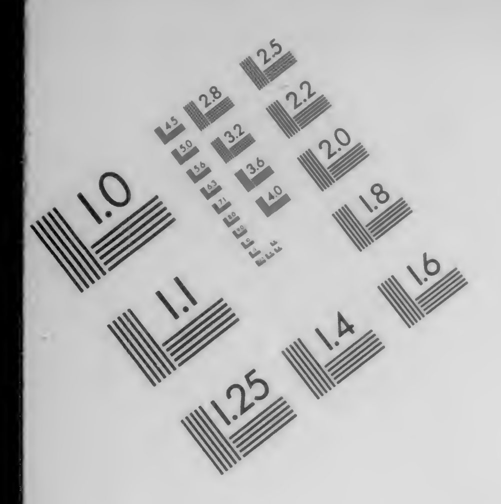
Neumann, Wilhelm
Johann Wolfgang Goethe; eine biographie... 2v. in 1, por. T. Cassel 1853-54. (Moderne klassiker. v. 25-26)

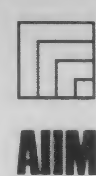
Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35 MM
REDUCTION RATIO: 11X 2A
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 1/15/92
INITIALS BG
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

VOLUME 1



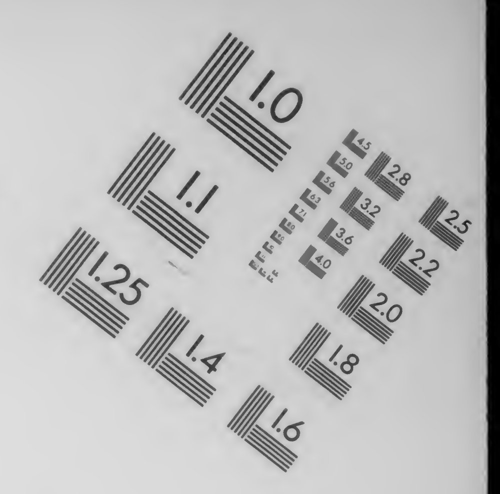


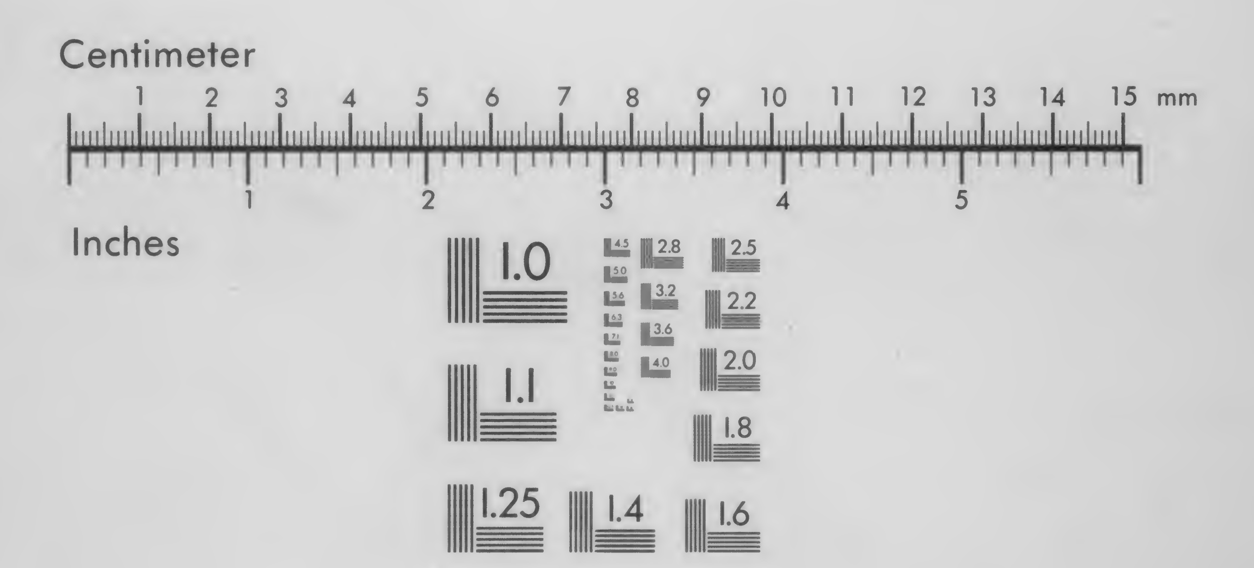
AIIM

Association for Information and Image Management

1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910

301/587-8202





MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.







Johann Wolfgang Goethe.

Eine Biographie

von

W. Neumann.

Erster Theil.

Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Aeonen untergehn.
Faust.

Alle menschlichen Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit.
Begleitverse zur Iphigenia.

Mit Portrait.

Cassel,
Ernst Balde.
1853.

Johann Wolfgang Goethe.

I. Jugendgeschichte.

(1749—1765.)

Erstes Kapitel.

Um dem Bildungsgang eines Menschen, gleichsam der Naturgeschichte seines Geistes, soweit als möglich auf den Grund zu kommen, ist die Betrachtung der Umgebungen unerläßlich, in welchen er die Jahre seiner Jugend verlebte, und von welchen in der Regel die Anregungen zu Allem ausgingen, was er im Leben geworden und gethan. Ohne Zweifel würden wir die Geschichte manches im Guten oder im Schlimmen berühmten Mannes besser verstehen, wenn wir von dem Verlauf seiner Jugend genauer unterrichtet wären, als dies meistentheils der Fall ist. Glücklicherweise liegt das ganze Leben des größten deutschen Dichters mit Ausnahme weniger noch nicht hinlänglich erhellten Punkte in solcher Klarheit und Durchsichtigkeit vor

unsern Augen, daß dem Biographen und seinem Leser nicht viel zu wünschen übrig bleiben wird. Wir können Goethe von der Wiege durch ein ungewöhnlich langes Leben hindurch bis zum Grabe begleiten, ohne daß uns über irgend einen Hauptumstand ein Zweifel oder eine Ungewißheit befallen dürfte; und dies gilt fast mehr noch von seinen jüngeren, als von seinen späteren Jahren. Wir haben daher seine Jugend- und Bildungsgeschichte mit einer Charakterzeichnung seiner Eltern zu beginnen, und zwar um so mehr, als der Dichter selbst des Einflusses des Bluts und der Erziehung sich soweit bewußt ist, daß er singt:

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust, zu fabuliren.
Urahnherr war der Schönsten hold,
Das spuckt so hin und wieder;
Urahnfrau liebte Schmuck und Gold,
Das zuckt wohl durch die Glieder,
Sind nun die Elemente nicht
Aus dem Komplex zu trennen,
Was ist denn an dem ganzen Wicht
Original zu nennen?

Der Vater unseres Dichters war Johann Kaspar Goethe, der im Jahr 1710 geborne Sohn eines aus der thüringischen Grafschaft Mansfeld stammenden

Bürgers der alten freien Reichsstadt Frankfurt a. M., der zuerst das Schneidergewerbe und dann den auch aus der Geschichte des Frankfurter Parlaments bekannten Gasthof zum „Weidenbusch" betrieb. Johann Kaspar Goethe widmete sich der Jurisprudenz, trat aber in ein öffentliches Amt seiner Vaterstadt aus dem Grunde nicht, weil man ihm zu Lieb keine Ausnahme von der herkömmlichen Beförderungsregel machen wollte, sondern begnügte sich mit dem Titel eines kaiserlichen Rathes, den er sich von Karl VII. verschaffte, und der ihn im Rang dem Schultheiß und den ältesten Schöffen der Stadt gleichstellte. Er war ein Mann von rechtschaffenem Charakter, aber abgeschlossen von der Welt, eigensinnig, pedantisch und in seiner strengen Ordnungsliebe und Regelgerechtigkeit in Thun und Lassen etwas zur Haustyrannei geneigt. Durch eisernen Fleiß und Ausdauer, zwei Eigenschaften, die ihm bis an das Ende seines Lebens nicht verließen, hatte er soweit als möglich ersetzt, was die nicht allzu gütige Natur ihm an Geistesgaben versagt; und obwohl er verschlossen und fast wortkarg war, so theilte er sein Wissen und Können mit dem besten Erfolge dem Kreise der Seinigen mit. Von seinen religiösen Ansichten ist so wenig bekannt, daß wir nur vermuthen können, er, ein Mann, in welchem der Verstand das Gefühl weit überwog, sei ziemlich freidenkend gewesen. Von Musik

und Malerei, namentlich von der letzteren, war er ein nicht gewöhnlicher Liebhaber, wie er denn eine Gemäldesammlung anlegte, der sein Sohn die erste Anregung des Kunstsinns verdankt; auch folgte er mit Interesse der literarischen Bewegung seiner Zeit, augenscheinlich jedoch weniger der späteren, als derjenigen, welche in seine Jugendjahre fällt, in welchen vor Allen der große Gelehrte Albrecht von Haller und der liebenswürdige Friedrich von Hagedorn sich von der trostlosen Gottsched'schen Schule emanzipirten und sich, Jener den Briten, Dieser den vergessenen deutschen Fabeldichtern des dreizehnten Jahrhunderts und den Römern zuwandten. Auch war Göthe, der Vater, nach Vollendung seiner Studien in Italien gewesen, woher er Erinnerungen mitbrachte, die sein ganzes späteres, ruhig im regelrechten Geschäftsgeleise dahin fließendes Leben verschönten, und in seinem jungen Sohne eine Sehnsucht nach dem Lande der Kunst erweckten, die, wie wir sehen werden, von den bedeutendsten Folgen für dessen Entwickelung werden sollten. Tasso war auf dieser Reise des Vaters Lieblingsdichter geworden, der übrigens selbst dichterisches Talent nicht besaß. Wir schließen diese Darstellung mit der Bemerkung Lavaters zum Portrait des alten Goethe: „Hier ein ziemlich ähnliches Bild des vortrefflich geschickreichen, Alles wohl ord-

nenden, bedächtlich und klug anstellenden, aber auf keinen Funken dichterischen Genies Anspruch machenden Vaters des großen Mannes.“

Die poetische Anlage hatte unser Dichter vielmehr von seiner Mutter. Im August 1748, also acht- und dreißig Jahre alt, verheirathete sich der kaiserliche Rath mit Katharina Elisabetha, der erst siebzehnjährigen Tochter des ersten Magistrats der Frankfurter Republik, des Schultheißen Textor, einem frischen und kräftigen, an Geist und Körper gleich schönen Mädchen von munterem Sinn mit einer reichen Gabe von Mutterwitz und Phantasie. Im vierzehnten Jahre hatte sie sich einer romantischen Leidenschaft zu dem bald darauf gestorbenen Kaiser Karl VII., einem Manne von hoher Körperschönheit, hingegeben, die freilich in ihrem Herzen verschlossen blieb; und sicher war der Rath dieses Fürsten, obwohl ebenfalls ein schöner Mann, nicht der Gegenstand einer ähnlichen Liebe. Doch wußte sie sich der Schroffheit seines ernsten Charakters zu fügen, so daß die Ehe eine glückliche war. In den ersten Jahren derselben bequemte sie sich sogar, die Schülerin ihres Gemahls in manchem Wissenszweig zu werden, den ihre Jugendbildung vernachlässigt oder gar nicht angebaut hatte. Das reiche Mutterglück, dessen sie durch ihren Wolfgang genoß, mit dem sie, die bei seiner Geburt erst

achtzehnjährige Mutter, gleichsam selbst aufwuchs, und an den sie sich innig anschloß, ließ sie kein anderes Glück missen. Auch war es ein Grundzug ihres Charakters, der auf ihren Sohn ebenfalls übergegangen ist, sich jeder unangenehmen Betrachtung des Lebens und der Verhältnisse zu enthalten, und in ruhigem, ungetrübtem Gleichmuth zu genießen oder zu entbehren, wie das Schicksal es fügte. Heftige und gewaltsame Eindrücke suchte sie so viel als möglich zu entfernen, so daß sie z. B. dem Gesinde, welches sie dingte, ausdrücklich verbot, Schreckhaftes, Verdrießliches oder Beunruhigendes ihr zu hinterbringen. „Ich mag", sagte sie, „ein für alle Mal nichts davon wissen. Geht's mich nah' an, so erfahre ich's noch immer zeitig genug. Geht's mich gar nicht an, bekümmert's mich überhaupt nicht. Sogar wenn es in der Straße brennte, wo ich wohne, so will ich's auch da nicht früher wissen, als ich's eben wissen muß." Das Gewährenlassen war die Grundlage ihrer Zufriedenheit, eine Maxime, die wir in der Erziehung des Sohnes manchmal werden dem strengen Vater gegenüber treten sehen. Das Bild der Mutter Goethe's zeigte eine heitere, klare Stirne, einen offenen, freien Blick, das Gesicht Heiterkeit und freundlichen Humor mit einem schalkhaften Zug um Mund und Auge.

Sie gab ihrem Sohne in der Mittagsstunde des 28. August 1749 das Leben.

Zu dieser Zeit lebten noch seine beiden Großeltern mütterlicher, sowie seine Großmutter väterlicher Seits, in deren Hause die Eltern wohnten, die aber bald (1754) in hohem Lebensalter starb. Der Dichter erinnert sich ihrer noch gleichsam wie einer Geistererscheinung, als einer schönen, hagern, immer weiß und reinlich gekleideten Frau, sanft, freundlich und wohlwollend gegen Jedermann, zumal gegen ihre Enkel, auf deren Entwickelungsgang sie einwirkte, obwohl sie schon in deren frühster Jugend starb. Den Großvater Schultheiß, der bis 1771 lebte, schildert uns der Dichter als einen würdevollen, etwas einsilbigen, immer gleichmüthigen Greis, der in seiner burgartigen Wohnung auf der Friedberger Gasse ein durchaus sanftes und geregeltes Leben führte, der morgens auf's Rathhaus fuhr, nach seiner Rückkehr speiste, hierauf in seinem Lehnstuhl nickte, dann sich mit Akten beschäftigte und gegen Abend in den Garten hinter seiner Wohnung hinabstieg, um Blumen und Obst zu pflegen. Wie Zschokke eine Art Hellsehergabe zu besitzen glaubte, so behauptete der alte Textor, von prophetischen Träumen heimgesucht zu werden, ein abergläubischer Zug, der sich insofern auf Goethe's Mutter fortpflanzte, als auch diese auf Ahnungen und Vorbe-

deutungen Etwas gab und sich, so aufgeklärt sie sonst war, „mehrere Arten von Orakeln zum Hausgebrauch hielt, und sie in bedenklichen Augenblicken anwandte, um über die Zukunft einen bedeutenden Wink zu erhalten.“ Selbst auf den Dichter ging ein ähnlicher Zug über. Von Goethe's Großmutter mütterlicher Seits, der Frau Textor, fehlt es an Nachrichten; sie scheint keinen besonderen Einfluß auf den Enkel geübt zu haben, obgleich sie erst 1783 starb.

So hätten wir die Personen kennen gelernt, in deren nächster Umgebung unser Dichter aufwuchs. Er war ein kräftiger und sehr schöner Knabe, der Aufsehen erregte, wenn er von der Wärterin umhergetragen wurde. Seine Geburt ging schwer von statten, und wurde deshalb Veranlassung, daß der Großvater, der „stets Zufall und Unfall zum Wohle der Stadt anwendete“, einen Geburtshelfer für die Armen einsetzte. Die Namen Johann Wolfgang empfing er vom Großvater. Von allen Kindern, die seine Mutter nach ihm gebar, blieb nur die ein Jahr jüngere Schwester Kornelia am Leben; die übrigen starben frühzeitig.

Zweites Kapitel.

Aus den ersten Lebensjahren des kleinen Wolfgang sind uns mehrere interessante Züge aufbewahrt, von welchen wir einige mittheilen, wie sie die Mutter einer Freundin und Verehrerin des Sohnes (Bettina Brentano, nachher mit dem Dichter Achim von Arnim vermählt) erzählte: „Er spielte nicht gerne mit kleinen Kindern, sie mußten denn sehr schön sein. In einer Gesellschaft fing er plötzlich an zu weinen und schrie: das schwarze Kind soll hinaus, das kann ich nicht leiden! Er hörte auch nicht auf mit Weinen, bis er nach Hause kam, wo ich ihn über die Unart befragte; er konnte sich nicht trösten über des Kindes Häßlichkeit.“ ......„Zu der kleinen Schwester Kornelia hatte er, da sie noch in der

Wiege lag, die zärtlichste Zuneigung. Er trug ihr Alles zu, und wollte sie allein nähren und pflegen, und war eifersüchtig, wenn man sie aus der Wiege nahm, in der er sie beherrschte. Da war sein Zorn nicht zu bändigen; er war überhaupt viel mehr zum Zürnen als zum Weinen zu bringen.“ Später werden wir sehen, wie das Verhältniß zu seiner einzigen Schwester sich weiter ausbildete. Von seinen Kinderstreichen folgenden: eines Sonntags Morgens, als Alles in der Kirche war, gerieth er in die auf die Straße gehende Küche, und warf alles Geschirr nach einander zum Fenster hinaus, weil das Rappeln ihn freuete, und die Nachbarn ihn dazu aufmunterten. Als die Mutter dazu kam, lachte sie mit ihm.

Das Haus der Großmutter war dem Jungen eine Welt, die seiner Phantasie durch Mannichfaltigkeit einen wohlthätigen Spielraum gewährte. Es lag am Hirschgraben, und hatte nur einen beschränkten Hofraum, der durch eine hohe Mauer von den Gärten abgeschlossen war, die zu den Häusern am Roßmarkt gehörten. Den Mangel eines Gartens ersetzte ein Zimmer, das „Gartenzimmer“ genannt, weil man vor dessen Fenster einige Gewächse zog. Es war der Lieblingsaufenthalt des Knaben, von dem aus sich seine Einbildungskraft in den Nachbargärten und über Mauern und Wälle hinweg in der fruchtbaren Ebene

von Höchst erging, indem er den Sonnenuntergang und die Gewitter beobachtete. Uebrigens war das Haus alt, winkelig und düster. Eigentlich bestand es aus zwei durchbrochenen Gebäuden mit ungleichen, durch Stufen verbundenen Stockwerken. Die durch ein hölzernes Gitter abgeschlossene geräumige Hausflur war Wolfgang's und Kornelia's Tummelplatz und Gesellschaftssaal, in welchem sie mit den Nachbarn und deren Kindern in Verbindung kamen. Die Bauart des Hauses war sehr alterthümlich; über dem Eingang stand eine Leyer mit einem Stern, welches Symbol Goethe später in seinem Wappen führte. Was die Großmutter vom Hirschgraben erzählte, vertiefte den Kleinen in die Vorstellung aller Zeiten und Zustände.

Zunächst war es indessen die Mutter, welche am anregendsten auf die Einbildungskraft, sowie auf die Darstellungsgabe ihres jungen Söhnchens wirkte, und zwar mittelst ihrer ausgezeichneten Erzählungsgabe. Darüber sagte sie zu Bettina: „Ich konnte nicht ermüden, zu erzählen, sowie er nicht ermüdete, zuzuhören. Luft, Feuer, Wasser und Erde stellte ich ihm unter schönen Prinzessinnen vor; und Alles, was in der Natur vorging, dem ergab sich eine Bedeutung, an die ich bald fester glaubte, als meine Zuhörer; und da wir uns erst zwischen den Gestirnen Straßen

dachten, und daß wir einst Sterne bewohnen, und welchen großen Geistern wir da oben begegnen würden, da war kein Mensch so eifrig auf die Stunde des Erzählens, wie ich; ja ich war im höchsten Grade begierig, unsere kleinen, eingebildeten Erzählungen weiter zu führen, und eine Einladung, die mich um einen solchen Abend brachte, war mir immer verdrießlich. Da saß ich, und da verschlang er mich bald mit seinen großen schwarzen Augen; und wenn das Schicksal irgend eines Lieblinges nicht recht nach seinem Sinne ging, da sah ich, wie die Zornader an seiner Stirne schwoll, und wie er die Thränen verbiß. Manchmal griff er ein, und sagte, noch ehe ich meine Wendung genommen hatte: Nicht wahr, Mutter, die Prinzessin heirathet nicht den verdammten Schneider, wenn er auch den Riesen todtschlägt? Wenn ich nun Halt machte, und die Katastrophe auf den nächsten Abend verschob, so konnte ich sicher sein, daß er bis dahin Alles zurecht gerückt hatte, und so ward mir denn meine Einbildungskraft, wo sie nicht mehr zureichte, häufig durch die seine ersetzt. Wenn ich dann am nächsten Abend die Schicksalsfäden nach seiner Angabe weiter lenkte und sagte: Du hast's gerathen! so ist's gekommen! da war er Feuer und Flamme, und man konnte sein Herzchen unter der Halskrause schlagen sehen. Der Großmutter, die im Hinterhause wohnte,

und deren Liebling er war, vertraute er nun alle mal seine Ansichten, wie es mit der Erzählung wohl noch werde, und von dieser erfuhr ich, wie ich seinen Wünschen gemäß weiter im Texte kommen solle, und so war ein geheimes diplomatisches Treiben zwischen uns, das Keiner an den Andern verrieth; so hatte ich die Satisfaktion, zum Genusse und Erstaunen der Zuhörenden meine Mährchen vorzutragen, und der Wolfgang, ohne je sich als den Urheber aller merkwürdigen Ereignisse zu erkennen, sah mit glühenden Augen der Erfüllung seiner kühn angelegten Pläne entgegen, und begrüßte das Ausmalen derselben mit enthusiastischem Beifalle. Diese schönen Abende, durch die sich der Ruhm meiner Erzählungskunst bald verbreitete, so daß endlich Alt und Jung daran Theil nahm, sind mir eine sehr erquickliche Erinnerung."

Die gute Mutter war unerschöpflich im Erzählen immer neuer Mährchen. Im Allgemeinen ist das Mährchen wohl nur mit der allergrößten Vorsicht, wenn überhaupt, als Bildungs- und Erziehungsmittel anzuwenden, indem es gar leicht die Phantasie überreizt und krankhaft macht, jedenfalls aber den Kindersinn der Wahrheit und Wirklichkeit entfremdet; auf die gesunde Natur Goethe's jedoch, die das Korrektiv eines tiefen Ernstes und einer scharfen Unterscheidungsgabe in sich trug, wirkte es nicht nachtheilig

ein, so mährchenhaft er sich auch manchmal das wirkliche Leben auszupußen verstand. Davon erzählt uns Bettina zwei anziehende Beispiele: Die Kinder schafften einst im Frühling am Geburtstag der Mutter den grünen Sessel, auf welchem diese Abends bei'm Erzählen zu sitzen pflegte, und welcher darum der „Mährchensessel" hieß, in aller Stille in den Garten vor dem Bockenheimer Thore, und schmückten ihn mit Bändern und Blumen. Als die Gäste und Verwandten sich versammelt hatten, trat der kleine Wolfgang als Schäfer verkleidet, mit einer Hirtentasche angethan und einen grünen Kranz auf dem Kopf, und hielt ganz zuversichtlich eine Anrede an den Sessel als den Sitz der schönen Mährchen. Nachher umkreis'ten die Kinder den Mährchenstuhl, und hauchten Seifenblasen in die Luft. So oft eine auf den Stuhl sank, schrie Alles: „Ein Mährchen! ein Mährchen!" Und wenn die Blase, von der krausen Wolle des Tuchs eine Weile gehalten, endlich platzte, so schrien sie wieder: „Das Mährchen platzt!" Ein ander mal, zur Zeit der Weinlese, in der Abends in allen Gärten Feuerwerke abgebrannt wurden, bemerkte man seitab in den Feldern hin- und herhüpfende Irrlichter, die bald sogar figurirte Tänze aufführten. Ging man näher, so verlosch ein Irrlicht nach dem andern; ging man zurück, so erschienen sie wieder, und der Tanz ging von

Neuem an, und zog sich um die halbe Stadt herum. Die Lichter waren auf den Hüten Goethe's und einiger Gespielen befestigt, welche auf diese Weise die Erwachsenen mystifizirten.

In einem Vorsaal des Hauses fand die Phantasie des Knaben Nahrung anderer Art. Da hingen römische Prospekte, und Jener beschaute täglich die Piazza del Popolo, das Coliseo, den Petersplatz, die Peterskirche u. s. w. Der Vater beschrieb ihm diese Gegenstände bisweilen, und zeigte ihm zugleich eine aus Italien mitgebrachte Marmor- und Naturaliensammlung. Der Vater ließ es jedoch nicht lange bei diesen zufälligen Einwirkungen bewenden, sondern begann schon mit dem vierjährigen Knaben einen regelmäßigen Unterricht in den Elementarfächern, den kurze Zeit darauf die Schwester theilte. Waren die Lektionen zu Ende, so eilten die Kinder auf das Zimmer der Großmutter, unter deren Augen sie sich mit Spielen belustigten.

Zum Weihnachtsfeste des Jahres 1753 überraschte die Großmutter die Kinder mit einem Geschenke, welches auf Wolfgang's Gemüth einen tiefen und nachhaltigen Eindruck machte, indem es seiner Phantasie eine Richtung auf's Dramatische gab. Es war dies ein Puppenspiel, welches „in dem alten Hause eine neue Welt erschuf." In „Wilhelm Meister's Lehr-

jahren" schildert uns der Dichter den ersten Eindruck dieses Geschenkes mit folgenden Worten: „Ich weiß noch, wie sonderbar es mir vorkam, als man uns Kinder nach Empfang der gewöhnlichen Christgeschenke vor einer Thüre niedersetzen hieß, die aus einem andern Zimmer hereinging. Sie öffnete sich, allein nicht wie sonst zum Hin- und Wiederlaufen; der Eingang war durch eine unerwartete Festlichkeit ausgefüllt. Es baute sich ein Portal in die Höhe, das von einem mystischen Vorhange verdeckt war. Erst standen wir Alle von fern; und wie unsere Neugierde größer ward, um zu sehen, was wohl Blinkendes und Rasselndes sich hinter der halb durchsichtigen Hülle verbergen möchte, wies man Jedem sein Stühlchen an, und gebot uns, in Geduld zu warten. So saß nun Alles, und war still; eine Pfeife gab das Signal; der Vorhang rollte in die Höhe, und zeigte eine hochroth gemalte Aussicht in den Tempel. Der Hohepriester Samuel erschien mit Jonathan, und ihre wechselnden wunderlichen Stimmen kamen mir höchst ehrwürdig vor. Kurz darauf betrat Saul die Scene," u. s. w. . . . . . . „Nun fiel der Vorhang, die Thüre schloß sich, und die ganze kleine Gesellschaft eilte wie betrunken und taumelnd zu Bette; ich weiß aber wohl, daß ich nicht einschlafen konnte, daß ich noch Etwas erzählt haben wollte, daß ich noch viele Fragen that,

und daß ich nur ungern die Wärterin entließ, die uns zur Ruhe gebracht hatte." Wir werden weiter unten sehen, in welcher Weise das Puppenspiel anregend auf den jungen Goethe wirkte; hier nur die Bemerkung noch als charakteristisches Seitenstück zu dem Aerger über den „verdammten Schneider" im Mährchen, daß er bei aller Freude an jenem Weihnachtsstück lebhaften Verdruß darüber empfand, daß ein Knirps wie David eine schöne Königstochter zur Gemahlin erhalten mußte.

Das Puppenspiel war das letzte Weihnachtsgeschenk der Großmutter; im folgenden Frühjahr starb sie, sechsundachtzig Jahre alt.

Drittes Kapitel.

Bald nach diesem Todesfall wurde ein längst projektirter Umbau des alten Hauses in Angriff genommen, den der Vater Goethe selbst leitete, weßhalb er während desselben trotz der Beschränktheit und Unbequemlichkeit der Wohnung das Haus nicht verließ. Jene Selbstleitung des Vaters hatte den Vortheil für den jungen Wolfgang, daß er der bisherigen Beschränktheit des elterlichen Hauses enthoben, und wenn auch nur für kurze Zeit, in eine öffentliche Schule geschickt wurde. Hatte er sich bisher vor dem Mährchensessel der Mutter eine Welt der Phantasie aufgebaut, so sollte er nun mit der äußeren Welt in Verkehr treten, deren wechselvolle Wirklichkeit ihm ein reiches Feld von Anschauungen eröffnete, die ihn vor den entnervenden Aus-

schweifungen der Phantasie bewahrten. Es konnte nur von dem heilsamsten Einfluß auf seine Entwickelung sein, daß er aus der Atmosphäre der Kinder- und Wohnstube in die der Gasse, daß er aus dem ausschließlichen Umgang mit seinen Angehörigen in den seiner Altersgenossen gelangte, wenn schon der letztere ihm nicht zusagte.

Schon der Hausbau selbst führte dem Knaben eine Menge von Anschauungen zu, die gegen sein seitheriges Phantasie- und Gemüthsleben einen wohlthätigen Gegensatz bildeten: er beobachtete scharf, und merkte sich das technische Verfahren, sowie die Zustände und Verhältnisse der Arbeiter. An der Feierlichkeit der Grundsteinlegung nahm er, als kleiner Maurer gekleidet und die Kelle in der Hand, Theil: er mauerte den Grundstein mit eigener Hand ein.

Sein Aufenthalt in der öffentlichen Schule war von zu kurzer Dauer, als daß derselbe einen freundlichen Eindruck auf das Gemüth des in einer patrizischen Umgebung verwöhnten Knaben hätte machen können, der sich überall unwohl fühlte, wo es nicht spiegelglatt herging, und der auch wahrscheinlich von Ansprüchen voll war, die außerhalb seines Hauses keine Geltung fanden und finden konnten. Wir erinnern uns seines aristokratischen Mißbehagens an dem „verdammten Schneider“ und dem zwerghaften David, denen schöne Prinzessinnen

zu Theil werden sollten; ganz in demselben Sinn, der nur das Vornehme edel und man möchte sagen des Daseins würdig findet, drückt er sich als Selbstbiograph mit den harten Worten über seinen Schulbesuch aus: „Indem man die bisher zu Hause abgesondert, reinlich, edel, obgleich streng gehaltenen Kinder unter eine rohe Masse von jungen Geschöpfen hinunterstieß, so hatten sie vom Gemeinen, Schlechten, ja Niederträchtigen (!!) ganz unerwartet Alles zu leiden, weil sie aller Waffen und aller Fähigkeit ermangelten, sich dagegen zu schützen.“ Gleichwohl ist es bezeichnend, daß dem Knaben einst, als er einem öffentlichen Examen der Baarfüßerschüler beiwohnte, und ihm der Rektor eine der silbernen Schaumünzen zuerkannte, die als Preise vertheilt wurden, dies eine außerordentliche Freude verursachte; und Gervinus bemerkt wohl nicht mit Unrecht: „daß sein Vater ihn der Schule entfremdete und im Hause erzog, und daß ihm auf diese Art der epische Jugendlauf entging, durch den wir uns im Konflikt gleicher Kräfte am besten selbst erziehen, dies wirkte auf den ganzen Gang seines Lebens nach, der nie das Bestreben der Massen hat achten lernen, in denen wir uns nur behaglich fühlen, wenn wir von früh auf an ihre Gemeinschaft gewöhnt waren. Geschichte und Epos hat daher Goethe nie in einem bedeutenden Grade gefesselt, weil das Interesse daran nur in einem äußerlich

bewegten Jugendleben wurzelt.“ Sogleich nach Vollendung des Hauses nahm der Vater seine Kinder wieder in seinen Privatunterricht. Diesem Mißgeschick der Jugend unseres Dichters entsprach das Mißgeschick seines späteren Alters, innerhalb der vier Wände gleichsam eines Miniaturhofes, entfernt und abgewendet von den großartigen Schauplätzen menschlichen Strebens und Thuns zu leben und zu weben.

Eine Folge des Hausbaus war es, daß Goethe mit seiner Vaterstadt näher bekannt wurde, welche er jetzt ungehindert theils allein, theils mit Gespielen seines Alters durchstreifen konnte. In ihr bot sich ihm eine ganze Welt mit ihrer Vergangenheit und ihrer Gegenwart zur Anschauung dar. Er ergötzte sich am Main am Anblick der ankommenden Marktschiffe und des Menschen- und Waarengewühls, dessen sie sich entleerten, am Mechanismus der Krahne und an der Mannigfaltigkeit des Handelsverkehrs. Die öffentlichen Gebäude zogen seine Aufmerksamkeit in hohem Grade auf sich, besonders die vielen „Städte in der Stadt, die Festungen in der Festung“, die ummauerten Klosterbezirke und burgartigen Räume, welche wie die Pforten, Thürme, Mauern, Brücken, Wälle und Gräben seinen Geist in frühere Zeiten zurückführten. An den Markttagen verlor er sich in die alte Gewerbestadt und besonders gern in das Gewühl der Käufer und Ver-

käufer um die Bartholomäuskirche. Den unreinlichen Marktplatz indessen und die anstoßenden Fleischbänke besuchte er aus jener von der Mutter ererbten Abneigung gegen widrige Eindrücke nur selten. Einige Mal des Jahrs wußte er sich die Erlaubniß zu verschaffen, auf dem Gang inwendig auf der Stadtmauer zu promeniren, wo er in das Innere von Tausenden von Häusern blicken konnte. Diese Wanderungen weckten und nährten in ihm die Lust, „bloß menschliche Zustände in ihrer Mannigfaltigkeit und Natürlichkeit ohne weiteren Anspruch auf Interesse oder Schönheit zu erfassen." Die Messe vollends eröffnete dem Knaben einen neuen Blick in die Weite der Welt und des Lebens; „es bildete sich die Vorstellung von Dem, was die Erde Alles hervorbringt, was sie bedarf, und was die Bewohner ihrer verschiedenen Theile gegen einander auswechseln." Auf den Tischen der Büchertrödler fanden die Kinder täglich die Volksbücher früherer Zeiten, den Eulenspiegel, die vier Haimonskinder, die schöne Melusine, den Kaiser Oktavian, die schöne Magellone, Fortunatus, Faust, den ewigen Juden u. s. w. Goethe eignete dieselben sich für einige Kreuzer zu und las, verarbeitete, wiederholte und reproduzirte sie unaufhörlich, so daß sie zu Keimen späterer Dichtungen wurden. Für die Vergangenheit seiner Vaterstadt entfaltete sich das lebhafteste Interesse. Er betrachtete

oft das große Sessionszimmer des Raths und mischte sich zuweilen in das Gedränge vor den bürgermeisterlichen Audienzen. Was sich auf die Kaiserwahl und Krönung bezog, war stets ein besonderer Gegenstand seiner Aufmerksamkeit. Er bestieg oft die Kaisertreppe, besichtigte das Wahlzimmer und ließ sich bei den Kaiserbildern im Kaisersaal das Leben und die Thaten der alten Herrscher beschreiben, sowie zu Hause die Krönung Karls VII. und Franz I.

Bei der inneren Einrichtung und Ausschmückung des neugebauten Hauses war Wolfgang vielfach thätig, namentlich ging er dem Vater bei der Aufstellung der Bibliothek und bei dem Aufhängen der Gemälde, denen, nachdem sie früher durch's ganze Haus zerstreut waren, nun ein eigenes Zimmer gewidmet wurde, an die Hand. Da der Vater zugleich einige lebende Meister beschäftigte, und manchen Auftrag durch den Sohn ausrichten ließ, so kam dieser dadurch in anregenden Verkehr mit Malern und Kunstliebhabern, die er in ihren Ateliers und Salons besuchte; auch versäumte er selten eine Versteigerung von Gemälden und anderen Kunstsachen. So wurde sein Sinn schon früh auf die Kunst gerichtet.

Viertes Kapitel.

Der wieder eintretende häusliche Unterricht nahm allmälig seinen regelmäßigen Gang wieder an. Goethe, der Vater, hatte den Entschluß gefaßt, die Kinder selbst zu unterrichten, und nur für einzelne Fächer Lehrer zu halten. Es scheint, wenn wir von der Frühzeitigkeit des Unterrichts und von der Gleichzeitigkeit vieler Zweige desselben absehen, daß er mit mehr als gewöhnlicher dilettantischer Einsicht dabei zu Werke ging, und wie groß auch sonst seine Pedanterie sein mochte, so ließ er nicht bloß den autodidaktischen Launen des Sohnes freien Lauf, sondern er erweckte grundsätzlich die Selbstthätigkeit desselben und erkannte es als seine Aufgabe, überall mehr fördernd als hemmend in die Entwickelung des Knaben einzugreifen. Mit dem grammatischen

Regelwerk der lateinischen Sprache hielt er ihn nicht lange auf, sondern führte ihn rasch zu selbstständigen Uebungen, welchen er in stofflicher Beziehung die Anschauungen des Lebens zu Grunde legte. Ueber Exerzitienhefte in deutscher, lateinischer, griechischer und französischer Sprache aus Goethe's siebentem bis neuntem Jahre bemerkt deren Herausgeber (Weismann): „Hier sehen wir in den Exerzitien nicht etwa Uebersetzungen aus einem Kompendium Paragraph für Paragraph pflichtmäßig zusammengetragen. Nein, der Vater diktirte ihm entweder, was ihn selbst unmittelbar im Leben angeregt hatte, eine Stadtbegebenheit oder eine Anekdote vom alten Fritz, die, eben bekannt geworden, den enthusiastischen Anhänger des großen Preußenkönigs begeisterte, oder er überließ dem Sohne, sich selbst den Stoff zu wählen, und da finden wir denn dicht neben einander kindische Aeußerungen, poetische Ergüsse, dialogisirte Selbsterlebnisse und moralische Reflexionen, die schon genugsam andeuten, welche Richtung der Erwachsene nehmen werde. Was er anschaute — und dessen war ja so Vieles in dem Hause selbst in Schränken und an Wänden, — was er las, was er erlebte, Alles wurde wieder verarbeitet in diesen selbstgewählten Aufgaben, und so könnte man diese Aufsätze wohl eine Reihe von Scenen aus dem Knabenleben des großen Mannes nennen. Auch der strenge, fast ängstliche

Ordnungssinn, den er vom Vater ererbte, von frühester Kindheit an in Allem, was ihn umgab, erkannte, und bis in's späteste Alter innerlich und äußerlich walten ließ, die Scheu vor allem Verzerrten, Widrigen oder auch nur Unreinlichen, tritt uns in diesem Hefte vor Augen. Von der ersten bis zur letzten Seite dieselbe feste, reinliche Schrift." Die Exerzitienhefte enthalten u. A. drei Dialoge, in welchen schon eine bedeutende Fertigkeit zu dramatisiren hervorspringt, sowie eine überraschend feste Charakterzeichnung. In dem einen dieser Gespräche zwischen zwei Privatschülern, die den Lehrer erwarten, stellt der Knabe sich dem Mitschüler als den Ernsten und Soliden gegenüber. Maximilian fragt, wie es komme, daß seine Eltern ihn nicht zu Hause bei dem Schmause mit ihren Gästen haben wollten? „Woran mir Nichts gelegen ist", antwortet Wolfgang, „da unterlasse ich alles Nachgrübeln." Auf den Vorschlag, bis zur Ankunft des Lehrers sich mit Büchern zu beschäftigen, will Maximilian nicht eingehen, sondern lieber mit den Köpfen stoßen, um zu sehen, wer den härtesten habe. „Höre", sagt Wolfgang, „wir wollen dieses Spiel den Böcken überlassen, welchen es natürlich ist." Maximilian: „Verzagter, wir bekommen durch diese Uebung harte Köpfe." Wolfgang: „Das wäre uns eben keine Ehre. Ich will meinen lieber weich behalten."

Maximilian: „Wie verstehst Du denn das?" Wolfgang: „Ich mag nicht hartnäckig werden." Maximilian: „Hierinnen hast Du recht; allein ich nehme es von der Festigkeit der Glieder." Wolfgang: „Wenn Du weiter Nichts willst, so stoße den Kopf nach Belieben nur brav wider die Wand, es wird die wünschenswerthe Wirkung haben". Ein Vorspiel des gelassenen Humors, welchen Goethe sein Leben lang dem Rauhen und Ungeberdigen gegenüberstellte. Aus einem andern Dialoge geht sein Reproduktionstrieb hervor, indem er den Vater und sich im Zwiegespräch vorführt über Katzen, Mäuse, Gemsen und andere Thiere, die er nach gelesenen Fabeln in Wachs bildete. Außer den Dialogen sind aus den Exerzitienheften noch anzuführen die kurzen Morgenglückwünsche, welche Wolfgang für jeden Tag des Monats August 1758 lateinisch oder deutsch oder auch griechisch dem Vater darbrachte. Der Herausgeber der Exerzitien bemerkt hierüber: „Gewiß geben sie ein schönes Zeugniß von der Gemüthstiefe des Knaben; aber sie beleuchten auch den harmonischen Frieden, der um ihn im Hause waltete, und das ernste, innige Verhältniß zwischen Vater und Sohn. Sei nun der Anstoß zu einer solchen Uebung von ihm selbst gekommen, oder möge der Vater ihm einen Wink gegeben haben, immer bleibt die Energie, mit welcher der Knabe die Aufgabe löste, bewunderns-

werth; man freut sich, hier und in ähnlichen Arbeiten die kräftigen Keime zu erblicken, aus denen des Meisters Goethe nicht erreichte Sprachgewandtheit, die krystallhelle Klarheit, das herrliche Maaß und der unwiderstehliche Reiz seiner Diktion wie ein Wunderbaum emporgewachsen ist."

Gleichzeitig mit dem Lateinischen, Griechischen und Französischen lernte Goethe sehr schnell „als eine lustige Abweichung des Lateinischen" das Italienische, und zwar so, daß er über seine Bücher weg dem Unterricht zuhörte, welchen der Vater in dieser Sprache der kleinen Kornelia ertheilte. Sein glückliches Gedächtniß und seine ausgezeichnete Fassungsgabe bewahrten ihn vor der Verwirrung, welche die gleichzeitige Erlernung von vier fremden Sprachen im Kopf weniger befähigter Kinder hätte anrichten müssen.

Auch an Religionsunterricht fehlte es nicht; „doch war der kirchliche Protestantismus, den man den Kindern überlieferte, eigentlich nur eine Art von trockener Moral; an einen geistreichen Vortrag ward nicht gedacht, und die Lehre konnte weder der Seele noch dem Herzen zusagen". Wiewohl der Vater schwerlich zu den Strengorthodoxen gehörte, so zog er doch gern biblische und kirchliche Elemente in den Kreis der Exerzitien, hielt den Knaben zur Predigt an, und scheint selbst häusliche Andachtsübungen geduldet zu haben, zu wel-

chen seine Frau sich neigen mochte, die sich in dem zurückgezogenen Leben an der Seite des Mannes an „gebildete und herzliche Gottesverehrerinnen", vor Allen an ein Fräulein von Klettenberg, innigst anschloß. Das Erdbeben von Lissabon (am 1. November 1755) erschütterte Wolfgang's Gemüthsruhe und sein Vertrauen auf Gottes Gerechtigkeit und Güte zum ersten Male; das brausende Meer, das Schiffe und Wohnungen verschlang, machte einen tiefen Eindruck auf ihn; er hatte keine Ruhe mehr, und beschäftigte sich angelegentlich mit den Betrachtungen aller Art, welche über das Ereigniß in Gegenwart der Kinder von den Erwachsenen angestellt wurden. In ähnlicher Richtung wirkte ein zerstörendes Hagelwetter im Sommer 1756. Doch begegnen wir im Januar 1757 in den Exerzitienheften der Notiz: „Ich und mein Bruder sind heute Morgen ein wenig vor sieben aufgestanden, und hat uns Niemand aufgeweckt. Und nachdem uns die Magd gekämmt, haben wir mit gefaltenen Händen und gebogenen Knieen das Morgengebet gesprochen." Mit der Bibel ward Wolfgang genau vertraut; in des Vaters Bibliothek befand sich eine in Folio mit Merianschen Kupfern, von welchen ihn besonders die zur Patriarchengeschichte gehörigen anzogen.

Für seine Privatlektüre, die vom Vater ziemlich unbeaufsichtigt geblieben zu sein scheint, lieferte die Bi-

bliothek desselben die Bücher, natürlich ohne Wahl. Aus der Gottfried'schen Chronik. einem Werk aus der Zeit des dreißigjährigen Kriegs, ebenfalls mit Merian'schen Kupfern verziert, prägte er sich nie Hauptbegebenheiten der Geschichte, sowie aus Lord Anson's Reise um die Welt Geographie ein; dazu kamen der Orbis pictus des Amos Comenius, die Acerra philologica mit ihren Fabeln und Mythologieen und sogar die Metamorphosen des Ovid, Fenelon's Telemach, der Robinson Crusoe, die Insel Felsenburg u. s. w., den Homer, den Virgil und selbst den Terenz lernte er in der Bibliothek des Pfarrers Stark, seines Oheims, kennen; die deutschen Volksbücher kaufte er sich, wie schon bemerkt, auf dem Markte. Endlich fanden sich in der Bibliothek des Vaters noch die besseren der damaligen deutschen Dichter: Caniz, Drollinger, Creuz, Gellert, Hagedorn, Haller u. A., sowie Tasso's befreites Jerusalem. Wolfgang hatte diese Dichter theilweise memorirt, weßhalb er manchmal aufgerufen ward, zur Unterhaltung der Gesellschaft daraus vorzutragen. Auch Klopstock's Messias, den der Vater verbannte, weil er Gedichte ohne Reim nicht für Poesie hielt, wußte er sich von einem Hausfreunde zu verschaffen, ohne daß derselbe jedoch nachhaltig gewirkt hätte. „Ich verehrte ihn", äußerte Goethe später, „mit der Pietät, die mir eigen

war; ich betrachtete ihn wie einen Oheim. Ich hatte Ehrfurcht vor dem, was er machte, und es fiel mir nicht ein, darüber zu denken und daran Etwas auszusetzen zu wollen. Sein Vortreffliches ließ ich auf mich wirken, und ging übrigens meinen eigenen Weg."

Goethe las nicht bloß; er verarbeitete, reproduzirte und produzirte auch, wie wir zum Theil schon an den stylistischen Uebungen der Exerzitienhefte gesehen haben. Das Gelesene wußte er kräftig und heiter wieder zu erzählen, und bald ersann er, die Mutter nachahmend, deren Redseligkeit auf ihn übergegangen war, selbst Mährchen. Eins dieser Knabenmährchen, „der neue Paris" betitelt, das er seinen Gespielen so oft wiederholen mußte, daß er es bis in späte Jahre behalten, hat er uns in „Wahrheit und Dichtung" freilich in kunstgemäßer Fassung dargestellt. Er selbst ist der Held der Historie. Wie er überhaupt das Leben mährchenhaft zu verschönern verstand, davon haben wir zwei Beispiele bereits mitgetheilt, die Apotheose des Mährchenstuhls und den Irrlichtertanz.

Zu der vielfachen geistigen Beschäftigung des Knaben bildete der Tanzunterricht, welchen der Vater den Kindern ebenfalls selbst ertheilte, ein heilsames Gegengewicht. Mit Knaben seines Alters ging er nicht häufig um; der großen Masse machte ihn seine ohne Zweifel durch die Familienunterhaltungen genährte patrizische

Arroganz so ungenießbar, als er selbst sie „roh“ und „gemein“ fand. Er hielt sich mehr zu Erwachsenen, die trotz einer sich in Alles mischenden Altklugheit gern mit ihm verkehrten. Zu diesen gehörten der Großvater Schultheiß, bei dem er jeden Sonntag zu Mittag speiste; der Oheim Melber, aus dessen Spezereiladen er mit der Schwester vergnügt dem Marktgedränge zuschaute; der Pfarrer Stark, ein anderer Oheim, in dessen Bibliothek er sich fleißig umsah; der Rath Schneider und der Schöff von Olenschlager, zwei Freunde des väterlichen Hauses, u. s. w.

Fünftes Kapitel.

Der siebenjährige Krieg (1756—1763) veranlaßte bald eine bedeutende Störung im Goeth e'schen Hause, indem nach der Besetzung Frankfurts durch die Franzosen am 2. Januar 1759 bis zum Frühjahr 1761 ein „Königslieutenant“ in demselben einquartiert wurde, welcher die Civilvorfälle, die Streitigkeiten zwischen Soldaten und Bürgern zu schlichten hatte, und bei dem deßhalb meist bis in die Nacht hinein eine Menge von Leuten ab- und zuging. Dadurch ward der planmäßige Unterricht Wolfgang's häufig unterbrochen, allein auf der andern Seite führte das neue Leben seinem Geiste neue Erfahrungen und Kenntnisse zu, die er in sich verarbeitete. Schon gleich mit Ausbruch des Krieges war in der Familie eine Meinungsspal-

tung entstanden, indem der alte Schultheiß mit seinen Schwiegersöhnen und Töchtern österreichisch, Goethe, der Vater, aber preußisch gesinnt waren. Wolfgang schloß sich aus Begeisterung für den preußischen Helden dem Vater an, und schrieb für diesen sehr gern die preußischen Siegslieder und die Spottlieder auf die Gegenpartei, zu welcher die Franzosen hielten, ab. Die Einquartierung verstimmte den Vater sehr, obwohl der Königslieutenant, ein Graf Thorane, ein feingebildeter und kunstsinniger Mann war, der seinen Leuten den Befehl gegeben hatte, sich im Hause möglichst ruhig zu verhalten. Die „Frau Rath" (Goethe's Mutter) wußte indessen mit ihrer munteren Gewandtheit ein leidliches Einvernehmen herzustellen; und der junge Wolfgang hatte bald des Grafen Zuneigung erworben.

Dieser, der noch am Abend seiner Ankunft das Gemäldezimmer besichtigt hatte, ließ schon nach einigen Tagen die Frankfurter Maler zu sich rufen, um denselben Manches abzukaufen, und Bestellungen durch sie ausführen zu lassen. Unter den von ihm Beschäftigten befand sich vorzüglich Seekatz aus Darmstadt. Den Malern wurde Wolfgang's helles Mansardenzimmer als Atelier eingeräumt; und er, der sie größtentheils schon von früher kannte, hatte freien Zutritt, und sah somit die Kunstwerke vor seinen Augen entstehen. Auch war

er bei den Bestellungen, Berathungen und Ablieferungen zugegen, und hielt mit seiner Meinung keineswegs zurück. Für den Kunstsinn des Sohnes war dies begreiflich eine gute Schule; der immer verdrießlicher werdende Vater aber konnte sich nie überwinden, in Gegenwart des Grafen die neuen Gemälde zu betrachten. Er ließ in seinem Lehreifer und in seiner Erziehungsstrenge bedeutend nach, und gestattete dadurch den Kindern mancherlei Zerstreuungen in und außer dem Hause, denen sie um so eher nachhängen konnten, als die von Schildwachen besetzte Thüre Tag und Nacht unverschlossen blieb. In der französischen Sprache machte Wolfgang durch Aushorchen des Grafen, der Bedienten, Soldaten und Besuchenden, in kurzer Zeit solche Fortschritte, daß er sich bald in die Gespräche mischen konnte. Noch mehr förderte ihn hierin der Besuch des französischen Theaters, für welchen er vom Großvater ein Freibillet hatte; und zu Hause memorirte er große Stellen aus Racine, und deklamirte dieselben im Pathos der französischen Bühne. Endlich wurde er mit einem zum Theater gehörigen Knaben, Derones, bekannt, in dessen täglichem Umgang er sich bald eine große Fertigkeit in der französischen Konversation erwarb.

Der Besuch des Theaters war aber nicht bloß für die Kenntnisse des Französischen von Bedeutung, son-

dern verstärkte die schon durch das Puppenspiel der Großmutter angeregte Richtung auf das Dramatische bis zu einer wahren Leidenschaft, die der Vater, der vom Nutzen des Theaters keineswegs überzeugt war, erst dann unangefochten gewähren ließ, als der Sohn ihm ein selbstverfaßtes französisches Drama überreichte, nach den halb mythologischen, halb allegorischen Mustern zurechtgemacht, die er damals über die Bühne gehen sah. Dies war, einige fragmentarische Versuche zu Nachahmungen des Terenz abgerechnet, seine dramatische Erstlingsarbeit, über welche aber die Critik seines Freundes Derones so unerbittlich waltete, daß „kein Stein auf dem andern blieb“. Dies hatte die Folge, daß Goethe, der eilf- bis zwölfjährige Knabe, die Theorie des Schauspiels aus französischen Quellen selbst studirte; nachher wurde nebst Corneille und Molière, Racine sein Liebling, den er durch Oleschlager kennen gelernt, welcher den Britannikus durch Kinder hatte aufführen lassen, wobei Wolfgang die Rolle des Nero zugefallen war. Durch diese Liebhaberei am Theater wurde jedoch die an Gemälden nicht in den Hintergrund gedrängt; und als Thorane auf die barocke Idee kam, die fertigen Landschaften von den Thiermalern noch mit Viehheerden und von den Menschenmalern mit Hirten und Wanderern spicken zu lassen, da zogen die erbosten

Maler den jungen Wolfgang oft zu Rathe, und führten dessen Vorschläge aus. Als die Bilder endlich fertig waren, schickte sie der Graf in die Provence, wo sie zur Dekorirung seines Stammschlosses dienen sollten.

Länger als zwei Jahre hielt Goethe, der Vater, den Königslieutenant nicht aus. Schon am Charfreitag 1759, am Tage der Schlacht bei Bergen, deren Kanonendonner Wolfgang vom Speicher aus belauschte, hatte eine unangenehme Begegnung stattgefunden. Der über den Sieg der Seinigen erfreute Franzose hatte zu seinem Hausherrn gesagt: „Sie werden uns und Ihnen Glück wünschen, daß diese gefährliche Sache so gut abgelaufen ist!“ — „Keineswegs“, erwiederte Goethe mit Ingrimm; „ich wollte, sie hätten Euch zum Teufel gejagt, und wenn ich hätte mitfahren sollen!“ In der ersten Wuth über diese Antwort wollte der Königslieutenant den kaiserlichen Rath auf die Hauptwache führen lassen, um ein Exempel an demselben zu statuiren. Er ließ sich zwar durch die kluge Frau Rath, der er stets mit der galantesten Artigkeit begegnete, beschwichtigen; aber der Groll des Rathes verstärkte sich immer mehr. Zu Anfang des Jahres 1761 ließ dieser endlich alle Minen springen, um Jenen los zu werden; und Thorane wurde in der That umquartiert. Auch blieb das Haus in Zukunft mit Einquartierung verschont.

Sechstes Kapitel.

Die Ruhe und Stille heiterte den Vater wieder auf; der Unterricht der Kinder nahm die frühere Regelmäßigkeit an, und wurde durch manches Lehrfach erweitert; Wolfgang bezog sein Mansardenzimmer wieder. Der im Hause wohnende Legationsrath Moritz ertheilte ihm Unterricht in der Mathematik, und die tägliche Zeichnenstunde eines andern Lehrers besuchte der Vater, der nie gezeichnet hatte, mit den Kindern, welchen er durch Eifer und Ausdauer das beste Beispiel gab. Der Sohn hatte keine besondere Naturanlage dafür; und dies ist bei dem Triebe, der ihn immer zur ausübenden Kunst zog, als ein wahres Glück zu betrachten. Gleichwohl hat er später durch Zeichnen, Malen und Kupferstechen seiner Poesie viele

Tage und Monate geraubt, obwohl diese Uebungen nicht ohne Gewinn blieben, wie er denn selbst darüber sagt: „Die Gegenständlichkeit meiner Poesie bin ich denn doch jener großen Aufmerksamkeit und Uebung des Auges schuldig geworden, so wie ich auch die daraus gewonnene Kenntniß hoch anzuschlagen habe." Gleichzeitig mit dem Zeichnen begann der Musikunterricht, und zwar mit dem Klavierspiel. Allein wenn es Wolfgang auch nicht an tiefer und inniger Empfänglichkeit für Musik fehlte, was schon aus seinem Feingefühl für sprachlichen Wohlklang und Rhytmus hervorgeht, so fehlten ihm doch alle Anlagen zur Praxis und Produktion, so daß dieser Unterricht bald in's Stocken kam. In den Jünglingsjahren beschäftigte er sich, aber auch nur auf kurze Zeit, mit Flöte und Violoncell. Der Dichter dachte indessen nie geringe von der Kunst der Musik; „es geht von ihr eine Wirkung aus, die Alles beherrscht," sagte er; und in dem Lied „an Lina" gesteht er dem gesungenen Liede ausdrücklich den Vorzug vor dem gelesenen zu. Ueber den Werth der Musik als Erziehungsmittel endlich spricht er sich in den „Wanderjahren" mit folgenden Worten aus: „Bei uns ist der Gesang die erste Stufe der Ausbildung; alles andere schließt sich daran und wird dadurch vermittelt. Der einfachste Genuß, sowie die einfachste Lehre werden bei uns durch Gesang be-

lebt und eingeprägt; ja selbst was wir überliefern von Glaubens= und Sittenbekenntniß, wird auf dem Wege des Gesanges mitgetheilt..... Von allem denkbaren haben wir die Musik zum Elemente unserer Erziehung gewählt, denn von ihr laufen gleichgebahnte Wege nach allen Seiten."

Zu alle dem Genannten kam noch der Unterricht in zwei weiteren Sprachen, im Englischen und im — Hebräischen. Das Englische lernte der Vater mit den Kindern bei einem Sprachlehrer, welcher angekündigt hatte, innerhalb vier Wochen Jeden so weit zu bringen, daß er sich selbst forthelfen köune. Der Erfolg war befriedigend. Was das Hebräische betrifft, so hatte der Knabe schon früh (1758) das sogenannte Judendeutsch eingeübt, d. h. eine von Rechts nach Links gehende Kurrentschrift, in welcher die Juden das Deutsche schreiben, ja er hatte in das oben erwähnte Exerzitienheft eine „Anweisung zur deutsch-hebräischen Sprache" aufgenommen, die ihn nach der Nationalsprache der Juden lüstern machte. Der Rektor des Barfüßergymnasiums, ein alter, geistreicher und sarkastischer Mann, ertheilte ihm auf des Vaters Bitten Unterricht im Hebräischen, der nach Ueberwindung der Elemente unvermerkt in Kritik und Exegese des alten Testaments auslief. Der alte Rektor war zwar sehr vorsichtig, wie man es nennt, wenn Erzieher den Kindern einen Glauben nicht nehmen mögen, den sie selbst nicht haben; allein er verwies seinen Schüler auf das große englische Bibelwerk in seiner Bibliothek, welches „schwere und bedenkliche" Stellen nach deistischer Anschauungsweise auslegte. Die Beschäftigung mit dem alten Testament setzte jedoch vorzugsweise das poetische Talent **Wolfgang's** in Bewegung, welches sich schließlich auf die Patriarchengeschichte konzentrirte, der er seinen ersten epischen Stoff entnahm. Hierin begegnete er einer Zeitrichtung; denn Patriarchaden und überhaupt biblische Epen waren damals in Deutschland allgemein an der Tagesordnung, von **Klopstock's** Messias an bis zu **Bodmer's** „sionischen Gesängen" und einem „Daniel in der Löwengrube" **Moser's** herab, von welchen besonders der Letztere trotz seiner hochtrabenden Trivialität Eindruck auf ihn machte. Da er jedoch des **Klopstock'schen** Hexameters nicht Meister werden konnte, so faßte er sein Epos „Joseph" lieber in Prosa. Er diktirte dasselbe — eine Manier, die er vom Vater annahm, und sein ganzes Leben lang für Arbeiten beibehielt, bei welchen nicht Rücksichten oder Diskretion eine Ausnahme geboten —, also er diktirte das Epos dem Schreiber des Vaters, und es schwoll zu einem starken Quartband an, den er mit einem Anhang ebenfalls (nach dem Muster von **Elias Schlegel's** jüng=

stem Gericht) selbstverfertigter „geistlichen Oden“ dem Vater überreichte, unter welch' Letzteren sich eine zur Feier der „Höllenfahrt“ Christi befand, die durch Abdruck in einer damals in Frankfurt erscheinenden Zeitschrift der Vergessenheit entrissen wurde. Obwohl schon 1762, also in des Knaben dreizehntem Lebensjahre, entstanden, zeichnet dieselbe sich doch durch überraschendes Ebenmaaß und Gewandtheit der Sprache, sowie durch Reinheit des Reims aus. Die übrigen Gedichte des Bandes, sowie ein starker Vorrath „anakreontischer Gedichte“, die aber dem Vater, angeblich weil sie reimlos waren, nicht gezeigt wurden, sind leider verloren gegangen.

Auch in die vielen Sprachen, deren unser Dichter bis jetzt mehr oder weniger mächtig geworden war, suchte dessen poetischer Trieb Einheit und Gleichgewicht zu bringen. Er ersann einen Roman, in welchem sich sieben Geschwister aus der Ferne in verschiedenen Sprachen Nachricht von einander mittheilen sollten. Den Stoff nahm er hauptsächlich aus der Geographie: „ich studirte“, sagt er, „die Geographie der Gegenden, wo meine Geschöpfe sich aufhielten, und erfand zu jenen trockenen Lokalitäten allerlei Menschlichkeiten hinzu, die mit dem Charakter der Personen und ihrer Beschäftigung einige Verwandtschaft hatten.“

Durch das Vielerlei des Unterrichts — der noch

die Elemente der Jurisprudenz in sich schloß — und der Privatbeschäftigung gewöhnte sich Goethe an das Abspringen von einem Gegenstand zum andern je nach Lust und Laune; und wenn er in Folge dessen mit anhaltendem, konsequentem Fleiße nie arbeiten konnte — alle größeren Produktionen des Dichters, Dramen und Epen, sind entweder in außerordentlich kurzer Zeit in Einem Gusse (wie Werther und Clavigo), oder stoß- und ruckweise, mit langen Unterbrechungen (wie Egmont, Wilhelm Meister, Faust) zu Stande gekommen, oder aber (wie Prometheus, Mahomet, Nausikaa, Elpenor, die Achilleis) gar nicht vollendet worden —, so bewahrte ihn nur die Universalität seines Genies vor den Nachtheilen eines regellosen Thätigkeitstriebs.

In die Jahre, in welche wir mit Goethe getreten sind, fallen auch die Anfänge jener Naturstudien, welchen er in seinen späteren Jahren so viele Liebe und Zeit widmete. Schon als kleines Kind fühlte er „einen Untersuchungstrieb gegen natürliche Dinge“, zerpflückte er Blumen, und berupfte Vögel. Jetzt experimentirte er mit einem Magnetstein, und versuchte sogar die Zusammensetzung einer Elektrisirmaschine. Hätte er ein ernstes Studium unter sachverständiger Leitung verfolgen können, so wäre er ohne Zweifel ein großer Naturforscher geworden, da

er schon durch seinen Dilettantismus unzählige Fachmänner beschämte. Sein Untersuchungstrieb empfing stets neue Nahrung: der Vater verwendete ihn nicht blos bei'm Versuch der Seidenwürmerzucht, bei'm Bleichen der Kupferstiche u. s. w., sondern er schickte ihn auch von Kindheit auf mit Aufträgen, Instruktionen und Mahnungen zu Handwerkern und Künstlern, die er beschäftigte. Hierdurch lernte er Dinge und Menschen kennen, und legte mitunter selbst Hand mit an, wie er denn auch in späterer Zeit nicht nur den Verkehr mit Handwerkern fortsetzte, sondern auch sich selbst in mancherlei Handarbeit übte. Auch durch die Straßen der Stadt oder vor den Thoren derselben machte er seine beobachtenden Wanderungen. Auf des Vaters Grundstücken befaßte er sich mit Gartengeschäften; und die Weinlese gewährte ihm jedes Mal einen hohen Genuß.

Der Fecht- und Reitunterricht, welchen er um diese Zeit empfing, vermehrte noch seine Abneigung gegen den Umgang mit Altersgenossen: namentlich kränkte es den anspruchsvollen Jungen sehr empfindlich, wenn er eines Versehens wegen ausgelacht wurde. Uebrigens ist er später ein kecker und leidenschaftlicher Reiter geworden. Unter den älteren Männern, an welche er sich mit Vorliebe und mit Nutzen für seine Ausbildung anschloß, werden besonders genannt der

Publizist von Oleschlager, der sich eben mit einer „Erläuterung der güldenen Bulle“ beschäftigte, ein durch Reisen vielseitig gebildeter Mann, der den jungen Goethe zum Höfling und Diplomaten heranzubilden suchte; der starrsinnige Sonderling und Menschenfeind von Reineck, der den Knaben ebenfalls über Welt- und Staatsverhältnisse gesprächsweise unterrichtete, und der nicht minder menschenfeindliche, unsaubere Hofrath Huisgen, der mit Gott und der Welt Händel hatte. Auch später liebte es Goethe, mit bizarren Menschen umzugehen; und hauptsächlich ihnen gegenüber entwickelte er die Unabhängigkeit seines Charakters.

Siebentes Kapitel.

Man pflegt in allen Jugendgeschichten berühmter Männer ein großes Gewicht auf die religiöse Entwickelung derselben zu legen; und da die Darstellung derselben selten etwas anders sein kann, als die Darstellung pädagogischer Verkehrtheiten, die so lange ihr Interesse nicht verlieren, als sie wiederkehren — und in der That scheinen sie unausrottbar zu sein —, so wollen wir auch bei unserm Goethe, der nun im Konfirmationsalter steht, dabei verweilen, obwohl denselben die Religion und namentlich der Religionsunterricht bei Weitem weniger affizirte, als die meisten andern Menschen. Wenn wir ihn sich mit der Patriarchengeschichte haben beschäftigen sehen, so war es kein religiöses Interesse, das er an derselben nahm, sondern

ein rein poetisches, ein Gesichtspunkt, der auch bei seiner genauen Kenntniß der Bibel im Auge zu behalten ist. Die sprechenden Esel und die stillstehenden Sonnen und Monde des alten Testaments konnten keinen Glauben finden bei einem Knaben, der von Natur aus mehr zum Natürlichen und Menschlichen, als zum Wunderbaren und Göttlichen neigte, und dessen Vernunft durch Unterricht und Privatlektüre so überraschend ausgebildet worden war. Was wir von „Beten im Stillen Kämmerlein" oben berichteten, das war höchstens kindische Nachahmung, wie ja die Religion unserer Tage fast ohne Ausnahme eine zur gedankenlosen Gewohnheit gewordene Nachahmung kindischer Ueberlieferungen ist. Uebrigens hätte Goethe nicht Kind und Knabe sein müssen, um nicht auch in die mystischen Kreise gezogen zu werden, in deren Mittelpunkt die Freundin seiner Mutter, die fromme Susanne Katharine von Klettenberg, stand, und in denen selbst die Poesieen sich bewegten, die ihm als erste Muster gedient. Aber der Zweifel trieb ihn immer wieder heraus. Als im Sommer 1761 ein neuer „Senior" des Frankfurter Pfarrerkollegiums einen zusammenhängenden Religionskursus in Kanzelreden ankündigte, suchte er hier Belehrung und schrieb die Predigten nach, bis er sich nach einem Vierteljahr überzeugte, daß der gute Mann wohl ein trockener

Dogmatiker, aber kein Lehrer war, bei dem man Aufklärung suchen dürfe. Auf Ostern 1763 sollte er konfirmirt werden. Den vorbereitenden Unterricht genoß er bei einem alten Pastor, der der Seelen Seligkeit im mechanischen Auswendiglernen des Katechismus und der „Heilsordnung" fand, welchem leeren Strohdrusch der Knabe Goethe denn doch so wenig eine angenehme Seite abzugewinnen wußte, daß er sich während der Lektionen allerlei Zerstreuungen hingab. Bei der Hauptprüfung vor der Konfirmation las er seine Formeln von einigen in den Hut versteckten Blättern herunter, die man dem Geistlichen abgelockt hatte, und die lange Jahre verschiedenen Konfirmanden die gleichen Dienste leisteten. Gleichwohl nahm er den Empfang des Abendmahls sehr ernst, weil der Spruch, daß wer das Sakrament unwürdig genieße, „sich selbst das Gericht esse und trinke", einen beängstigenden Eindruck auf seine Phantasie machte, dessen er jedoch bald ledig wurde.

Achtes Kapitel.

Der jetzt vierzehnjährige Goethe stürzte sich nun in das Leben, welches er sogleich in Tiefen kennen lernte, die sich sonst Knaben dieses Alters noch zu verhüllen pflegen. Der Unterricht, welchen er empfing, sowie die Privatlektüre, der er sich ohne Wahl hingeben konnte, hatten bereits eine gewisse Frühreife, und sein Umgang mit Erwachsenen Altklugheit bewirkt; durch den Umgang mit Derones war er hinter die Koulissen der Schauspielerwelt gekommen, und hatte Herren und Damen sich an- und auskleiden und vor den Kindern nicht im Mindesten in Wort und That geniren sehen; auch war er als elfjähriger Knabe schon galant gegen die Schwester seines Freundes gewesen, die nur wenige Jahre älter war. Ueberhaupt scheint ihm die Wahl

seines Umgangs stets selbst überlassen gewesen zu sein; und wahrscheinlich hat die Mutter dem strengeren Vater gegenüber die Rolle der nachsichtigen Vertuscherin gespielt, die bei einem Kinde von anderer Natur höchst gefährlich hätte werden müssen, aber auch bei Wolfgang nicht ohne Folgen blieb.

Jetzt wurde dieser mit einigen jungen Leuten bekannt, die den sogenannten mittleren oder niederen Ständen angehörten, aber, nicht ohne Geist und Bildung, sich durch Abschreiben für Advokaten oder durch Privatunterricht oder Besorgung von Kommissionen ihren Lebensunterhalt erwarben, und in abendlichen Zusammenkünften sich Etwas zu Gute thaten. In diese Konventikel wurde Goethe aufgenommen, dessen poetisches Talent auch sogleich durch einen muthwilligen Streich Nahrung fand, indem man einen gereimten Liebesbrief von ihm verlangte, in welchem ein verschämtes junges Mädchen einem Jüngling, den man mystifiziren wollte, ihre Neigung offenbaren sollte. Die Mystifikation gelang und führte zu noch mehreren poetischen Episteln, so daß die Genossen endlich auf die Idee kamen, Bestellungen auf Gelegenheitsgedichte anzunehmen und durch Goethe ausführen zu lassen, aus deren Ertrag sie sich gemeinsam lustige Abende machten. An diesen lustigen Abenden nahmen auch junge Mädchen Theil, und Goethe fand bald, daß eigentlich Jedem von der Gesellschaft eine Frau nöthig sei.

In diesem Kreise lernte er die moralische Zerrüttung der bürgerlichen Gesellschaft zuerst näher kennen; wie „wie viele Familien“, sagt er in seiner Selbstbiographie, „hatte ich schon näher und ferner durch Bankerotte, Ehescheidungen, verführte Töchter, Morde, Hausdiebstähle, Vergiftungen entweder in's Verderben stürzen oder sich auf dem Rande kümmerlich erhalten sehen, und hatte, so jung ich war, in solchen Fällen zu Rettung und Hilfe öfters die Hand geboten; denn da meine Offenheit Zutrauen erweckte, meine Verschwiegenheit erprobt war, meine Thätigkeit kein Opfer scheute, und in den gefährlichsten Fällen am liebsten wirken mochte, so fand ich oft genug Gelegenheit, zu vermitteln, zu vertuschen, den Wetterstrahl abzuleiten, und was sonst nur Alles geleistet werden kann, wobei es nicht fehlen konnte, daß ich sowohl an mir selbst als durch Andere zu manchen kränkenden und demüthigenden Erfahrungen gelangen mußte.“

Allein in diesem Kreise lernte er auch zum ersten Mal die Liebe kennen durch ein Mädchen von nicht gewöhnlicher Schönheit, dem er in seinem „Faust“ ein unvergängliches Denkmal setzte. Es war „Grethchen“, allgemein „das schöne Grethchen“ genannt, die Tochter des Rosenwirths von Offenbach, die zu Frankfurt in abhängigen Verhältnissen im Hause von Verwandten

lebte. Von dem Abende an, an welchem er sie zuerst sah, ward er hingerissen, wagte aber lange nicht, sie anzureden, sondern begnügte sich damit, sich in der Kirche, die er deßhalb sehr fleißig besuchte, an ihrem Anblick zu weiden. Nach des Dichters Beschreibung war über ihr ganzes Wesen eine natürliche Anmuth ausgebreitet und hob alle ihre Bewegungen; ihre Haltung war sittsam, und gegen unziemliche Vertraulichkeiten beobachtete sie eine anständige Zurückhaltung. Diese kehrte sich, wie es scheint, auch gegen ihn, als er endlich eine Erklärung gewagt hatte, denn sie gestattete ihm nicht ein Mal den Kuß: „Nicht küssen", sagte sie, „das ist so was Gemeines, aber lieben, wenn's möglich ist." Ebenso wenig duldete sie eine Berührung oder gab sie ihm die Hand; nur die Gunst erwies sie ihm manchmal, wenn er schrieb oder verlas, den Arm auf seine Schulter zu legen und in's Buch oder auf's Blatt zu blicken. Auch hielt sie ihn von weiteren Mystifikationen jenes jungen Mannes ab, ein Zug, der sehr für ihren Charakter spricht.

Unterdessen nahte das Schauspiel der Wahl und Krönung eines deutschen Kaisers heran. Jene fiel auf den Erzherzog Joseph (Joseph II.) und diese fand am 3. April 1764 statt. Daß die länger als drei Monate dauernden Vorbereitungen und Festivitäten die volle Aufmerksamkeit Goethe's in Anspruch nahmen,

und ihm eine große Menge von neuen Erfahrungen und Anschauungen zuführten, läßt sich denken. Der Vater ging die Wahl- und Krönungsdiarien der beiden letzten Krönungen und die Wahlkapitulationen mit ihm durch, um ihn mit der bunten Verfassung des „heiligen römischen Reichs germanischer Nation" vertraut zu machen, was dem künftigen Juristen oder Diploten natürlich unentbehrlich war. Ueber die Aufzüge und überhaupt über Alles, was er sah und hörte, mußte er dem Vater täglich mündlich und schriftlich Bericht erstatten; mehr aber noch spornte ihn zu aufmerksamer Beobachtung die Neigung zu Grethchen, der er ebenfalls Alles wiederholen und erklären mußte, und deren Anerkennung ihm die aller Anderen überwog. Kurz vor der Krönung verspätete er sich ein Mal bei der Geliebten und konnte, weil er den Hausschlüssel vergessen, nicht ohne Aufsehen nach Hause kommen. Daher blieb die Gesellschaft den Rest der Nacht beisammen, und er war glücklich, als nach einer langen Unterhaltung in der Fensternische, während die Andern bereits schlummerten, endlich auch Grethchen's Haupt schlafend auf seine Schulter sank, und sie ihn am Morgen, liebenswürdiger als je, mit einem herzlichen Händedruck entließ. Am Abend des Krönungstags selbst durchzog er, die Geliebte am Arm, und sich seliger als ein Gott fühlend, die illuminirten Straßen, und an

der Thüre ihres Hauses gab ihm Grethchen zum Abschied — als wenn eine Ahnung der kommenden Dinge sie durchzittert hätte — einen Kuß auf die Stirne, den ersten und einzigen, denn er sollte sie nicht wiedersehen.

Die Polizei war nämlich einem Komplott von jungen Leuten auf die Spur gekommen, die sich mit Mystifikationen und Fälschungen befaßten, und in das man auch Goethe und Grethchen's Vettern verwickelt glaubte, da als einer ihrer Versammlungsörter auch das Haus bezeichnet war, welches der Erstere zu besuchen pflegte. In der ersten Ueberraschung gestand dieser dem Hausfreund Schneider sein Verhältniß zu Grethchen und deren Vettern, was in der patrizischen Sippschaft natürlich nicht geringes Aufsehen erregen mußte, bereute diese Uebereilung aber bald so tief, daß er im Glauben, der Geliebten und den Freunden ein großes Unglück bereitet zu haben, sich der Länge nach auf die Erde warf und den Boden mit seinen Thränen benetzte. Weder die Bitten von Mutter und Schwester, noch die am zweiten Tag vom Vater für das schreckliche Verbrechen, mit Leuten „geringen Standes“ — deren Unschuld sich übrigens bald herausstellte — umgegangen zu sein, ertheilte Amnestie vermochten ihn zu trösten oder zu bewegen, den weiteren Feierlichkeiten der Krönung ein Interesse abzugewinnen.

Grethchen ihrerseits mußte das Verbrechen, einem vornehmen Jungen Liebe eingeflößt zu haben, mit Verbannung büßen, denn ohne Zweifel verließ sie Frankfurt nicht freiwillig. Goethe fiel selbst in eine Krankheit, die erst dann wieder ganz sich hob, als er das Bekenntniß erfuhr, welches das Mädchen, ohne Zweifel aus Zartgefühl in dieser Gestalt über ihr Verhältniß zu ihm abgelegt hatte, und welches lautete: „Ich kann nicht leugnen, daß ich ihn oft und gern gesehen habe; aber ich habe ihn immer als ein Kind betrachtet, und meine Neigung zu ihm war wahrhaft schwesterlich. In manchen Fällen habe ich ihn gut berathen, und anstatt ihn zu zweideutigen Handlungen aufzuregen, habe ich ihn verhindert, an muthwilligen Streichen Theil zu nehmen, die ihm hätten Verdruß bringen können.“ Für ein Kind gehalten zu werden, das war ihm unerträglich. Gleichwohl begleitete ihn die Erinnerung an seine erste Jugendliebe bis in das späteste Alter.

Neuntes Kapitel.

Unmittelbar nach dieser Katastrophe gesellte ihm der Vater einen jungen Gelehrten als Aufseher bei, dessen wohlwollendes Wesen sein verwundetes Gemüth bald zu gewinnen wußte, obschon Anfangs sein Selbstgefühl sich gekränkt gefühlt hatte. Während er unter des Vaters Anleitung die juristischen Studien fortsetzte — begonnen hatte er sie schon mit dem zwölften oder dreizehnten Jahre, indem er den Hopp'schen Katechismus der Institutionen auswendig lernte, und sich mit dem Corpus Juris vertraut machte — und sich in die Geschichte der alten Literatur, in enzyklopädische Werke wie Morhof's Polyhistor und Bayle's philosophisch-historisches Wörterbuch und in lateinische Klassiker vertiefte, wobei die griechischen Schriftsteller und

seine hebräisch-biblischen Liebhabereien in den Hintergrund traten, suchte ihn sein neuer Quasihofmeister in die Wolffi'sche Philosophie einzuführen, aber ohne Erfolg, denn für Philosophie hatte Goethe, wie er selbst sagt, kein Organ. Er hielt eine abgesonderte Schulphilosophie gar nicht für nothwendig, weil die Philosophie in Religion und Poesie schon enthalten sei. Besser sprach ihn die Geschichte der Philosophie an und aus ihr besonders die ältesten Systeme, in welchen Poesie, Religion und Philosophie noch in Eins zusammenfallen. Beim Weiterschreiten konnte er sich immer weniger zurecht finden; schon der platonischen und aristotelischen Philosophie wußte er keinen Geschmack mehr abzugewinnen.

Im Sommer machte er mit seinem Mentor häufige Ausflüge. Doch fühlte er sich Anfangs unheimlich in den Straßen und an Orten, wo er sich der Beobachtung ausgesetzt glaubte. Er mochte sich wohl des Aufsehers schämen; auch mochte er, nachdem Gretchen in den Hintergrund seiner Seele getreten war, in seinem aristokratischen Dünkel glauben, man sehe ihm an, daß er einst mit „gemeinen Leuten" sich abgegeben. Darum suchte er am liebsten die Einsamkeit der Wälder und nahen Gebirge auf, in welchen er sich im Zeichnen nach der Natur übte. „Mir waren", sagt er, „die gleichgiltigsten Blicke der Menschen beschwerlich;

ich hatte jene bewußtlose Glückseligkeit verloren, unbekannt und unbescholten umherzugehen, und in dem größten Gewühle an keinen Beobachter zu denken."

In dieser Zeit, in welcher er sich aus falschem Ehrgefühl von der Außenwelt so viel als möglich abwendete, schloß er sich um so inniger seiner Schwester Kornelia an, mit der ihn schon von Jugend auf, als der Genossin seines Lernens und seines Spiels, die herzlichste Zuneigung verband. Ihr mehr männlicher als weiblicher Charakter kam der damaligen Weichheit seiner Stimmung wohlthuend entgegen. Sie war wohlgebildet, aber ohne weibliche Schönheit und Anmuth, mit einer gewissen Gemessenheit im Betragen, und soll sich bewußt gewesen sein, daß sie auf die Männerwelt wenig Anziehungskraft üben könne, weshalb sie in der Liebe des einzigen Bruders einen Ersatz suchte. Dennoch flößte sie einem jungen Engländer, der in einem Frankfurter Institute gebildet wurde, eine lebhafte Neigung ein; ihr Bruder wurde der Vertraute dieser Liebe, was zugleich den Vortheil für ihn hatte, daß er sich im mündlichen Gebrauche des Englischen vervollkommnete. Durch Anschließen von Freunden und Freundinnen des Einen und des Andern entstand ein kleiner geselliger Zirkel, der sich im Winter mit Schlittenpartheieen und im Sommer (1765) mit ländlichen Ausflügen und Wasserfahrten belustigte, bei welchen

auch die Poesie Goethe's wieder in Fluß gerieth. Das verliebte Paar selbst war stets ernst, und mochte seltsam gegen die heiteren Genossen abstechen. Einer von diesen, ein auf Jesuitenschulen gebildeter, mit großer Welt- und Menschenkenntniß ausgerüsteter junger Mann von zwei- oder dreiundzwanzig Jahren, war voll ausgelassenen Humors, hinter welchem sich jedoch die tiefste Menschenverachtung barg, die er auch dem jungen Goethe einzupflanzen suchte. Diesem näher an Alter stand Johann Adam Horn, der mit ihm zur Universität abgehen sollte, ein harmloser, munterer Jüngling, der selbst sein etwas unregelmäßiges, aber keineswegs unangenehmes Aeußeres zur Zielscheibe des Witzes hergab, und mit Wolfgang in kroteskpoetischer Verherrlichung der Lustpartheien wetteiferte.

So nahte die Zeit heran — Michaelis 1765 —, in welcher unser junger Dichter eine Universität beziehen sollte, noch sehr jung allerdings, aber doch gehörig vorbereitet. Der Vater hatte ihn der juristischen Laufbahn bestimmt, obwohl er selbst nicht die mindeste Lust dafür bezeigte; auch mußte er statt nach Göttingen, wohin seine Neigung ihn zog, nach Leipzig gehen, und zwar aus dem gewiß triftigen Grunde, weil auch der Vater daselbst studirt hatte. Der Sohn wendete gegen die stundenlangen Auseinandersetzungen und gegen die Projekte, die er anhören mußte, Nichts

ein, gedachte aber im Stillen, dem Drange seines Wesens, die Harmonie seines Innern zu entwickeln, und die Menschheit in seiner Natur auszuprägen, vor Allem zu genügen, und sich dem Studium der Philologie, als dem eigentlichen Humanitätsstudium, zu widmen. Denn er war der Ueberzeugung, daß in den alten Sprachen nicht blos alle Muster der Redekünste, sondern zugleich „alles andere Würdige, was die Welt jemals besessen," aufbewahrt sei; die Philologie umschloß ihm demgemäß nicht allein die Sprachen und Literaturen, sondern auch „die Alterthümer, die Geschichte und Alles, was daraus hervorquillt." Als die wünschenswertheste Stellung für einen jungen Mann, dem es um Förderung eigener und fremder Bildung zu thun wäre, betrachtete er einen akademischen Lehrstuhl; und um sich für einen solchen zu befähigen, hätte er eben die Universität Göttingen vorgezogen, wo Heyne, Michaelis und andere berühmte Männer lehrten.

Aber nach des Vaters Willen fuhr er auf Michaelis in Begleitung des Buchhändlers Fleischer und seiner Frau durch das Allerheiligenthor Leipzig zu,

> So wie ein Vogel, der auf einem Ast
> Im schönsten Wald sich freiheitathmend wiegt,
> Der ungestört die sanfte Luft genießt,
> Mit seinen Fittichen von Baum zu Baum,
> Von Busch zu Busch sich singend hinzuschwingen.

II. Universitätsjahre.

(1765—1771.)

Zehntes Kapitel.

Das Reisewetter war unfreundlich; ein anhaltender Regen hatte die Wege, besonders in Thüringen, äußerst verdorben. In der Gegend bei Auerstädt blieb sogar der Wagen bei einbrechender Nacht stecken; und durch die Anstrengungen, ihn aus dem Morast zu bringen, zog sich Goethe einen Brustschmerz zu, der von Zeit zu Zeit wiederkehrte, und ihn erst nach vielen Jahren völlig verließ. In Leipzig langte er in den ersten Oktobertagen, also zur Meßzeit an. In dem Menschen- und Waarengewühl fand er im Allgemeinen nur „die Fortsetzung eines vaterländischen Zustandes"; den Reiz der Neuheit gewährten ihm nur die polnischen, russischen und griechischen Kaufleute. Die Stadt selbst machte einen guten Eindruck auf ihn, obwohl er in

ihr die alterthümliche Färbung seiner Vaterstadt vermißte. Er miethete sich in der „Feuerkugel", einem geräumigen Hause zwischen dem alten und dem neuen Neumarkte, zwei Zimmer, und ließ sich am 19. Oktober als Student in der „bairischen Nation" einschreiben.

Der Vater hatte seinen Sohn besonders an einen Professor der Geschichte und des Staatsrechts, den Hofrath Böhme, empfohlen, in dessen Hause er freundlich empfangen wurde, und dessen kränkliche, aber sehr zarte und sanfte Gemahlin es verstand, einen Kreis von jungen Leuten um sich zu versammeln, auf welchen sie mit dem Zauber ihrer Liebenswürdigkeit und ihrer Bildung veredelnd und begeisternd wirkte. Sobald der Buchhändler Fleischer wieder zurück gereist war, so vertraute Goethe dem Hofrath in ausführlicher Rede seinen Plan, sich ganz dem Studium der alten Literatur zu widmen, wobei er die Absicht auf eine dichterische Laufbahn im Hintergrunde durchblicken ließ. Aber der Jurist hielt ihm eine energische Strafpredigt und bewies ihm an dem Beispiele vieler eleganten Juristen, daß das Rechtsstudium nicht ein Mal ein Umweg sei, wenn man sich eine gründliche Kenntniß der Alten erwerben wolle; die Frau Hofrath wußte durch liebevolles Zureden den letzten Rest von Widerstand gegen ihres Gemahls Gründe zu beseitigen.

Dieser ordnete denn an, daß Geothe Philosophie, Rechtsgeschichte, Institutionen vorzugsweise hören sollte, ließ sich jedoch auch ein literarhistorisches Kollegium und die praktischen Uebungen bei Gellert gefallen, obwohl dieser im Zirkel seiner Frau nicht in Gunst stand.

Der geisttödtende Mechanismus in der akademischen Lehrmethode jener Zeit konnte dem geistvollen Studenten natürlich nicht ansprechen. Anfangs zwar befolgte er getreulich die Vorschriften, welche er nachher im „Faust" dem Schüler ertheilen ließ:

> Doch vorerst dies halbe Jahr
> Nehmt ja der besten Ordnung wahr.
> Fünf Stunden habt Ihr jeden Tag,
> Seid drinnen mit dem Glockenschlag!
> Habt Euch vorher wohl präparirt,
> Paragraphos wohl einstudirt, u. s. w.

Allein bald hatte er die Erfahrungen gemacht, welche in derselben Szene des „Faust" Mephistopheles mit so beißender Ironie schildert. Ihn, der stets in lebendiger Anschauung sich zu bewegen gewöhnt war, beängstigten in den philosophischen Kollegien die Abstraktionen der Logik, welche den Geist in spanische Stiefel einschnüren, damit er bedächtiger die Gedankenbahn hinschleiche, und nicht in Kreuz und Quer irrlichterire:

Zwar ist's mit der Gedankenfabrik
Wie mit einem Webermeisterstück,
Wo Ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein herüber, hinüber schießen,
Die Fäden ungesehen fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt:
Der Philosoph der trat herein,
Und bewies ihm, es müßt' so sein:
Das Erste wär' so, das Zweite so,
Und drum das Dritt' und Vierte so;
Und wenn das Erst' und Zweite nicht wär',
Das Dritt' und Vierte wär' nimmermehr.

Das, fand er, sprach der Schüler Alles nach, ohne im Geringsten die Gedankenwebekunst zu lernen. In der Metaphysik sah er, wie man sich tiefsinnig zu erfassen bemühte, was doch in des Menschen Hirn nicht paßt, und für Alles, was drein geht und nicht drein geht, ein prächtiges Wort zu Gebot hatte.

Die juristischen Kollegien fand er bald langweilig, da er sich deren Hauptinhalt bei'm Vater längst eingeprägt hatte. Seine Hefte wurden daher gegen Fastnacht 1766 hin immer lockerer und lückenhafter, bis das Ende derselben im Frühjahr mit dem Schnee zugleich verschmolz und sich verlor. Nach dem ersten Semester scheint er die Rechtswissenschaft ganz vernachlässigt zu haben, ohne daß der Vater es bemerkte.

Aber auch die Philologen vermochten ihn nicht zu fesseln. Er hörte Ernesti's Vorlesungen über Cicero's Orator, ohne bemerkenswerthe Aufschlüsse über die Grundsätze der schönen Rede, ohne einen festen Maaßstab des Urtheils dadurch zu bekommen. Gellert hatte zwar seine Achtung als ein Mann, der den Kreis der geistigen Interessen, von welchen damals die Welt bewegt war, mit feinem Sinne in sich aufzunehmen verstand, erkannte aber bei seiner Kränklichkeit und Hypochondrie und bei seinem gänzlich verschiedenen Charakter und seiner befangenen, pedantischen Geschmacksrichtung weder den Mensch, noch den Dichter in dem jungen Goethe, den er mit dem großen Haufen in Bausch und Bogen behandelte, weshalb auch ein näheres Verhältniß anzuknüpfen von dem Letzteren nicht versucht wurde. Um zu beweisen, daß er die höhere Dichternatur in der That nicht begriff, sagt uns Goethe von ihm: „In allen Vorlesungen über den Geschmack habe ich ihn nie die Namen Klopstock, Kleist, Wieland, Geßner, Gleim, Lessing, Gerstenberg weder im Guten, noch im Bösen nennen hören; bei der Ehrlichkeit seines Herzens läßt sich nicht anders schließen, als daß sein Verstand sie nie für Dichter erkannt hat.“ In seinem Praktikum predigte Gellert fortwährend gegen die poetischen Uebungen; und selbst die Manifestationen des poetischen Genies in Prosaform waren ihm zuwider. Gottsched, der so lange den Herrscherstab

der Kritik im Reich des Schönen geführt hatte, war bereits von der Höhe seines Afterruhms gestürzt und vegetirte eigentlich nur noch. Goethe hätte ihn vielleicht nie besucht, wenn er nicht einen Freund zu ihm hätte führen müssen.

Eilftes Kapitel.

Das Studentenleben in Leipzig war zu jener Zeit namentlich im Vergleich mit Jena und Halle ein sehr zahmes, fast jedes burschikosen Anflugs entbehrend. Die feine Gesellschaft übte einen zu übermächtigen Einfluß, als daß die Leipziger Studenten nicht wohlgesittete und galante, aber auch größtentheils unendlich langweilige Jünglinge hätten werden müssen. Wenn nun auch Goethe im engen Kreise weniger jungen Freunde „Suiten riß“, so entbehrte er doch des sprudelnden Lebens in einer großen Gemeinschaft, welches die Nachtheile seiner einsamen Erziehung in einer steifpatrizischen Familie abgeschliffen, ihn sich in fremde Charaktere fügen gelehrt und die Abneigung gegen die „Menge“ besiegt hätte, die sein ganzes Leben begleitete.

der Kritik im Reich des Schönen geführt hatte, war bereits von der Höhe seines Afterruhms gestürzt und vegetirte eigentlich nur noch. Goethe hätte ihn vielleicht nie besucht, wenn er nicht einen Freund zu ihm hätte führen müssen.

Eilftes Kapitel.

Das Studentenleben in Leipzig war zu jener Zeit namentlich im Vergleich mit Jena und Halle ein sehr zahmes, fast jedes burschikosen Anflugs entbehrend. Die feine Gesellschaft übte einen zu übermächtigen Einfluß, als daß die Leipziger Studenten nicht wohlgesittete und galante, aber auch größtentheils unendlich langweilige Jünglinge hätten werden müssen. Wenn nun auch Goethe im engen Kreise weniger jungen Freunde „Suiten riß“, so entbehrte er doch des sprudelnden Lebens in einer großen Gemeinschaft, welches die Nachtheile seiner einsamen Erziehung in einer steifpatrizischen Familie abgeschliffen, ihn sich in fremde Charaktere fügen gelehrt und die Abneigung gegen die „Menge“ besiegt hätte, die sein ganzes Leben begleitete.

Statt in einen solchen frischen Strom, kam er aber in das Lauwasser der Familienzirkel. Der Umgang mit Frauen vollendete seine gesellschaftliche Glätte und Gewandtheit, machte ihm die Tugenden des Piquet- und L'hombrespiels vertraut, modernisirte seine etwas altväterische Garderobe, und spitzte seinen kräftigen oberdeutschen Dialekt in die farblose meißnische Mundart zu, der er sich jedoch entschlug, sobald er die Leipziger Kreise hinter sich hatte, weil er das Unrecht einer Forderung tief empfand, die mit dem Wechsel des Ausdrucks zugleich eine Veränderung der Denkweise, der Einbildungskraft, des Gefühls, des vaterländischen Charakters ihm zumuthete.

Goethe war hauptsächlich im Zirkel der Frau Hofräthin Böhme heimisch, und in dieser Umgebung sollte sein poetischer Geschmack einer Krisis unterworfen werden, aus der er veredelt hervorging. Die feingebildete und zu scharfer Kritik geneigte Frau war eine abgesagte Feindin der flachen und leeren Reimereien, deren sich die Inhaber des deutschen Parnasses von Gottsched bis Weiße herab beflissen, und sie faßte ihren Tadel prägnant genug, um ihren jungen Schützling dieser Art von Poesie zu entfremden. Dieser hatte von seinen Frankfurter Gedichten die besten nach Leipzig mitgebracht, in der Hoffnung, damit Ehre einzulegen; und er trug, jedoch anonym, der

Frau Böhme einige derselben vor. Allein begreiflich ging es ihnen nicht besser als anderen, nach deren Muster sie zum Theil gefertigt waren; und Goethe mußte den Gründen seines weiblichen Kritikers jedes Mal Recht geben. Auch ein Tischgenosse, der Professor Morus, verleidete ihm, und zwar mit mehr Ruhe und größerer Gründlichkeit, die neueren Poeten, wozu noch kam, daß er am Mittagstisch selbst — den er bei'm Hofrath Ludwig, einem Mediziner, und in Gesellschaft von fast lauter Studiosen der Medizin nahm — mit seiner Phantasie auf ganz andere Felder hinübergezogen wurde. So währte es nicht lange, daß ihm am Dichten und an Dichtern alle Freude vergällt war, daß er sich scheuete, einen Vers niederzuschreiben oder ein Gedicht zu lesen, weil er bei seiner gänzlichen Geschmacks- und Urtheilsstörung stets fürchtete, demnächst für schlecht erklären zu müssen, was ihm im Augenblick gefiel. Alle die Dichternamen, an welchen seine Jugendversuche emporgerankt waren, verloren ihre Autorität; „in kurzer Zeit“, sagt er, „waren die schönen, bunten Wiesen des deutschen Parnasses, wo ich so gern lustwandelte, unbarmherzig niedergemäht, und ich sogar genöthigt, das trocknende Heu selbst mit umzuwenden, und dasjenige als todt zu verspotten, was mir kurz vorher eine so lebendige Freude gemacht hatte.“ In's eigne Talent verlor

er alles Vertrauen; und nach einiger Zeit vertilgte er seine sämmtlichen Arbeiten in einem erbarmungslosen Autodafe, so daß der Nachwelt davon nur übrig blieb, was in den, dem Vater zurückgelassenen Quartbänden stand. Diese Zerstörung seiner bisherigen Produktionen war gleichsam ein symbolischer Akt, mit dem er sich von der „wässerigen, weitschweifigen, nullen Epoche" lossagte. Er mußte brechen mit den Ueberlieferungen der Vergangenheit, um aus sich selbst seine Zukunft zu gebären.

Frau Böhme starb bald, noch im ersten Semester; und ihr Mann hatte nicht das Talent, junge Leute an sich zu fesseln, ward gegen Goethe auch darum kühler, weil dieser im Kollegienbesuch nachließ. Goethe mied daher sein Haus, und verfiel in eine schwermüthige Stimmung, in welcher er einem Jugendfreunde u. A. schrieb: „Diese Einsamkeit hat so eine gewisse Traurigkeit meiner Seele eingeprägt:

> Es ist mein einziges Vergnügen,
> Wenn ich, entfernt von Jedermann,
> Am Bache bei den Büschen liegen,
> An meine Lieben denken kann.

Ich fühle allen Mangel des gesellschaftlichen Lebens; ich seufze nach meinen Freunden und meinen Mädchen, und wenn ich fühle, daß ich vergebens seufze,

> Da wird mein Herz von Jammer voll,
> Mein Aug' wird trüber . . . . ."

Doch schon zu Ende April 1766 erheiterte er sich wieder, als sein munterer Landsmann Horn in Leipzig eintraf, den wir von den Frankfurter Lustpartiehen her kennen.

Der mächtige Trieb, welchen die Natur in Goethe's Herz gelegt hatte, machte sich bald wieder geltend; das Vertrauen auf sein Talent kehrte zurück. Indem er über Mittel und Wege nachsann, wie dieses sich am Besten ausbilden lasse, fühlte er sehr deutlich, daß die Schwäche der deutschen Poesie vorzüglich in dem Mangel an würdigen Stoffen, namentlich an nationalem Gehalt, liege. Gervinus sagt hierüber bezeichnend: „Die äußeren Gegenstände waren zu unbedeutend, die Kleinheit des deutschen Lebens zu verächtlich, um einen Genius zu reizen, der sich fühlte; aller Geist, der sich regte, Patriotismus, Satyre, Dichtung, Alles verkrüppelte, weil es sich nicht an großen Objekten großzog, und wiederholt blickte Goethe in edelm Neide nach England hinüber; er wußte wohl, warum es in Deutschland schwer war, ein Shakspeare und Sterne zu werden." Ersonnene Stoffe konnte er, der nur in der Welt der Anschauungen lebte, nicht behandeln; was er besingen wollte, das mußte ihn selbst nahe berühren und innig bewegen. Allein wenn er auch später sagte: „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam

durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie" — so lagen doch einerseits diese Thaten außerhalb des Kreises seiner Anschauung, und anderseits erlitt in Leipzig, wo man dem König nicht wohlwollen konnte, seine Begeisterung für diesen, die sich schon im Umgang mit Thorane merklich gefühlt hatte, einen fast vernichtenden Stoß. In seiner Rathlosigkeit ging er auf die „Bilderjagd", womit es folgende Bewandtniß hatte. Kleist, wegen seiner öfteren einsamen Spaziergänge zu Rede gestellt, antwortete: „er sei dabei nicht müßig, er gehe auf die Bilderjagd." Allerdings sah man in seinen beschreibenden Gedichten das gejagte Wild haufenweise aufgestapelt. Goethe ging also einsam nach Apel's Garten, den Kuchengärten, dem Rosenthal, Gohlis, Raschwitz, Konnewitz; da er aber zur beschreibenden Poesie keine Anlage hatte, so entsprang ihm daraus wenig anderer Gewinn, als daß er den Erscheinungen des Kleinlebens der Natur eine bald symbolische, bald allegorische Deutung zu geben versuchte. So mußte er denn in den eigenen Busen greifen, um in der innern Welt Ersatz zu suchen für eine äußere, die ihm nichts bot oder ihm mißbehagte. Was ihn erfreute oder quälte, sagt er selbst, oder was ihn sonst lebhaft beschäftigte, das mußte er in ein Bild, ein Gedicht verwandeln, und darüber mit sich

selbst abschließen, um sowohl seine Begriffe von den äußeren Dingen zu berichtigen, als sich im Innern deshalb zu beruhigen. Er sei nicht ermüdet, über Flächlichkeit der Neigungen, Wandelbarkeit des menschlichen Wesens, sittliche Sinnlichkeit und über all' das Hohe und Tiefe nachzudenken, dessen Verknüpfung in unserer Natur als Räthsel des Menschenlebens betrachtet werden könne. Alles, was ihn bedrängte, suchte er in einem Reime, einem Liede, einem Epigramme los zu werden. So gewann seitdem Goethe's Poesie einen objektiven und realen und zugleich einen subjektiven Grund, so daß er selbst alle seine Dichtungen „Bruchstücke einer großen Konfession" genannt hat, in denen sich das Leben des Dichters spiegelt. Die Poesie ward für ihn eine praktische Schule der Lebensweisheit, des beglückenden Gleichgewichts der Seele.

Zwölftes Kapitel.

In dieser entschiedenen Abwendung vom Konventionellen und Imaginirten der deutschen Poesie zum Natürlichen und Wirklichen befestigte er sich durch den Einfluß der Dichtungen Lessing's (besonders der „Minna von Barnhelm") und Wieland's (besonders des „Musarion"), durch Bekanntwerden mit Shakspeare's Werken (in der Wieland'schen Uebersetzung), durch ein neues Liebesverhältniß und endlich durch Umgang mit geistreichen und geschmackvollen Männern. Wieland, der gerade damals sein Talent am Schönsten entfaltete, und an dessen leichtem und anmuthigem Styl er den seinigen bildete, nennt er in einem Briefe aus dem Jahre 1770 den Einzigen, den er als seinen echten Lehrer anerkennen kann:

„Andere hatten mir gezeigt, daß ich fehlte; dieser zeigte mir, wie ich's besser machen sollte."

In den Frühling 1766 fiel der Besuch eines um zehn Jahre älteren Landsmannes von Goethe, seines nachherigen Schwagers Johann Georg Schlosser, der vielfach anregend auf Jenen wirkte, und mit dem er einen dauernden Freundschaftsbund schloß. Schlosser zeigte ihm poetische und prosaische Arbeiten in allen Sprachen, die den neuen Freund sofort zur Nachahmung reizten. Er richtete an Schlosser eine Reihe von deutschen, französischen und englischen Gedichten, deren Stoff aus ihren Gesprächen entnommen war, die aber verloren gegangen sind. So lange Schlosser in Leipzig verweilte, speiste Goethe täglich mit ihm in einer geschlossenen Gesellschaft in dem kleinen Gasthause des Weinhändlers Schönkopf im Brühl, der eine Frankfurterin zur Frau hatte. Hier lernte er den Hofrath Pfeil, den Sohn des Oberhofpredigers Hermann in Dresden, nachherigen Bürgermeister von Leipzig, und einen Bruder des Dichters Zachariä kennen, und traf auf so belehrende und anregende Unterhaltung, daß er zu bleiben beschloß und seinen bisherigen Mittagstisch aufgab. Von den genannten Tischgenossen schloß sich ihm besonders Pfeil mit treuer Anhänglichkeit an, ein feiner, gutmüthiger Mann, welcher ihn in häufi-

gen Unterhaltungen, besonders von der Nothwendigkeit eines knapperen und gefaßteren poetischen Styls überzeugte.

Der Hauptmagnet jedoch, der ihn in diesem Kreise festhielt, war die Tochter des Hauses, Anna Katharina, in den Briefen Goethe's Kätchen, in den biographischen Schilderungen Aennchen und Annette genannt, ein junges, hübsches Mädchen von schlankem Wuchs, frischem, vollem Gesicht, braunen Augen, einfachem, warmem Gemüthe und munterm Geiste, aber drei Jahre älter als er. Seine Liebe fand jedoch Erwiederung; und im Herbst 1766 war das Verhältniß zur vollsten Blüthe gediehen, nachdem er Anfangs sehr genügsam war, wie er in einem Liede („wahrer Genuß") aus jener Zeit singt:

Ich bin genügsam, und genieße
Schon da, wenn sie mir zärtlich lacht,
Wenn sie bei Tisch des Liebsten Füße
Zum Schemmel ihrer Füße macht,
Den Apfel, den sie angebissen,
Das Glas, woraus sie trank, ihm reicht.

Er brachte fast täglich mehrere Stunden bei ihr zu, denn sie theilte sein Interesse für Poesie. In dem Kreise von gebildeten Bekannten, der sich bei ihr sammelte, blies Goethe die Flöte; auch ward mitunter Komödie gespielt. Das Verhältniß trübte sich jedoch

schon gegen Ende des Winters, indem den Liebhaber die Sucht befiel, sich aus der Quälerei der Geliebten eine Unterhaltung zu machen. Eine Zeitlang ertrug sie mit unglaublicher Geduld die ungegründetsten Eifersüchteleien; endlich aber entfremdete er sich dadurch ihr Herz so sehr, daß keine Leidenschaft, keine Reue und keine Buße es ihm wieder zuwenden konnte. Aus der Zeit der Quälereien stammt das folgende Lied:

Glück und Traum.

Du hast uns oft im Traum gesehen
Zusammen zum Altare gehen,
Und Dich als Frau und mich als Mann.
Oft nahm ich wachend Deinem Munde
In einer unbewachten Stunde
So viel man Küsse nehmen kann.

Das reinste Glück, das wir empfunden,
Die Wollust mancher reichen Stunden
Floh wie die Zeit mit dem Genuß.
Was hilft es mir, daß ich genieße?
Wie Träume flieh'n die wärmsten Küsse,
Und alle Freude wie ein Kuß.

So verwand er nach seiner Art Freude und Schmerz in Gedichten. In den Zeiten des ungetrübten Liebesglückes hatte er Annetten's und seine Namen übereinander in eine Linde eingeschnitten. Als er im Frühjahr zufällig wieder an die Stelle kam, fand er den Saft durch die Einschnitte, die ihren

Namen bezeichneten, hervorgequollen, und damit die schon hartgewordenen Züge seines Namens wie mit Thränen benetzt. Hieraus entstand eine nicht auf uns gekommene Idylle, „die er nie ohne Neigung lesen, und ohne Rührung Andern vortragen konnte." Er versuchte oft die Wiederherstellung des Verhältnisses, indem er ihr sein liebloses Benehmen abbat, ja er nahm sogar die Hoffnung von Leipzig mit, sie noch die Seinige nennen zu dürfen. Aber — und dazu mochte der Verkehr mit Mädchen, die angeblich „besser waren als ihr Ruf", noch Vieles beitragen — sie war und blieb ihm verloren, und wandte ihr Herz einem Andern zu. Gleichwohl suchte er sein tolles Benehmen noch zu beschönigen, wenn er ihr später von Frankfurt schrieb: „Tausend Gelegenheiten werden kommen, bei denen Sie an einen Menschen gedenken müssen, der Ihnen wohl oft Gelegenheit zum Unwillen gab, aber doch immer ein guter Junge war." In dem Gedichte „Wechsel", das offenbar kurz nach Auflösung des Verhältnisses entstand, ermahnt er sich, nicht die köstlichen Stunden des eilenden Lebens zu verweinen:

> O ruf' sie zurücke, die vorigen Zeiten!
> Es küßt sich so süße die Lippe der Zweiten,
> Als kaum sich die Lippe der Ersten geküßt!

Aber es wollte nicht gehen: der Schmerz beherrschte

ihn; und er stürmte auf seine Gesundheit los, um diese für mehrere Jahre zu zerrütten. Er meint sogar, er würde zu Grunde gegangen sein, wenn nicht auch dies mal die Poesie ihre Heilkraft bewährt hätte. Sich selbst zur Strafe und Andern zum Exempel dichtete er nämlich im Frühjahr 1767 das Schäferspiel „die Laune des Verliebten", in welchem er mit psychologischer Meisterschaft und in der Form des französischen Alexandriners den Gegensatz einer ruhigen, zufriedenen Liebe und einer von thörichter Eifersucht gequälten, in welchem er seinen eigenen Gemüthszustand, die Launen und Verkehrtheiten veranschaulicht, mit welchen er sich und Andern das Leben verbitterte. Das Gedicht ist so objektiv, so gemäßigt und ruhig gehalten, daß man in dem Verfasser nicht einen Jüngling vermuthen sollte, in dessen Innerem eine siedende Leidenschaft noch gährte; es spricht uns aus dem Ganzen eine vollkommene Gemüthsheiterkeit, jenes freie poetische Schweben über dem Gegenstande an, welches den Sieg der Geistesenergie über die Gewalt des Stoffes verkündigt.

Ungefähr in die gleiche Zeit mit der „Laune des Verliebten" fällt das dreiaktige Lustspiel „die Mitschuldigen", dessen Stoff hauptsächlich aus des Dichters Verhältniß zu Gretchen's Vettern in Frankfurt genommen ist. Es drängte ihn, über den beängstigen-

den Eindruck Herr zu werden, welchen die Erfahrungen über die Zerrüttung so vieler Familien zurückgelassen, und welcher jetzt mit neuer Stärke auftauchte; er entwarf mehrere Schauspiele, schrieb auch die Expositionen der meisten, aber nur das genannte Lustspiel wurde fertig. Lessing war sein Vorbild: „dieser", sagt er, „hatte in den zwei ersten Akten der Minna ein unerreichbares Muster aufgestellt, wie ein Drama zu exponiren sei; und es war mir nichts angenehmer, als in seinen Sinn und seine Absichten einzudringen." Die Exposition ist lebendig und leicht faßlich durchgeführt, die Dialogisirung vollkommener als im vorigen Stücke, die Charaktere sind mit meisterhafter Bestimmtheit und Sicherheit gezeichnet. Die „Mitschuldigen" sind, wie Zelter sie nennt, „ein nettes Kunstwerk von natürlichen Gliedmaßen."

Dreizehntes Kapitel.

Im Jahre 1767 wurde Goethe mit einem wunderlichen Dreißiger, Behrish, dem Hofmeister eines Grafen, bekannt. Derselbe war hager und wohlgebaut, mit markirten Zügen, in Kleidung und Manieren den Franzosen nachahmend, und hatte ein besonderes Geschick, die Zeit mit Thorheiten aller Art todt zu schlagen. „Wenn wir zusammen im Fenster lagen", erzählt Goethe, „und Behrish in der Straße den Briefträger kommen sah, wie er von einem Hause in's andere ging, nahm er gewöhnlich einen Groschen aus der Tasche, und legte ihn bei sich in's Fenster. Siehst du den Briefträger? sagte er dann zu mir gewendet; er kommt immer näher, und wird gleich hier oben sein, das sehe ich ihm an. Er hat einen Brief

an Dich, und was für einen Brief! keinen gewöhnlichen Brief, er hat einen Brief mit einem Wechsel, — mit einem Wechsel, ich will nicht sagen, wie stark. — Siehst Du, jetzt kommt er herein. — Nein! — Aber er wird gleichkommen. Da ist er wieder. Jetzt! — Hier! hier herein, mein Freund! hier herein! — Er geht vorbei? Wie dumm! o wie dumm! wie kann Einer so unverantwortlich handeln! So unverantwortlich in doppelter Hinsicht! Unverantwortlich gegen Dich, indem er Dir den Wechsel nicht bringt, den er Dir doch früher oder später bringen muß, und ganz unverantwortlich gegen sich selbst, indem er sich um einen Groschen bringt, den ich für ihn zurecht gelegt hatte, und den ich nun wieder einstecke. So steckte er denn den Groschen mit höchstem Anstande wieder in die Tasche, und wir hatten Etwas zu lachen." — „Gegen Landsleute hatte Behrisch eine fratzenhafte Abneigung, und schilderte, was sie auch vornehmen mochten, mit lustigen Zügen. Besonders war er unerschöpflich, einzelne Menschen komisch darzustellen. So konnte er sich stundenlang beschäftigen, die Vorübergehenden zu rezensiren, und wenn er genugsam an ihnen getadelt, genau und umständlich anzuzeigen, wie sie sich eigentlich hätten kleiden sollen, wie sie gehen, wie sie sich betragen müßten, um als ordentliche Leute zu erscheinen. Dergleichen Vorschläge liefen meistens

auf etwas Ungehöriges und Abgeschmacktes hinaus, so daß man nicht sowohl lachte über das, wie der Mensch aussah, sondern darüber, wie er allenfalls hätte aussehen können, wenn er verrückt genug gewesen wäre, sich zu verbilden." Doch mied er alles Rohe und Derbe.

Das Räthsel, wie Goethe an dieser Natur sich ergötzen konnte, löst sich, wenn wir erfahren, daß Behrisch große Kenntnisse und einen reinen Geschmack in der Literatur besaß, und also, um ein triviales aber sehr anwendbares Bild zu gebrauchen, eine Zitrone zum Auspressen war. Es lag in Goethe's Wesen — und diesem Zug werden wir später sehr häufig begegnen — Menschen aller Art, die ihm irgendwie von Nutzen sein konnten, an sich herankommen zu lassen und so lange freundschaftlich mit denselben zu verkehren, als sie sich exploitiren ließen. Fast in jedem Freundschafts- und fast in jedem Liebesverhältnisse verhielt er sich nur empfangend, niemals hingebend und mittheilend, und der Bruch erfolgte immer, entweder wenn dieser garstige Egoismus zum Bewußtsein des Betheiligten kam, oder aber wenn ein Nutzen aus dem Verhältnisse nicht mehr zu ziehen war. Daß ihn im letzteren Falle namentlich irgend ein Vorwand beschönigen mußte, versteht sich wohl von selbst. Behrisch also, um auf diesen zurückzukommen, wirkte auf seinen jungen „Freund" literarisch in doppelter Richtung: negativ, indem er

durch Späße und Witze noch vollends den Rest von dessen Glauben an die Schriftsteller und Dichter jener Zeit zerstörte, und positiv, indem er seine Produktivität und seinen poetischen Styl förderte. Unter der Bedingung nämlich, daß Goethe Nichts drucken lasse, schrieb Behrish die Poesieen desselben mit Rabenfeder und Tusche auf holländisches Papier in stehender sächsischer Handschrift, die Titel in Fraktur, in ein elegantes Manuskript zusammen, welches er noch mit Vignetten verzierte; und indem er Jenem zu bedenken gab, wie viel Zeit, Talent und Anstrengung eine solche Abschrift verlange, so trieb er ihn dadurch an, mit Vermeidung alles Leeren und Ueberflüssigen sich immer rein und scharf auszudrücken, und namentlich den mythologischen Aufputz und das majestätische Wortgeklingel der damaligen Odenpoesie zu vermeiden.

Die Verhöhnung eines Professors jedoch zog die Entfernung Behrish's von Leipzig nach sich. An Gellert's Stelle hatte der Kritiker und Dichter Clodius, der sich im ganzen Bombast der Ramler'schen Oden erging, das poetische Praktikum übernommen. Goethe, der dies Kollegium auch besuchte, legte dem Lehrer ein Hochzeitsgedicht vor, in welchem sich alle Götter und Heroen des Olymps tummelten, und das deßhalb eine sehr scharfe Kritik erfuhr. Bald darauf trat Clodius mit einem Schauspiele „Medon oder

die Rache des Weisen" hervor, in welchem zwar keine griechisch-römischen Götter auftraten, dagegen die Weisheit, die Großmuth und die Tugend im Kothurn römischer und griechischer Verse und in Ramler'schem Pomp unendlich lächerlich einherstelzten, was jedoch die gute Aufnahme des Stücks nicht hinderte. Goethe machte, um sich für jene Kritik zu rächen, im Freundeskreise einen Prolog in Knittelversen, in welchem Arlekin mit zwei großen Säcken auftritt, und den Zuschauern mittheilt, daß darin moralisch-ästhetischer Sand befindlich sei, welchen die Schauspieler ihnen in die Augen werfen würden: in einem Sack nämlich Wohlthaten, die Nichts kosteten, im andern pompöse Gesinnungen, die Nichts hinter sich hätten. Horn trug den Prolog vor, und erweiterte noch ein von Goethe an den Kuchenbäcker Händel gerichtetes Lobgedicht, welches den Odenbombast sehr glücklich parodirte, mit einer boshaften Anspielung auf den Medon. Um einen Begriff von dem Schwulst der Poesie jener Tage zu geben, theilen wir das Gedicht mit der Erweiterung mit, welche Letztere wir durch einschließende Klammern kenntlich machen.

O Händel, dessen Ruhm von Süd zum Norden reicht,
Vernimm den Päan, der zu Deinen Ohren steigt!
Du bäckst, was Gallier und Briten suchen,
Mit schöpfrischem Genie originelle Kuchen.

Des Kaffee's Ozean, der sich vor Dir ergießt,
Ist süßer als der Saft, der vom Hymettus fließt.
Dein Haus, ein Monument, wie wir den Künsten lohnen,
Umhangen mit Trophä'n, erzählt den Nationen:
Auch ohne Diadem fand Händel hier sein Glück,
Und raubte dem Kothurn gar manch' Achtgroschenstück.
Glänzt Deine Urn' dereinst in majestät'schem Pompe,
Dann weint der Patriot an Deiner Katakombe.
(Wenn dann ein Autor Dich uns im Kothurne zeigt,
Und Du Sentenzen sprichst, wird unser Herz erweicht.
Wär' es dem Marmor gleich, so darfst Du nur erscheinen,
Wie Medon uns erschien, und Myriaden weinen.)
Doch leb'! Dein Torus sei von edler Brut ein Nest,
Steh' hoch wie der Olymp, wie der Parnassus fest;
Kein Phalanx Griechenlands mit römischen Ballisten
Vermög' Germanien und Händeln zu verwüsten.
Dein Wohl ist unser Stolz, Dein Leiden unser Schmerz,
Und Händel's Tempel ist der Musensöhne Herz.

Als dies Gedicht die Runde machte, wurde Behrisch seiner Hofmeisterstelle entlassen, weil man wußte, daß er dem Kreise angehöre, in dem es entsprungen war. Es ist aber kaum glaublich, daß dieser Entlassung nicht eine andere Ursache zu Grunde gelegen haben sollte, die vielleicht in den Worten von „Wahrheit und Dichtung" angedeutet ist: „Unglücklicherweise hatte Behrisch, und wir durch ihn, noch einen gewissen Hang zu einigen Mädchen, welche besser waren als ihr Ruf, wodurch denn aber unser Ruf nicht gefördert werden konnte." Doch war sie gerade kein Unglück, denn Behrisch wurde Erzieher des Erbprinzen von Dessau.

Seine Entfernung von Leipzig ging Goethe sehr nahe, und verbitterte demselben den Aufenthalt daselbst. Er dichtete ihm drei Oden nach, in welchen sich der Widerwille gegen die Universitätsstadt und ihre bösen Zungen scharf ausspricht; jene nennt er sogar „Gebärort schädlicher Insekten, Mörderhöhle ihrer Bosheit." Nur ein Besuch des Dichters Zachariä erheiterte ihn für kurze Zeit; als aber auch dieser ging, rief er ihm in einer Ode nach:

Schon wälzen schnelle Räder rasselnd sich und tragen
Dich von dem unbeklagten Ort,
Und angekettet fest an Deinen Wagen
Die Freuden mit Dir fort.

Vierzehntes Kapitel.

Für die dramatische Richtung seiner Poesie war der Aufenthalt in Leipzig für Goethe ein sehr günstiger. Im Spätjahr 1766 war die reorganisirte Bühne in einem neuerbauten Gebäude mit dem „Hermann" von Schlegel eröffnet worden, und Goethe ward mit der übrigen studirenden Jugend ein fleißiger Theaterbesucher. Es herrschten damals die Stücke des fruchtbaren Kreissteuereinnehmers Christian Felix Weiße, der als heiterer, freundlicher Mann in Leipzig lebte. Er hatte hauptsächlich zum Sturz Gottsched's beigetragen, stand aber jetzt selbst unter der kritischen Zuchtruthe seines Freundes Lessing, der die Hamburger Bühne reorganisirte. Allein seine Stücke ergötzten auch unsern Goethe und dessen Freunde fortwährend, ob-

wohl man anderseits schon der Hofrath Böhme in ihrer Kritik gegen „die Poeten nach der Mode", eine Verspottung der Gottschedianer und der Klopstockianer zumal, hatte Recht geben müssen. Mustergiltigkeit erkannte man nur Lessing's „Minna von Barnhelm" zu, welche die Nachahmung der Franzosen beseitigte und die Bahn brach, auf der Schiller und Goethe so Großes leisteten, wenn der Letztere vorläufig, wie wir gesehen haben, auch nur aus seinen eigenen Lebenserfahrungen seine Stoffe nahm. Unter den Schauspielern zogen Goethe am meisten der alte, nur noch selten auftretende Direktor Koch, der erste Liebhaber Brinkner und eine Demoiselle Schulz an. Diese führte ihn in's Theater, so oft sie auftrat; und besonders tief prägte sie sich ihm als Julie in Weiße's „Romeo und Julie" ein, wie sie im weißen Kleide aus dem Sarg stieg und sich im Monolog bis zur Vision und zum Wahnsinn steigerte.

Sodann waren für die lyrische Seite der Poesie Goethe's die musikalischen Genüsse förderlich, welche Leipzig damals bot. In Konzerten und Oratorien glänzten ausgezeichnete Talente, vor Allen die später als Madame Mara berühmt gewordene Demoiselle Schmähling, an die er noch im Jahr 1831 zwei Gedichte richtete, in welchen er sich des jugendlichen Enthusiasmus erinnert, mit dem er sie in Hasse'schen

Oratorien hörte, und Korona Schröter, der er in der Folge näher trat. Auch den beliebten Konzertdirektor Hiller lernte er kennen. Endlich waren viele seiner Freunde musikalisch, wie Hermann und Behrisch, und in der Familie des Buchhändlers Breitkopf schloß er sich einem musikalischen Zirkel an, dem er viele Anregung verdankte. Daß er selbst das Flötenspiel lernte, haben wir bei Darstellung seines Verhältnisses zu Annette Schönkopf erwähnt. Der älteste Sohn des Buchhändlers Bernhard Theodor Breitkopf setzte zwanzig seiner Lieder in Musik, die im Jahr 1769 gedruckt wurden, aber erst 1770 und zwar ohne seinen Namen (unter dem Titel: „Neue Lieder, in Melodie gesetzt von Bernhard Theodor Breitkopf") erschienen mit einer „Zueignung", deren erste Strophe lautete:

Da sind sie nun! da habt ihr sie!
Die Lieder, ohne Kunst und Müh'
Am Rand des Bachs entsprungen.
Verliebt und jung und voll Gefühl,
Trieb ich der Jugend altes Spiel,
Und hab' sie so gesungen.

Siebzehn dieser Lieder hat Goethe, zum Theil in Ueberschrift und Text verändert, später in seine Gedichtsammlung aufgenommen. Die meisten derselben sind zwar nicht rein lyrischer Natur, sondern beruhen auf

einer Reflexion, deren Kühle nicht selten an einen älteren Mann mahnt, welcher außerhalb seines jugendlichen Herzens steht und dessen „Irrungen" beobachtet; aber sie bewegen sich ganz in der leichten und ungezwungenen Sprache seiner späteren Dichtungen, sowie auch die Dramen, welche in der Leipziger Periode entstanden sind, nicht der darauf folgenden Sturm- und Drangperiode, sondern denen des späteren Alters ähneln. Goethe dichtete noch nicht in der Gährung der Gefühle, sondern erst wenn diese sich niederzuschlagen begonnen hatte, wie denn die Gedichte eigentlich der Niederschlag selbst waren, — daher ihre stille, durchsichtige Objektivität; und auf die Einfachheit der Form, welche den Ausdruck oft hinter dem Adel des Gegenstandes zurückbleiben läßt, mag die sprachliche Hofmeisterei nicht ohne Einfluß gewesen sein, der er in Leipzig nachgegeben hatte. Aus dem Leipziger Liederbüchlein haben wir oben das Gedicht „Glück und Traum" mitgetheilt; hier lassen wir nun ein anderes folgen, das ursprünglich die Ueberschrift „Glück der Liebe" trug und noch in den glücklichen Tagen des Verhältnisses zu Annette gedichtet wurde.

Glück der Entfernung.

Trink, o Jüngling! heil'ges Glücke
Taglang aus der Liebsten Blicke;

Abends gaukl' ihr Bild Dich ein.
Kein Verliebter hab' es besser;
Doch das Glück bleibt immer größer,
Fern von der Geliebten sein.

Ew'ge Kräfte, Zeit der Ferne,
Heimlich wie die Kraft der Sterne,
Wiegen dieses Blut zur Ruh'.
Mein Gefühl wird stets erweichter;
Doch mein Herz wird täglich leichter,
Und mein Glück nimmt immer zu.

Nirgends kann ich sie vergessen,
Und doch kann ich ruhig essen,
Heiter ist mein Geist und frei;
Und unmerkliche Bethörung
Macht die Liebe zur Verehrung,
Die Begier zur Schwärmerei.

Aufgezogen durch die Sonne,
Schwimmt im Hauch äther'scher Wonne
So das leicht'ste Wölkchen nie
Wie mein Herz in Ruh' und Freude.
Frei von Furcht, zu groß zum Neide,
Lieb' ich, ewig lieb' ich sie!

Funfzehntes Kapitel.

Bei weitem den bedeutendsten Einfluß auf Goethe übte die Leipziger Periode aber dadurch, daß sie seinen Bestrebungen in der bildenden Kunst einen festen Halt gab. Wahrscheinlich schon im Jahr 1766 wurde er mit dem berühmten Maler Adam Friedrich Oeser, dem den Fünfzigen nahen Freunde Winckelmann's, der drei Jahre vorher Direktor der Maler- und Architekturakademie zu Leipzig geworden war, bekannt. In dem Maaße, in welchem er sich den akademischen Vorlesungen entzog, und in der Poesie in Geschmacks- und Urtheilsverwirrung gerieth, trat die bildende Kunst in den Vordergrund; mit einigen Edelleuten nahm er bei Oeser Privatunterricht, der als Mann von reicher Bildung und lebhaftem Geiste in hohem Grade die

Gabe besaß, anregend auf die Jugend zu wirken, und sich Goethe's Zuneigung um so mehr erwarb, als er mit diesem manche Eigenthümlichkeit des Charakters, namentlich die Neigung zu bequemer Beschäftigung und ungetrübtem Sinn, gemein hatte. Bald nach seiner Rückkehr nach Frankfurt (1768) schrieb Goethe an Oeser: „Was bin ich Ihnen nicht Alles schuldig, daß Sie mir den Weg zum Wahren und Schönen gezeigt, daß Sie mein Herz gegen den Reiz fühlbar gemacht haben! Ich bin Ihnen mehr schuldig, als ich Ihnen danken könnte. Der Geschmack, den ich am Schönen habe, meine Kenntnisse, meine Einsichten, hab' ich die nicht alle durch Sie? Wie gewiß, wie einleuchtend wahr ist mir der seltsame, fast unbegreifliche Satz geworden, daß die Werkstatt eines großen Künstlers mehr den keimenden Philosophen, den keimenden Dichter entwickelt, als der Hörsaal des Weisen, des Kritikers. Lehre thut viel, aber Aufmunterung thut Alles. Wer unter allen meinen Lehrern hat mich jemals würdig geachtet, mich aufzumuntern, als Sie? Entweder ganz getadelt oder ganz gelobt, und Nichts kann Fähigkeiten so sehr niederreißen. Aufmunterung nach dem Tadel ist Sonne nach dem Regen, fruchtbares Gedeihen. Wenn Sie meiner Liebe zu den Musen nicht aufgeholfen hätten, ich wäre verzweifelt. Sie wissen, was ich war, da ich zu Ihnen kam, und was

ich war, da ich von Ihnen ging. Der Unterschied ist Ihr Werk." Die in diesem Schreiben enthaltene Klage trifft die Frau Böhme, Gellert und Andere. Noch bestimmter über Oeser's Einwirkung spricht sich Goethe 1770 in einem Schreiben an den Buchhändler Reich aus: „Fertigkeit oder Erfahrung vermag kein Meister seinem Schüler mitzutheilen, und eine Uebung von wenigen Jahren thut in den Künsten nur was Mittelmäßiges; auch war unsre Hand nur sein Nebenaugenmerk, er drang in unsre Seelen, und man mußte keine haben, um sie nicht zu nutzen. Sein Unterricht wird auf mein ganzes Leben Folgen haben. Er lehrte mich, das Ideal der Schönheit sei Einfalt und Stille, und daraus folgt, daß kein Jüngling Meister werden könne. Es ist ein Glück, wenn man sich von dieser Wahrheit nicht erst durch eine traurige Erfahrung zu überzeugen braucht. Empfehlen Sie mich meinem lieben Oeser. Nach ihm und Shakspeare ist Wieland der Einzige, den ich für meinen ächten Lehrer erkennen kann. Andere hatten mir gezeigt, daß ich fehlte, diese zeigten mir, wie ich's besser machen sollte." Aus der folgenden Stelle eines Briefs an Oeser's Tochter vom 13. Februar 1769 geht hervor, daß Oeser mit seinem jungen Freunde dessen Bildungsweg überhaupt besprochen hatte: „Meine gegenwärtige Lebensart", heißt es in dem Briefe, „ist der Philosophie ge-

widmet. Eingesperrt, allein, Zirkel, Papier, Feder und Dinte und zwei Bücher, das ist mein ganzes Rüstzeug. Und auf diesem einfachen Wege komme ich in der Erkenntniß der Wahrheit oft so weit und weiter, als Andere mit ihrer Bibliothekswissenschaft. Ein großer Gelehrter ist selten ein großer Philosoph, und wer mit Mühe viel Bücher durchblättert hat, verachtet das leichte, einfältige Buch der Natur; und es ist Nichts wahr, als was einfältig ist. Freilich eine Rekommandation für die wahre Weisheit! Wer den einfältigen Weg geht, der gehe ihn und schweige still. Demuth und Bedächtigkeit sind die nothwendigsten Eigenschaften unserer Schritte darauf, deren jeder endlich belohnt wird. Ich danke es Ihrem lieben Vater, er hat meine Seele zuerst zu diesem Wege bereitet."

Oeser, der sich bald überzeugt haben mochte, daß Goethe für die Ausübung der plastischen Kunst weder ein besonderes Talent, noch die erforderliche Ausdauer besitze, suchte ihn um so gründlicher theoretisch auszubilden, und führte ihn zunächst an d'Arganville's „Leben der Maler" in das Studium der Kunstgeschichte ein, wozu er ihm die Leipziger Sammlungen eröffnete, zu deren Kupfern und Zeichnungen er häufig Gedichte machte. Dann kamen die Schriften Winckelmann's an die Reihe, die er mit dem größten Enthusiasmus studirte, wenn ihm auch Manches darin

unverständlich bleiben mußte. Die Hoffnung, den großen Kunstkenner selbst zu sehen, wurde durch dessen meuchlerische Ermordung an den Gränzen Deutschlands am 8. Juni 1768, die ihn wie ein Blitzstrahl aus heiterm Himmel traf, vernichtet. Durch Vermittelung Oeser's wurde Goethe mit Kunstfreunden Leipzigs, wie Huber, Kreuchauff, Winckler, Richter u. A. bekannt.

Epochemachend in Goethe's Kunstbildung war die Erscheinung von Lessing's „Laokoon", den er mit einer Ausdauer und Stetigkeit studirte, wie vielleicht kein anderes Buch. Der „Laokoon", selbst ein kritisches Kunstwerk, fiel wie ein Lichtstrahl in die Dämmerung, welche ihn umgab. Noch in späterem Alter sagt er davon: „Man muß Jüngling sein, um sich zu vergegenwärtigen, welche Wirkung Lessing's Laokoon auf uns ausübte, indem dieses Werk uns aus der Region eines kümmerlichen Anschauens in die freien Gefilde des Gedankens hinriß. Das so lange mißverstandene ut pictura poesis war auf ein Mal beseitigt, der Unterschied der bildenden und Redekünste klar, die Gipfel beider erschienen nun getrennt, wie nah ihre Basen auch zusammenstoßen mochten. Der bildende Künstler sollte sich innerhalb der Gränze des Schönen halten, wenn dem redenden, der die Bedeutung jeder Art nicht entbehren kann, auch darüber hinauszuschweifen vergönnt

wäre. Jener arbeitet für den äußeren Sinn, der nur durch das Schöne befriedigt wird, dieser für die Einbildungskraft, die sich wohl mit dem Häßlichen noch abfinden mag. Wie vor einem Blitz erleuchteten sich uns alle Folgen dieses herrlichen Gedankens; alle bisherige anleitende und urtheilende Kritik ward wie ein abgetragener Rock weggeworfen." Besonders entzückte ihn die Schönheit des Gedankens, daß die Alten den Tod als den Bruder des Schlafes erkannt, als der Triumph des Schönen, das alles Häßliche aus seinen Kreisen verbannt. So enthusiasmirt unser Goethe für Lessing war, so versäumte er doch geflissentlich, ihn zu sehen, als er Leipzig besuchte, so daß er ihn nie persönlich kennen lernte. (Lessing starb im Jahr 1781.)

Goethe fühlte das Bedürfniß, seinen theoretischen Errungenschaften die Basis einer reicheren Erfahrung und Anschauung zu geben, als dies in Leipzig möglich war, und ging daher für einige Tage nach Dresden, um die dortige Gemäldegallerie in Augenschein zu nehmen. Um ganz unbeirrt zu sein, hatte er seinen Vorsatz geheim gehalten, und in Dresden sich bei einem Schuhmacher, dem Verwandten seines Leipzigers Stubennachbars, einlogirt, dessen Persönlichkeit ihn so ansprach, daß er sie später dem Charakter seines Ahasver im „ewigen Juden" zu Grunde legte. „Sein Eigenthum war", sagt er von ihm, „ein tüchtiger Menschenverstand, der auf einem heitern Gemüthe ruhte, und sich in der gleichmäßigen, hergebrachten Thätigkeit gefiel. Daß er unablässig arbeitete, war sein Erstes und Nothwendigstes; daß er alles Uebrige als zufällig ansah, dies bewahrte sein Behagen; und ich mußte ihn vor vielen Anderen in die Klasse Derjenigen rechnen, welche praktische Philosophen, bewußtlose Weltweisen genannt werden." Dem Eindruck der großartigen Gemäldegallerie gab er sich mit allem Enthusiasmus hin. Hauptsächlich vertiefte er sich, während er den Werth der italienischen Meister mehr auf Treu und Glauben annahm, in die Gemälde der niederländischen Schulen, aus welchen ihn der Sieg des Pinsels über die Natur besonders ansprach, und welche sein Auge für die Auffassung der ihn umgebenden Wirklichkeit so anregten, daß er im Hause seines Schusters die schönsten Bilder von Ostade und Schalken zu erblicken glaubte. Er lebte so sehr in der Gemäldegallerie, daß er weder die Antiken, noch was Dresden sonst Merkwürdiges bot beachtete, und daß die Spuren der Verwüstungen des Bombardements von 1760 in den Straßen einen sehr störenden Eindruck auf ihn machten. Auch machte er außer dem Gallerieinspektor Riedel und dem Generaldirektor der Kunstakademie von Hagedorn keine Bekanntschaft.

Nach Leipzig zurückgekehrt, übte er sich im Kupferstechen (oder vielmehr im Radiren von Landschaften) und im Holzschneiden, während er das Studium Winckelmann's fortsetzte, um die Dresdner Eindrücke nachwirken zu lassen.

Im Hause Oeser's war er zu dessen ältester Tochter Friederike, damals einem Mädchen von neunzehn Jahren, in ein intimes Freundschaftsverhältniß getreten. Sie war des Vaters Liebling und stand ihm an Bildung so nahe, daß er seine Korrespondenz durch sie führen ließ; Goethe zog sie durch ihren Witz und ihre Munterkeit, sowie durch ihre schöne Stimme an. Sie suchte er auf dem Oeser'schen Landgute auf, wenn der Verdruß über sein „böses Mädchen" (Annette) den „guten Jungen" aus der Stadt jagte; ihr ließ er das älteste Manuskript seiner (1770 erschienen) Lieder mit Melodieen, deren viele auf diesen Spaziergängen, „am Rand des Baches entsprungen" waren; und mit ihr stand er nach seiner Entfernung von Leipzig noch in Briefwechsel.

Sechszehntes Kapitel.

Bevor er jedoch abreis'te, befiel ihn, — im Sommer 1768 — in Folge wahrscheinlich des Auerstädter Unfalls, einer unregelmäßigen Lebensweise und des Trotzes, mit welchem er nach Lösung des Verhältnisses zu Annette auf seine Gesundheit losstürmte, eine bedenkliche Krankheit, die mit einem heftigen Blutsturze begann und nur langsam wieder wich, nachdem er mehrere Tage zwischen Leben und Tod geschwebt hatte. Obwohl er vorher durch störrischen Eigensinn, launenhafte Grillen und eine zwischen melancholischem Trübsinn und ausgelassener Lustigkeit schwankende Stimmung seiner Umgebung sehr beschwerlich gefallen war, so umgab ihn jetzt doch die liebevollste Sorgfalt seiner Freunde, vor Allen Horn's,

Breitkopf's, Hermann's und in's Besondere Langer's, Behrish's Nachfolger, der seine Neigung wieder den lang vernachlässigten griechischen Autoren zuwendete, und sich mit ihm über religiöse Gegenstände unterhielt, an denen er ebenfalls neues Interesse zu gewinnen schien. Auch Friederike Oeser gereichte ihm während der Genesung zum Trost, indem sie ihm namentlich die hypochondrische Idee wegscherzte, als müsse er an der Lungensucht sterben. Wie sehr sie ihn erheiterte, drückte er gleich nach seiner Ankunft in Frankfurt in einer an sie gerichteten poetischen Epistel folgendermaaßen aus:

Ich kam zu Dir, ein Todter aus dem Grabe,
Den bald ein zweiter Tod zum zweiten Mal begräbt,
Und wem er nur ein Mal recht nah' um's Haupt geschwebt,
Der bebt
Bei der Erinnerung gewiß, so lang' er lebt.
Ich weiß, wie ich gezittert habe;
Doch machtest Du mit Deiner süßen Gabe
Ein Blumenbeet mir aus dem Grabe,
Erzähltest mir, wie schön, wie kummerfrei,
Wie gut, wie süß Dein selig Leben sei,
Mit einem Ton von solcher Schmeichelei,
Daß ich, was mir das Elend jemals raubte,
Weil Du's besaß'st, selbst zu besitzen glaubte.
Zufrieden reist' ich fort, und was noch mehr ist, froh,
Und ganz war meine Reise so.

Studentenunruhen, welche aus Streitigkeiten zwischen dem Militair und den Akademikern entsprungen waren und einen ziemlich ernsten Charakter angenommen hatten, ließen Goethe theilnahmlos. Am 26. August 1768 sah dieser Annette zum letzten Male. Er schrieb der Unvergeßlichen aus Frankfurt: „daß ich nicht Abschied genommen habe, werden Sie mir doch vergeben haben. In der Nachbarschaft war ich, ich war schon unten an der Thüre, ich sah die Laternen brennen, und ging bis an die Treppe, aber ich hatte das Herz nicht, hinaufzusteigen. Zum letzten Male, wie wäre ich wieder heruntergekommen!" Die stille Hoffnung, sie noch die Seine nennen zu dürfen, sollte sich nicht verwirklichen.

Am 28. August, seinem neunzehnten Geburtstage fuhr er von Leipzig ab nach Frankfurt.

Siebenzehntes Kapitel.

In den ersten Tagen des September kam er zu Hause an, und fand das Meiste in dem früheren Zustande wieder, ausgenommen, daß den Großvater ein Schlagfluß gelähmt hatte. Der Vater war sich gleich geblieben; er arbeitete noch an seiner italienischen Reisebeschreibung, spielte die Laute und hatte seinen Lehreifer ganz auf die Tochter konzentrirt, deren Gemüth er dadurch in hohem Grade verbitterte, weil der Vater niemals den freien Trieb walten ließ. Das liebebedürftige Mädchen wandte sich daher mit doppelter Innigkeit dem wiedergekehrten Bruder zu. Diesen

behandelte der Vater schonend, obwohl er den Unmuth nicht verbergen konnte, statt eines zum Eintritt in die Praxis vorbereiteten jungen Mannes den Sohn mit gebrochener Gesundheit wieder zu sehen. Die Mutter, nach Wolfgang's Abgang auf sich selbst beschränkt, da sich augenscheinlich zwischen ihr und der Tochter ein vertrautes Verhältniß nicht knüpfen wollte, war ganz der pietistischen Richtung des Fräuleins von Klettenberg anheimgefallen, aus der sie erst später ihre Lebenslust und des Sohnes Einfluß wieder riß. So fand Goethe zu Hause um so weniger Freude, als seine Genesung nur sehr langsam vorschritt und durch häufige Rückfälle unterbrochen wurde. Kornelia, die alle seine Freuden und Leiden theilte, sich der Pflege seiner Gesundheit mit schwesterlicher Sorgfalt annahm, seinen Arbeiten mit Interesse folgte, und ihr Verhältniß so reizend auszuschmücken wußte, daß sie eine geheime Kotteriesprache anwandten, um selbst in Gegenwart dritter Personen sich geheimnißvoll-traulich unterhalten zu können, sorgte zunächst für seine Erheiterung durch den Kreis ihrer Freundinnen und Gespielinnen, die sie bisweilen aufbot, um ihm in seiner Einsamkeit „gefällig und trostreich“ zu sein. Allein selbst diese jungen Mädchen scheinen von der Pietisterei angesteckt gewesen zu sein; wenigstens singt Goethe:

Bin ich bei Mädchen launisch froh,
So sehen sie so sittenrichterisch sträflich;
Da heißt's: der Herr ist wohl aus Bergamo?
Sie sagen's nicht ein Mal so höflich.

Die Gesellschaftssphäre, in der er sich jetzt bewegte, stach so sehr gegen Leipzig ab, daß die Erinnerungen an den dortigen Aufenthalt mit doppelter Gewalt vor seine Seele stiegen. Die Vaterstadt, schrieb er an Oeser, sei zu sehr Antithese von Leipzig, um viele Annehmlichkeiten für ihn zu haben, wenngleich Verwandte, Freunde und Bekannte wetteiferten, dem neuen Ankömmling, dem halben Fremdling durch erheiternden Umgang das Leben erträglich zu machen. Der reichsstädtische Zopf und die Pedanterie des Familienlebens waren ihm höchst widerwärtig. Horn, der im Frühjahr 1769 von Leipzig zurückgekehrt war, fand es in Frankfurt ebenfalls „stipide“, und meint, auch Goethe sei in der Reichsluft „sehr stipide“ geworden. Die aus Leipzig geschriebenen Briefe, welche der Vater sorgfältig gesammelt und geheftet, ja sogar grammatisch und orthographisch durchkorrigirt hatte, frischten das Andenken an das heitere gesellige Leben der Universitätsstadt nur um so nachdrücklicher auf. Besonders abstoßend waren dem liebebedürftigen Jüngling die Frankfurter Mädchen gegenüber denen von Leipzig; er zieht eine für Erstere wenig schmeichelhafte Parallele in dem folgenden poetischen Zuruf an die Letzteren:

Wie seid Ihr nicht so gut, so Euch zu bessern willig,
Auf eig'ne Fehler streng und gegen fremde billig!
Und, zu gefallen unbemüht,
Ist Niemand, den ihr nicht gewännet.
Ah, man ist Euer Freund, so wenig man Euch kennet,
Man liebt Euch, eh' man sich's versieht.
Mit einem Mädchen hier zu Lande
Ist's aber ein langweilig Spiel:
Zur Freundschaft fehlt's Ihr am Verstande,
Zur Liebe fehlt's Ihr am Gefühl.

Bei diesem harten Urtheil kann es nicht in Verwunderung setzen, daß Goethe in Frankfurt damals nicht zur Anknüpfung eines neuen Liebesverhältnisses gelangte; seine Seele war und blieb den Erinnerungen von Leipzig zugewendet. Dahin schüttete er denn auch reichlich sein Herz aus, denn die Liebe zu Käthchen verfolgte ihn wie ein Gespenst. Er schickte ihr Briefe und Geschenke. Auf ihre erste Antwort, die ganz gegen seine Wünsche ausfiel, schrieb er am 1. November 1768: „Meine geliebteste Freundin, noch immer so munter, noch immer so boshaft, so geschickt, das Gute von einer falschen Seite zu zeigen, so unbarmherzig, einen Leidenden auszulachen, einen Klagenden zu verspotten, alle diese liebenswürdigen Grausamkeiten enthält Ihr Brief; und konnte die Landsmännin der

Minna (Barnhelm) anders schreiben? Ich danke Ihnen für eine so unerwartet schnelle Antwort, und bitte Sie auch in's Künftige, in angenehmen, muntern Stunden an mich zu denken, und wenn es sein kann, an mich zu schreiben. Ihre Lebhaftigkeit, Ihre Munterkeit, Ihren Witz zu sehen, ist mir eine der größten Freuden, er mag so leichtfertig, so bitter sein, als er will." Nachdem er ihre Verlobung im Frühjahr 1769 erfahren, schreibt er: „Das liebenswürdigste Herz ist das, welches am leichtesten liebt; aber das am leichtesten liebt, vergißt auch am leichtesten ..... Es ist eine gräßliche Empfindung, seine Liebe sterben zu sehen. Ein unerhörter Liebhaber ist lange nicht so unglücklich, als ein verlassener; der Erste hat noch Hoffnung und fürchtet wenigstens keinen Haß, der Andere, ja der Andere — wer ein Mal gefühlt hat, was das ist, aus einem Herzen verstoßen zu werden, das sein war, der mag nicht gerne daran denken, geschweige davon reden." Später schreibt er: „O könnte ich die drittehalb Jahre zurückrufen! Käthchen, ich schwöre es Ihnen, liebes Käthchen, ich wollte gescheidter sein!" Noch im Januar 1770 schrieb er ihr seinen letzten Brief, bevor er zur Universität Straßburg abging; die Strafe für seinen Frevel an dem Herzen des Mädchens hat sich also lange genug hinausgezogen.

Goethe's Körperzustände waren ganz dazu angethan, sein Gemüth noch mehr zu verbittern. Der Winter fesselte ihn an's Zimmer, und wie der Arzt ihn strengen diätetischen Vorschriften unterwarf und alle Bilder aus seiner Stube entfernen ließ, die auf seine Phantasie wirken konnten, das schildert Goethe uns selbst ergötzlich in der Epistel an Friederike Oeser (vom 6. November 1768):

> Besonders ist er d'rauf bedacht,
> Durch Ordnung wieder einzubringen,
> Was Unordnung so schlimm gemacht,
> Und heißt mich meinen Willen zwingen.
> „Bei Tag und sonderlich bei Nacht
> Nur an nichts Reizendes gedacht!"
> Welch' ein Befehl für einen Zeichnergeist,
> Den jeder Reiz bis zum Entzücken reißt.
> Des Bouchers*) Mädchen nimmt er mir
> Aus meiner Stube, hängt dafür
> Mir eine abgelebte Frau
> Mit riesigem Gesicht, mit halbzerbroch'nem Zahne,
> Vom fleißig kalten Gerhard Dow**)
> An meine Wand, langweilige Tisane
> Setzt er mir statt des Weins dazu, u. s. w.

Da er anstrengende Beschäftigung vermeiden mußte, so zeichnete, radirte und malte er; auch ging er manch-

*) Erster Maler des Königs Ludwig XV. von Frankreich, besonders durch reizende Mädchenbilder bekannt.

**) Ein niederländischer Maler von Leyden.

mal aus, um die Frankfurter Privatkunstsammlungen zu besichtigen, die er zwar klein, aber häufig und ausgesucht findet, so daß es ihm das größte Vergnügen machte, sich recht darin umzusehen. Allein Unvorsichtigkeit beim Aetzen der Kupferplatten zog ihm zu der Halsgeschwulst noch eine Entzündung des Kehlkopfs und des Zapfens zu; und als auch dieses Uebel gehoben war, so erwiesen sich im Januar 1769 die Verdauungswerkzeuge so gestört, daß die schmerzlichsten Symptome ihn oft der Verzweifelung nahe brachten. Der Arzt und die mildere Jahreszeit brachten endlich Gesundheit und Frohsinn zurück, wenn auch eine körperliche Schwäche noch bis in's nächste Jahr zurückblieb.

Achtzehntes Kapitel.

Körperliche und Gemüthszustände, wie wir sie in vorhergehendem Kapitel geschildert haben, mußten einen gewissen Hang zu übersinnlichen Dingen, dem Goethe sich sonst nicht hingab, um so mehr wecken und krankhaft reizen, als er außer seiner Schwester in der ersten Zeit seiner Rückkehr fast nur mit seiner Mutter, dem Fräulein von Klettenberg und seinem Arzte, Dr. Müller, Umgang pflog. Das Fräulein von Klettenberg, deren Unterhaltungen und Briefwechsel der Dichter später in den „Bekenntnissen einer schönen Seele" im „Wilhelm Meister" verewigt hat, war eine anziehende Persönlichkeit, ein von seiner Welt- und Hofbildung durchdrungenes, aber fast ätherisches Wesen ohne jenen rohen Zelotismus, den wir an den or-

dinären Pietisten gewahren, obwohl sie es sich innigst angelegen sein ließ, ihren jungen Freund mit seinem Gott zu „versöhnen", und der Arzt war ein mystischer Naturforscher, welcher das Urbild zu dem Arzt im „Faust" lieferte, der,

> Ein dunkler Ehrenmann,
> Ueber die Natur und ihre heiligen Kreise
> In Redlichkeit, jedoch auf seine Weise,
> Mit grillenhafter Mühe sann.

Bevor wir jedoch die Wirkung schildern, welche der Umgang mit diesen Leuten auf Goethe äußerte, müssen wir einen Rückblick auf den Weg werfen, welchen dessen religiöse Entwickelung in Leipzig durchlaufen hatte, denn schon von daher brachte er eine mystisch-pietistische Disposition mit. Von Frankfurt hatte er zwar jenen Skrupel über das „Gerichtessen" im Abendmahl mitgebracht, aber bald auf die Seite geworfen; und obwohl der poetische Gehalt der Bibel ihn fortwährend anzog, so war doch die rationalistische Zeitrichtung, in der von seinen Lehrern namentlich Ernesti wirkte, zu mächtig, der protestantische Kultus zu dürr und unpoetisch, die Richtung der Leipziger Künstler, mit denen er befreundet war, zu sehr der niederländischen Schule und damit dem Realen zugewendet, und endlich seine erste, medizinische Tischgesellschaft, so wie auch Behrisch zu materialistisch, als daß das positive,

kirchliche Christenthum in ihm hätte Fuß fassen können. Der trockene, unzugängliche Gellert vermochte Nichts gegen Ernesti, Klopstock, Nichts gegen Wieland, dessen „Musarion" die Seele unseres jungen Dichters damals vielmehr so sehr erfüllte, daß wir schon in dem Leipziger Liederbüchlein dem Versuch begegnen, die von der christlichen Kirche gezogenen Schranken der Moral zu überspringen. So will er die Unschuld der Mädchen nur als eine flüchtige Nebelgestalt gelten lassen, die vom heißen Strahl der Liebe bald aufgezehrt werden müsse, besingt die Unbeständigkeit in der Liebe und ermahnt junge Eheleute, es mit der ehebettlichen Treue nicht so genau zu nehmen, kurz, in einigen dieser Lieder tritt er als Priester des Genusses auf. Allein als gegen Ende der Leipziger Zeit Seelen- und Körperleiden auf ihn einstürmten, wie er sie noch nie gekannt hatte, da erfolgte ein gewisser Abfall von den Grundsätzen, die im Begriff waren, durchzubrechen; und sein ruhig, klug und konsequent zu Werk gehender neuer Freund Langer führte ihn ganz unvermerkt zur Bibel als zum förmlichen Wort Gottes zurück. Da jene Körper- und Seelenleiden in Frankfurt nicht aufhörten, so mußte dieses Zurückgehen ganz natürlich um so eher in den Sumpf des Pietismus und Mystizismus führen, als seine nächste und beinahe einzige Umgebung mit vielem Behagen in demselben wa-

tete. Goethe watete — und nicht zum Nachtheil seiner Poesie — eine Zeit lang fleißig mit, um sich später um so entschiedener daraus zu erheben.

Der Arzt, welcher den Glauben zu verbreiten wußte, er befinde sich im Besitz gewisser auf alchymistischem Weg zu Stande gebrachter Geheimmittel, und ein angeblich solches sogar nicht ohne Erfolg gegen Goethe's Unterleibszerrüttung anwendete, verleitete diesen, mit dem Fräulein von Klettenberg und seiner Mutter Georg von Welling's 1735 erschienenes „Opus mago-cabbalisticum et theosophicum, darinnen der Ursprung, Natur, Eigenschaften und Gebrauch des Salzes, Schwefels und Mercurii beschrieben ꝛc." – zu studiren, und dies geschah mit solchem Erfolg, daß auch alle von Welling zitirten Vorgänger Theophrastus Parazelsus, Helmont, Starkey, Basilius Valentinus u. s. w. vorgenommen und die Winterabende mit Versuchen verkürzt wurden, die geheimnißvollen Kräfte der Natur kennen zu lernen und derselben Universalheilmittel abzulocken. Schriften, welche in philosophisch-alchymistischen Geheimlehren die Natur in phantastischer Verknüpfung darstellten, hatten am meisten den Beifall Goethe's. Viehoff bemerkt in seinem Leben Goethe's mit Recht: „Man hat diese alchymistischen und kabbalistischen Studien als zeitraubend und kraftzersplitternd beklagt. Allein für

Goethe's naturwissenschaftliche Bildung waren sie eine nothwendige Durchgangsstufe; sein ganzes Wesen war nicht darauf angelegt, daß er sich sofort mit einer Wissenschaft auf dem Höhepunkte ihrer damaligen Entwikkelung vertraut machen, ihre jüngsten Resultate auf dem kürzesten Wege sich aneignen konnte; ihn drängte es, die Geschichte einer Wissenschaft in sich durchzuleben." Auch ist Vieles aus den alchymistisch-kabbalistischen Studien in den „Faust" übergegangen. Mit dem Frühjahr (1769) richtete Goethe sich einen chemischen Apparat in seinem Mansardenzimmer ein; und nach mehreren abenteuerlichen Experimenten, welche ihn indessen „mit den äußeren Formen mancher natürlichen Dinge", namentlich mit den Krystallisationsgestalten, bekannt machten, erwachte die Lust in ihm, die Chemie methodisch zu studiren, und er arbeitete das Handbuch von Boerhave mit Fleiß und Eifer durch.

Das religionsphilosophische Streben gab ihm die „Kirchen- und Ketzerhistorie" Arnold's in die Hand, aus welcher er sich eine eigene Schöpfungs- und Erlösungstheorie erbaute, in welcher er den Bibelglauben mit der Philosophie in Einklang zu bringen suchte, eine Aufgabe, an welcher gläubigere Herzen und philosophischere Köpfe als er gescheitert sind und scheitern werden. Uebrigens gibt sich in dieser Theorie die Richtung zum Pantheismus kund.

Neunzehntes Kapitel.

Die Nachrichten der Selbstbiographie über Goethe's sonstige Beschäftigung während seines Frankfurter Aufenthaltes sind höchst ungenügend, so daß es scheint, er habe bis Frühjahr 1770, wo er die Straßburger Universität bezog, fast nur ein beschauliches Leben geführt. Im Sommer 1769 machte er wohl einige Ausflüge; auch lernte er den berühmten Korsen Pascal Paoli auf dessen Durchreise nach England kennen. Seine poetische Lektüre scheinen vorzugsweise Shakspeare und Wieland gebildet zu haben. Aus seinen Briefen nach Leipzig erfahren wir, daß ihn die damalige kriegerisch-patriotische Bardenpoesie mit Abneigung erfüllte. Am 14. Februar 1769 schreibt er an Oeser's Tochter: „Gott sei Dank, daß wir

Friede haben! Zu was das Kriegsgeschrei? Ja, wenn's eine Dichtungsart wäre, wo viel Reichthum an Bildern, Sentiments oder sonst was läge; ei gut, da ficht immer! Aber nichts als ein ewig Gedonner der Schlacht, die Gluth, die dem Muth aus dem Auge blitzt, der gold'ne Helm mit Blut bespritzt, der Speer, ein paar Dutzend ungeheurer Hyperbeln, ein ewig Ha! und Ach!, wenn der Vers nicht voll werden will; und wenn's lange währt, die Monotonie des Silbenmaaßes, das ist zusammen nicht auszustehen. Es ist ein Ding, das gar nicht interessirt, ein Gewäsche, das nichts taugt, als die Zeit zu verderben; forcirte Gedanken, weil der Herr Professor die Natur nicht gesehen hat, ewig egale Wendungen; denn Schlacht ist Schlacht, und die Situationen, die es etwa reicht, sind sehr abgenutzt. Und was geht mich der Sieg der Deutschen an, daß ich das Frohlocken mit anhören soll? Eh, das kann ich selbst. Macht mich was fühlen, was ich nicht gefühlt, was denken, was ich nicht gedacht habe, und ich will Euch loben. Aber Lärm und Geschrei statt dem Pathos, das thut's nicht. Flittergold, und das ist Alles!" In diesem Briefe begegnen wir nicht bloß einer Ansicht über die Wahrheit der Poesie, zufolge welcher der Dichter im eigenen Busen Alles zu durchleben und durchzuempfinden hat, was er dichtet, ebensowenig bloß einer durch Krank-

heit hervorgerufenen, vorübergehenden Abspannung, sondern — zum ersten Mal in scharf ausgesprochener Weise — jener Flucht aus den Interessen des Tages, welche sonst die ganze gebildete Welt bewegen, die das ganze Leben des Dichters auf eine keineswegs vortheilhafte Weise charakterisirt. „Was geht mich der Sieg der Deutschen an!" So wenig Goethe jemals ein Christ, ein Philosoph, ein Musiker wurde, eben so wenig wurde er ein Politiker oder hatte er ein Herz für die Leiden und Freuden des Volks. Man hat diesen Mangel als großartigen Kosmopolitismus darstellen wollen; in der That aber beurkundet er weiter nichts, als egoistische Engherzigkeit, die das Glück des Lebens darin fand, den Kreis persönlichen, individuellen Behagens von den scharfen Linien der Außenwelt nicht durchschneiden zu lassen. Ausgeprägt wurde diese Richtung freilich erst später.

Da der Aufenthalt Goethe's in Frankfurt dessen Leben nicht ein Mal die Anregung eines Liebesverhältnisses gewährte („nur in den Frühlingstagen schneiden Schäfer in die Bäume, nur in der Blumenzeit bindet man Kränze"), so sind seine poetischen Produktionen äußerst dürftig. Die Epistel an Friederike Oeser, aus der wir einige Stellen anführten, hat nur biographischen, keineswegs poetischen Werth, und bestätigen ganz, was er in Prosa an sie

schrieb, daß er nur Zirkel, Papier, Feder, Dinte und Bücher um sich habe. Außerdem schrieb er Mährchen, eine Posse unter dem Titel „Lustspiel in Leipzig" und wohl auch noch Anderes nieder, was Alles er aber vor seinem Abgang nach Straßburg dem Feuer opferte. Erhalten ist uns nur ein 1770 begonnenes Tagebuch („Ephemerides. Was man treibt? Heut' dies und morgen das. 1770.") mit bunt durcheinander geworfenen Notizen und ein wahrscheinlich noch in das Jahr 1768 fallendes geistliches Lied, welches wir als Probe seiner religiösen Stimmung hier mittheilen:

Dies wird die letzte Thrän' nicht sein,
Die glühend Herz aufquillet,
Das mit unsäglich neuer Pein
Sich schmerzvermehrend stillet.

O, laß doch immer hier und dort
Mich ewig Liebe fühlen!
Und möcht' der Schmerz nicht also fort
Durch Nerv und Adern wühlen!

Könnt' ich doch ausgefüllt ein Mal
Von dir, o Ew'ger, werden —
Ach, diese lange, tiefe Qual,
Wie dauert sie auf Erden!

Unterdessen hatte das Verhältniß zum Vater sich eher verschlimmert, als verbessert. Dieser konnte keinen

Widerspruch ertragen, und doch bestand die größte Verschiedenheit der Ansichten zwischen ihm und dem Sohne. Goethe war daher Frankfurt's längst „satt", und reis'te mit größter Freude im Frühjahr 1770 nach Straßburg, wo er nach des Vaters Willen seine juristischen Studien vollenden und zum Doktor der Rechte promoviren sollte.

Zwanzigstes Kapitel.

In Straßburg langte er zu Anfang des April an, und bestieg sogleich die Plattform des Münsters, um das auf ihr sich bietende reiche Panorama zu überschauen, dessen vortheilhafter Abstich von der Leipziger Umgebung ihn mit Entzücken erfüllte. In dem schönen Rheinthale versprach er sich die Wiederkehr der vollen Lust der Jugend; und er täuschte sich nicht. Er miethete sich ein angenehmes Quartier, und gab seine Empfehlungsschreiben ab, die ihn in mehrere pietistischen Familien einführten. Aber mit dem körperlichen Leiden war auch der gemüthliche Hang zum Mystizismus geschwunden; und schon am 26. August (1770) schrieb er an Fräulein von Klettenberg: „Mein Umgang mit den frommen Leuten hier ist nicht

gar stark. Ich hatte mich im Anfang sehr stark an sie gewendet; aber es ist, als wenn es nicht sein sollte. Sie sind so von Herzen langweilig, wenn sie anfangen, daß es meine Lebhaftigkeit nicht aushalten konnte. Lauter Leute von mäßigem Verstande, die mit der ersten Religionsempfindung auch den ersten vernünftigen Gedanken dachten, und nun meinen, das wäre Alles, weil sie sonst von nichts wissen; dabei so hällisch und meinem Grafen (Zinzendorf) so feind, und so kirchlich und pünktlich, daß — ich Ihnen eben weiter nichts zu sagen brauche."

Den Mittagstisch nahm er bei zwei alten Jungfrauen. Die Tischgesellschaft bestand aus ungefähr zehn älteren und jüngeren Personen, meist aber Studenten. Das Präsidium der Tafel führte ein Aktuar des Pupillen-Collegiums, Dr. Salzmann, ein Junggeselle von etwa fünfzig Jahren, der hinter der gemüthlichsten Jovialität eine feine Bildung und den tiefsten Ernst des Lebens barg, so daß er einen unmerklichen und doch wohlthätigen Einfluß auf die jüngeren Tischgenossen übte. Goethe schloß sich ihm ganz besonders an; und höchst wahrscheinlich von ihm spricht er mit folgenden Worten des oben angeführten Briefes: „Eine andere Bekanntschaft, gerade das Widerspiel von dieser (den Frommen), hat mir bisher nicht wenig genützt. Herr ***, ein Ideal für

Mosheimen und Jerusalemen, ein Mann, der durch viel Erfahrung mit viel Verstand gegangen ist, der bei der Kälte des Blutes, womit er von jeher die Welt betrachtet hat, gefunden zu haben glaubt, daß wir auf diese Welt gesetzt sind, besonders um ihr nützlich zu sein, daß wir uns dazu fähig machen können, wozu denn auch die Religion etwas hilft, und daß der Brauchbarste der Beste ist. Und Alles, was daraus folgt." Der Dichter Lenz, von dem bald die Rede sein wird, nannte Salzmann seinen „guten Sokrates". Nach dem Rathe dieses Mannes ordnete Goethe seine juristischen Studien auf eine möglichst schnell zu einem praktischen Ziel führende Weise, die nicht viel Zeit wegnahm; von ihm ließ er sich in das heitere gesellige Leben Straßburg's einführen, sobald ihm die pietistische Umgebung zuwider geworden war, und ihn nahm er sich sogar auch in der äußeren Haltung zum Vorbild und Muster, wie er denn auf seinen Rath z. B. sich wieder im Kartenspiel übte. Der weiblichen Welt empfahl er sich durch seine Gestalt und seinen Geist sehr bald, so daß er in allen Kreisen die beste Aufnahme fand. Bei der leidenschaftlichen Spazierlust der Straßburger und Straßburgerinnen und bei der eigenen Freude an der freien Natur gewährte ihm die schöne Jahreszeit das höchste Vergnügen, in welcher ihm in den zahlreichen Gärten und

Lustörtern sowohl die modernen Kostüme, als auch die elsassischen Nationaltrachten poetisch gegenüber traten. In munteren Gesellschaftsspielen und ohne Zweifel auch in flüchtigen Liebesverhältnissen sprudelte ihm denn auch der Born der Poesie wieder. So entstand z. B. das folgende Gedicht, eines der lieblichsten, die der Dichter uns hinterlassen hat, und das wir deshalb als Probe mittheilen.

Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg.

Nach Mittage saßen wir
Junges Volk im Kühlen;
Amor kam und „Stirbt der Fuchs“
Wollt er mit uns spielen.

Jeder meiner Freunde saß
Froh bei seinem Herzchen;
Amor blies die Fackel aus,
Sprach: Hier ist das Kerzchen!

Und die Fackel, wie sie glomm,
Ließ man eilig wandern,
Jeder drückte sie geschwind
In die Hand des Andern.

Und mir reichte Dorilis
Sie mit Spott und Scherze;
Kaum berührt mein Finger sie,
Hell entflammt die Kerze.

Sengt mir Augen und Gesicht,
Setzt die Brust in Flammen,
Ueber meinem Haupte schlug
Fast die Gluth zusammen.

Löschen wollt' ich, patschte zu,
Doch es brennt beständig;
Statt zu sterben ward der Fuchs
Recht bei mir lebendig.

Es erwachte ein übermüthiges Kraftgefühl, eine sprudelnde Lebenslust in dem jungen Goethe, die ihn jedoch noch nicht in das Treiben der Originalgenies der Sturm- und Drangperiode riß, wahrscheinlich hauptsächlich aus dem Grunde, weil er mit seiner Tischgesellschaft einen geschlossenen Kreis bildete, der sich außerhalb des korporativen Studentenlebens hielt, und weil ihm der Umgang mit zahlreichen Familien mancherlei Beschränkungen auferlegte. Er erschien vielmehr wie sein Mentor in Perücke und Schuh' und Strümpfen, und nahm Unterricht auf dem Violoncell, sowie in Aussicht auf die Winterbälle im Tanzen. Doch übte er unter Anleitung seines Tischgenossen Lerse, den er im „Götz von Berlichingen“ als eine Figur, „die sich auf eine so würdige Art zu subordiniren wisse“, einführte, auch das Fechten, sowie das Reiten.

Sein Tanzmeister, ein Franzose, hatte zwei hübsche,

junge Töchter, welche bald zu dem schönen Jüngling eine heftige Neigung faßten, besonders Luzinde, die älteste, während er selbst Emilie, die jüngste, bevorzugte, deren Hand indessen bereits versagt war. Bei'm letzten Besuch entließ ihn diese mit heißen Küssen, während Luzinde in flammender Eifersucht aus dem Nebenzimmer stürzte, ihn unter bitteren Vorwürfen gegen die Schwester umschlang, mit beiden Händen in seine Locken fuhr, sein Gesicht an das Ihrige drückte und unter wiederholten Küssen ausrief: „Nun fürchte meine Verwünschung! Unglück über Unglück für immer und immer auf Diejenige, die zum ersten Male nach mir diese Lippen küßt!" — eine Verwünschung, die in dem Schicksale Friederikens von Sesenheim in Erfüllung gehen sollte.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Auch in der Tischgesellschaft scheint Goethe nicht minder seine Anziehungskraft, als seine Superiorität über die Altersgenossen bewährt zu haben. Die Gesellschaft wuchs allmälig bis auf zwanzig Personen. Unter den zuletzt Eingetretenen befand sich der unter dem Namen Jung-Stilling bekannte Heinrich Stilling; derselbe schildert uns in „Stilling's Wanderschaft" seinen Empfang an der Salzmann'schen Tafelrunde und den Studenten Goethe mit folgenden Worten: „Es speiseten ungefähr zwanzig Personen an diesem Tisch, und man sah Einen nach dem Andern hereintreten. Besonders kam Einer mit großen, hellen Augen, prachtvoller Stirn und schönem Wuchs muthig in's Zimmer. Dieser zog Herrn Troost's

und Stilling's Augen auf sich; Ersterer sagte gegen Letzteren: Das muß ein vortrefflicher Mann sein. Stilling bejahte das, doch glaubte er, daß sie Beide viel Verdruß von ihm haben würden, weil er ihn für einen wilden Kameraden ansah. Dieses schloß er aus dem frechen Wesen, das sich der Student herausnahm; allein Stilling irrte sehr. Sie wurden indessen gewahr, daß man diesen ausgezeichneten Menschen „Herr Goethe" nannte. Herr Troost sagte leise zu Stilling: Hier ist's am Besten, daß man vierzehn Tage schweigt. Letzterer erkannte diese Wahrheit; sie schwiegen also, und es kehrte sich auch Niemand sonderlich an sie, außer daß Goethe zuweilen seine Augen herüber wälzte; er saß gegen Stilling über und hatte die Regierung am Tisch, ohne daß er sie suchte. Herr Troost war nett und nach der Mode gekleidet, Stilling auch so ziemlich. Er hatte einen schwarzbraunen Rock mit manchesternen Unterkleidern; nur war ihm noch eine runde Perücke übrig, die er zwischen seinen Beutelperücken doch auch verbrauchen wollte. Diese hatte er einstmals aufgesetzt, und kam damit an den Tisch. Niemand störte sich daran, als nur Herr Waldberg aus Wien. Dieser sah ihn an; und da er schon vernommen hatte, daß Stilling sehr für die Religion eingenommen war, so fing er an und fragte ihn: Ob wohl Adam

im Paradies möchte eine runde Perücke getragen haben? Alle lachten herzlich bis auf Salzmann, Goethe und Troost; diese lachten nicht. Stilling fuhr der Zorn durch alle Glieder; und er antwortete darauf: Schämen Sie Sich dieses Spottes. Ein solcher alltäglicher Einfall ist nicht werth, daß er belacht werde! — Goethe aber fiel ein und versetzte: Probir' erst einen Menschen, ob er des Spottes werth sei? Es ist teufelmäßig, einen rechtschaffenen Mann, der Niemand beleidigt hat, zum Besten haben! Von dieser Zeit an nahm sich Herr Goethe Stilling's an, besuchte ihn, gewann ihn lieb, machte Brüderschaft und Freundschaft mit ihm, und bemühte sich bei allen Gelegenheiten, Stilling Liebe zu erzeigen. Schade, daß so Wenige diesen vortrefflichen Menschen seinem Herzen nach kennen!"

Das Anschließen Goethe's an diesen seichten und oberflächlichen Menschen, der die bewunderungswerthe Naivetät besaß, zu glauben, was ihm begegne, sei von „seinem Gott" ganz speziell für ihn so zugerichtet worden, und die für einen frommen Mann noch bewunderungswerthere Weltkinderklugheit, seine Schicksale hintennach als Gebetserhörungen und dergleichen auszugeben, ist insofern nicht zum Verwundern, als Goethe den Kontrast und daher eine Figur liebte, die ihn mitten in der Straßburger Heiterkeit wieder an

die **Klettenberg**'schen Kreise erinnerte, und als der „Stilling" in der That eine naturwüchsige Sentimentalität hatte, die auf ein poetisches Gemüth ihres Eindruckes nicht verfehlen konnte. Der „Stilling" hat weiter keinen Einfluß auf **Goethe** geübt; vielmehr hat Dieser Jenen zur Abfassung seiner Lebensgeschichte veranlaßt, die durch ihre Form größeres Aufsehen erregte, als sie vermöge ihres Inhalts verdiente, und die eben darum ein Volksbuch, wozu man sie hat stempeln wollen, niemals wurde. Auch ist nicht zu vergessen, daß der „Stilling" zu jenen Naturen gehörte, die sich auf eine „würdige Art" zu subordiniren wissen, und die **Goethe** sein Leben lang vorzugsweise liebte.

Die Tischgenossenschaft **Goethe**'s war eine durchaus deutsche, welche Etwas darauf hielt, in der unmittelbaren Nähe der französischen Kultur die deutsche Eigenthümlichkeit zu bewahren, und welche darum nur deutsch sprach, wie sie sich auch von der französischen Literatur mit wenigen Ausnahmen entschieden abwandte. **Goethe** zwar war hauptsächlich deshalb gern nach Straßburg gegangen, um sich im Französichen zu vervollkommnen, und sein Tagebuch giebt auch Zeugniß von fortgesetzter französischer Lektüre; allein bei seiner oft kindischen Empfindlichkeit gegen jeden Tadel konnte er es nicht ertragen, daß die Franzosen sein wunderliches, bei Bedienten, Kammerdienern, Schildwachen, Schauspielern und Predigern zusammen gestoppeltes Französisch korrigiren wollten; und er kam jetzt zu der Einsich, daß „wer in einer fremden Sprache schreibt oder dichtet, ist wie Einer, der in einem fremden Hause wohnt", obwohl er bisher in französischer Sprache korrespondirt und sogar gedichtet hatte. Er schloß sich daher seiner Tafelrunde in dieser Beziehung um so lieber und unter der Firma an, daß in ihrem Kreise nur Wahrheit, Natur, aufrichtige Empfindung, d. h. deutsche Art und Sitte gelten solle. Sein letztes französisches Gedicht hatte er im Mai 1770 bei'm Durchzug der Gemahlin des Dauphins, nachmaligen Ludwigs XVI., Marie Antoinette von Oesterreich, gemacht, und es war dasselbe von einem Franzosen sehr scharf kritisirt worden. Bei diesem Durchzug war zum Empfang der Prinzessin ein eigenes Gebäude auf einer Rheininsel errichtet worden; und als **Goethe** später die Nachricht von der Hinrichtung der Königin Marie Antoinette empfing, erinnerte er sich, mit welchem Mißbehagen ihm unter den Dekorationen jenes Gebäudes Teppiche aufgefallen waren, welche die unglücklichen Geschichten Jasons, der Medea und Kreusa darstellten. Auch das fand er unpassend, daß man zum Schmuck eines Hochzeitsgebäudes Christus- und Apostelköpfe verwendete.

---

die Klettenberg'schen Kreise erinnerte, und als der „Stilling" in der That eine naturwüchsige Sentimentalität hatte, die auf ein poetisches Gemüth ihres Eindruckes nicht verfehlen konnte. Der „Stilling" hat weiter keinen Einfluß auf Goethe geübt; vielmehr hat Dieser Jenen zur Abfassung seiner Lebensgeschichte veranlaßt, die durch ihre Form größeres Aufsehen erregte, als sie vermöge ihres Inhalts verdiente, und die eben darum ein Volksbuch, wozu man sie hat stempeln wollen, niemals wurde. Auch ist nicht zu vergessen, daß der „Stilling" zu jenen Naturen gehörte, die sich auf eine „würdige Art" zu subordiniren wissen, und die Goethe sein Leben lang vorzugsweise liebte.

Die Tischgenossenschaft Goethe's war eine durchaus deutsche, welche Etwas darauf hielt, in der unmittelbaren Nähe der französischen Kultur die deutsche Eigenthümlichkeit zu bewahren, und welche darum nur deutsch sprach, wie sie sich auch von der französischen Literatur mit wenigen Ausnahmen entschieden abwandte. Goethe zwar war hauptsächlich deshalb gern nach Straßburg gegangen, um sich im Französischen zu vervollkommnen, und sein Tagebuch giebt auch Zeugniß von fortgesetzter französischer Lektüre; allein bei seiner oft kindischen Empfindlichkeit gegen jeden Tadel konnte er es nicht ertragen, daß die Franzosen sein wunderliches, bei Bedienten, Kammerdienern, Schildwachen, Schauspielern und Predigern zusammen gestoppeltes Französisch korrigiren wollten; und er kam jetzt zu der Einsich, daß „wer in einer fremden Sprache schreibt oder dichtet, ist wie Einer, der in einem fremden Hause wohnt", obwohl er bisher in französischer Sprache korrespondirt und sogar gedichtet hatte. Er schloß sich daher seiner Tafelrunde in dieser Beziehung um so lieber und unter der Firma an, daß in ihrem Kreise nur Wahrheit, Natur, aufrichtige Empfindung, d. h. deutsche Art und Sitte gelten solle. Sein letztes französisches Gedicht hatte er im Mai 1770 bei'm Durchzug der Gemahlin des Dauphins, nachmaligen Ludwigs XVI., Marie Antoinette von Oesterreich, gemacht, und es war dasselbe von einem Franzosen sehr scharf kritisirt worden. Bei diesem Durchzug war zum Empfang der Prinzessin ein eigenes Gebäude auf einer Rheininsel errichtet worden; und als Goethe später die Nachricht von der Hinrichtung der Königin Marie Antoinette empfing, erinnerte er sich, mit welchem Mißbehagen ihm unter den Dekorationen jenes Gebäudes Teppiche aufgefallen waren, welche die unglücklichen Geschichten Jasons, der Medea und Kreusa darstellten. Auch das fand er unpassend, daß man zum Schmuck eines Hochzeitsgebäudes Christus- und Apostelköpfe verwendete.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Indessen gewährten ihm gerade die nach Raphael's Kartons gewirkten Teppiche willkommene Gelegenheit, die ästhetischen Prinzipien Oeser's wieder zur Anwendung zu bringen. Allein die darauf gegründeten Ansichten sollten bald eine Umwälzung erleiden. Hatte Oeser sich von der Antike ein Formideal von stiller Größe, von einfältiger (einfacher) Schönheit abstrahirt, so wandte Goethe jetzt seine Vorliebe der gothischen Baukunst zu, in welcher sich charakteristische Kunst, Wahrheit und Kraft der Empfindung, Reichthum und Fülle der Phantasie aussprechen. „Als ich das erste Mal nach dem Münster ging", sagt er, „hatt' ich den Kopf voll allgemeiner Erkenntniß guten Geschmacks. Auf Hörensagen ehrt' ich die Harmonie der Massen, die

Reinheit der Formen, war ein abgesagter Feind der verworrenen Willkürlichkeiten gothischer Verzierungen. Unter der Rubrik Gothisch häufte ich alle synonymischen Mißverständnisse, die mir von Unbestimmtem, Ungeordnetem, Unnatürlichem, Zusammengestoppeltem, Aufgeflicktem, Ueberladenem jemals durch den Kopf gezogen waren." Der Münster befreite ihn davon. Er zog stets von Neuem seine Blicke und Schritte auf sich; und durch fortwährendes Betrachten, Messen, Zeichnen und Studiren drang er in das Verständniß des schönen Verhältnisses der Hauptabtheilungen und der ebenso sinnigen als reichen Verzierungen des Gebäudes, und erkannte „die Hinleitung von einem Haupttheile zum andern, die Verschränkung zwar gleichartiger, aber doch an Gestalt höchst abwechselnder Einzelnheiten vom Heiligen bis zum Ungeheuer, vom Blatte bis zum Zacken." Jetzt prägte sich seine Abneigung gegen das ästhetische Begriffespalten aus; in einem Briefe aus dem Sommer 1770 heißt es: „Wenn ich Ihnen rathen darf, so werden Sie mehr Vortheil finden, zu suchen, wo Schönheit sein möchte, als ängstlich zu fragen, was sie ist. Ein Mal für alle Mal bleibt sie unerklärlich, sie erscheint uns wie im Traume, wenn wir die Werke der großen Dichter und Maler, kurz aller empfindenden Künstler betrachten; es ist ein schwimmendes, glänzendes Schattenbild, dessen Umriß

keine Definition hascht. Mendelssohn und Andere haben versucht, die Schönheit wie einen Schmetterling zu fangen und mit Stecknadeln für den neugierigen Beobachter festzustecken; doch es ist nicht anders damit, als mit dem Schmetterlingsfange; das arme Thier zittert im Netze, streift sich die schönsten Farben ab, und wenn man es ja unversehrt erwischt, so steckt es doch endlich steif und leblos da; der Leichnam ist nicht das ganze Thier, es gehört noch Etwas dazu, noch ein Hauptstück, und bei der Gelegenheit wie bei jeder anderen ein sehr hauptsächliches Hauptstück: das Leben, der Geist, der Alles schön macht. Genießen Sie Ihrer Jugend und freuen sich, Schmetterlinge um Blumen fliegen zu sehen, es gehe Ihnen das Herz und das Auge dabei über; und lassen Sie mir die freudenfeindliche Erfahrungssucht, die Sommervögel tödtet und Blumen anatomirt, alten oder kalten Leuten." Mit wie feinem Takt Goethe das Schöne nun erfaßte, beweist folgender Vorfall. Es beklagte Jemand, daß statt zweier Thürme nur einer ausgeführt sei. Er entgegnete: auch dieser sei nicht ausgeführt; auf die vier Schnecken hätten noch vier leichte Thurmspitzen, auf die Mitte eine höhere gesollt. „Wer hat Ihnen das gesagt?" fragte ein Anwesender. „Der Thurm selbst", versetzte Goethe. „So sind Sie nicht unwahr berichtet," erwiderte Jener, „ich bin Aufseher der Baulichkeiten, wir haben in

unserm Archive noch die Originalrisse." Es war dies kurz vor Goethe's Abreise von Straßburg; und er studirte nun noch die Risse. Er drang darauf, daß man diese Baukunst nicht „gothisch", sondern „altdeutsch" benenne, und führte dies später in einer eigenen Schrift „von altdeutscher Baukunst" aus, welche die Theorie vom Formideal über den Haufen warf. „Die Kunst", heißt es darin, „ist lange bildend, ehe sie schön ist, und doch so große, wahre Kunst, ja oft wahrer und größer als die schöne selbst ..... Laßt die Bildnerei aus den willkürlichsten Formen bestehen, sie wird ohne Gestaltsverhältniß zusammen stimmen. Denn Eine Empfindung schuf sie zum charakteristischen Ganzen. Diese charakteristische Kunst ist nun die einzig wahre." Jetzt verstand er auch den Shakspeare; und nach diesem Prinzip entstanden der „Götz von Berlichingen" und der „Faust", wie denn in Jenem Franz spricht: „So fühle ich denn, was den Dichter macht: ein volles, ganz von Einer Empfindung volles Herz."

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Auch die philosophischen Ansichten Goethe's unterlagen in Straßburg einer Krisis, wovon die Ephemeriden (das schon in Frankfurt begonnene literarische Tagebuch) Zeugniß geben. Während er sich das wenig Zeit raubende Studium der Rechtswissenschaft durch die Lektüre launiger Anwendungen des positiven Rechts erheiterte (z. B. von „Jacobi Ayreri historisches Processus naiv, in welchem sich Lucifer über Christum, darum, daß dieser ihm die Hölle zerstöret, eingenommen, die Gefangenen daraus erlöset, und hingegen ihn, Lucifern, gefangen und gebunden habe, beschweret"), führten ihn die alchymistischen Liebhabereien (er las neben Mystikern, wie Tauler und Thomas a Kempis auch den Theosophen Agrippa von Nettes-

heim und den Kabbalisten Theophrastus Paracelsus) und mehr noch die Gespräche seiner wiederum meist aus Medizinern bestehenden Tischgesellschaft zum Verlangen nach wissenschaftlicher Einsicht in das Gebiet der Natur, dem er durch den Besuch medizinischer, chemischer und wahrscheinlich auch physikalischer Vorlesungen Genüge leistete. Derselbe Trieb, welcher ihn schon in Frankfurt auf Geheimlehren geworfen, die die Natur in einer wenn auch noch so phantastischen Verknüpfung darstellen, fand jetzt auch seinen wissenschaftlichen Ausdruck in dem Streben, die Natur als Ganzes aufzufassen, und zu vergeistigen und ein ideales Verknüpfungsband zu entdecken. Ein solches suchte er u. A. in dem damals Aufsehen erregenden Buche Holbach's „Système de la nature"; allein der in demselben gepredigte Atheismus kam ihm und seinen Freunden „so grau, so chimärisch, so todtenhaft vor, daß sie vor ihm wie vor Gespenstern schauderten", und verleidete ihm nicht nur die französische Literatur der Enzyklopädisten, besonders die Schriften Voltaire's (einige Achtung genossen nur Rousseau und Diderot, welche in Leben und Kunst zur Rückkehr zur Natur drängten), sondern die Philosophie überhaupt und vor Allem die Metaphysik, statt deren er sich um so leidenschaftlicher auf's lebende Wissen, Erfahren, Thun und Dichten warf. „Auf philosophische Weise erleuch-

tet und gefördert zu werden, hatten wir keinen Trieb noch Hang", bemerkt Goethe. Gleichwohl bekunden die Ephemeriden eine wenn auch unzusammenhängende und unmethodische Beschäftigung mit verschiedenen philosophischen Problemen, aus welcher die Hinneigung zum philosophischen Pantheismus deutlich hervorgeht. „Getrennt über Gott und Natur abhandeln", sagt er, „ist schwierig und mißlich, eben als wenn wir über Leib und Seele gesondert denken. Wir erkennen die Seele nur durch das Mittel des Leibes, Gott nur durch die durchschaute Natur; daher scheint es mir verkehrt, Denker der Verkehrtheit zu zeihen, die ganz philosophisch Gott mit der Welt verknüpft haben. Denn was ist, muß nothwendig Alles zum Wesen Gottes gehören, weil Gott das einzige Wirkliche ist, und Alles umfaßt. Die heil. Schrift ist unserem Urtheile auch nicht entgegen, obwohl wir ihre Aussprüche einem Jeden nach seinem Urtheile zu drehen gestatten. Und das ganze Alterthum erkannte ebenso, eine Uebereinstimmung, auf die ich großes Gewicht lege. Denn mir zeugt das Urtheil so großer Männer für die Vernunftmäßigkeit jenes Systems, wonach die Welt von Gott ausfließt, wenn ich auch zu keiner Schule schwören will, und sehr bedaure, daß im Spinozismus, da auch die ärgsten Irrthümer dieselbe Quelle haben, dieser so reinen Lehre ein so böser Bruder erwachsen ist." Auch

das Streben nach klarer Verständigung über das Verhältniß des Menschen zur Natur, zur sittlichen Welt, zur Gottheit tritt hervor; namentlich enthält das Tagebuch eine Vergleichung des Moses Mendelssohnschen „Phädon" (über die Unsterblichkeit) mit dem Plato's. Und so malt sich denn in dieser Neigung Goethe's zum Mystischen und Theurgischen einerseits, sowie zum philosophisch Pantheistischen anderseits die Gährung, in welcher seine philosophischen und theologischen Ansichten lagen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Diese innere Bewegung wurde unterhalten und verstärkt durch die Bekanntschaft mit Herder, der sich einer Augenkur wegen vom Ende September 1770 bis April 1771 in Straßburg aufhielt. Goethe lernte ihn bald kennen und verkehrte täglich mit ihm. Herder (geboren 1744) war fünf Jahre älter als er und hatte bereits durch seine „Fragmente zur deutschen Literatur (1767)“ und seine „kritischen Wälder (1768)“, zwei Schriften, in welchen er über die damaligen literarischen Notabilitäten zu Gericht saß, die Augen der Nation auf sich gezogen. Mit diesen Schriften hatte er zugleich die sogenannte „Sturm- und Drangperiode“ unserer Literatur begonnen. Der Eindruck, welchen er durch den großartigen Drang seines bahnbrechenden

Geistes und durch den Reichthum und Universalismus seines Wissens, sowie nicht minder durch seinen bissigen Humor und seinen reizbaren Widerspruchsgeist auf den jungen Goethe machte, war ein imponirender von der Art, daß weder vorher, noch nachher ein Mensch so tief und nachhaltig auf diesen gewirkt hat. Er legte Goethe, ohne dabei sich eines didaktischen Zweckes bewußt zu sein, ganz unwillkürlich das reiche Leben seines Geistes nach allen Richtungen auseinander, eröffnete ihm einen klaren Blick auf das Feld der Literatur, von welchem Goethe in seiner Frankfurter Zurückgezogenheit nur wenige Produkte kennen gelernt hatte, erklärte die Poesie als die Muttersprache der Völker, zu deren Wahrheit und Ursprünglichkeit man von der leeren, gemachten Dichtkunst der damaligen Zeit zurückkehren müsse, und demonstrirte ihm seine Ideen an Swift und Hamann, an der hebräischen Poesie (der Bibel) und am Volksliede, das er zuerst wieder zu Ehren erhob, und aus dem so manche Dichtung Goethe's sich nachher entwickelte, an Homer, den Goethe jetzt erst in der Ursprache las, an Ossian, der ihn in's Studium der keltischen Idiome, an welche sich das der skaldischen (urgermanischen) und lettischen schloß, führte, und an Shakspeare, der jetzt der Abgott des Goethe'schen Kreises wurde, so daß sich in diesem eine wahre Shakspearemanie entwickelte, be-

sonders seit der barock-humoristische Liefländer Johann Reinhold Lenz in die Tafelrunde getreten war. „Wie es bibelfeste Männer giebt", erzählt Goethe, „so befestigte sich diese Sozietät nach und nach in Shakspeare, bildete die Tugenden und Mängel seiner Zeit, mit denen er uns bekannt macht, in ihren Gesprächen nach, ergötzte sich höchlich an seinen Quibbles und Clowns, und wetteiferte mit ihm durch Uebersetzung derselben, ja durch originalen Muthwillen." Die Absurditäten Clowns wurden nachgeahmt, und es wurde gestritten, ob die Nachahmungen „des Clowns würdig oder nicht, und ob sie aus der wahrhaften, reinen Narrenquelle geflossen, oder ob etwa Sinn und Verstand sich auf eine ungehörige oder unzulässige Weise mit eingemischt hätte."

Da Goethe während der Augenkur Herder Morgens und Abends besuchte, und sogar oft ganze Tage bei Demselben zubrachte, so theilte sich ihm die ganze Gährung mit, in welcher des Letzteren Geist arbeitete. Herder beschäftigte sich vorzugsweise mit Shakspeare und Ossian, und arbeitete an seiner Abhandlung über den Ursprung der Sprachen. Aber für den tadelscheuen Goethe mag es kein geringes Opfer der Selbstüberwindung gewesen sein, zu den Füßen dieses Mannes zu sitzen; denn Herder gehörte nicht zu den Naturen, die sich auf irgend eine Art zu

subordiniren wußten. Vielmehr war er ein pedantischer Pädagog, ein scharfer und bitterer Tadler, ein intoleranter Spötter, der gerade da am Wenigsten Rücksicht übte, wo sie die Menschen in der Regel am Meisten fordern, bei ihren Schwächen und kleinlichen Liebhabereien, deren Goethe damals mehrere pflegte. Nur die Superiorität des Herder'schen Geistes konnte diesen zum Ausharren bewegen. Aber er verheimlichte nicht bloß seine alchymistischen Studien, sondern auch seine Beschäftigung mit den großen Werken seiner spätern Zeit, dem „Götz" und dem „Faust", die in Straßburg zwar nicht geboren, aber doch empfangen wurden. Für Jenen machte er historische Vorstudien, und in Bezug auf Diesen sagt er: „Die bedeutende Puppenspielfabel klang und summte gar vieltönig in mir wider. Auch ich hatte mich in allem Wissen umhergetrieben, und war früh genug auf die Eitelkeit desselben hingewiesen worden. Ich hatte es auch im Leben auf allerlei Weise versucht, und war immer unbefriedigter und gequälter zurückgekommen. Nun trug ich diese Dinge, sowie manche andere mit mir herum, und ergötzte mich daran in einsamen Stunden, ohne jedoch Etwas davon aufzuschreiben." Von alle dem erfuhr Herder nichts. Ihm gegenüber verhielt sich Goethe vielmehr stets empfänglich und passiv. Daher mag es denn auch kommen, daß

Herder keine Ahnung von dem hatte, was in Goethe schlummerte, und er im Jahr 1772 an seine Braut schrieb: „Goethe ist wirklich ein guter Mensch, nur etwas leicht und spatzenmäßig, worüber er meine ewigen Vorwürfe gehabt hat. Er war mitunter der Einzige, der mich in Straßburg in meiner Gefangenschaft besuchte, und den ich gern sah; auch glaube ich ihm, ohne Lobrednerei, einige gute Eindrücke gegeben zu haben, die ein Mal wirksam werden können."

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

An der Liebe indessen sollte sich erst wieder die Fackel der Poesie Goethe's entzünden. Am 14. Oktober 1770 schrieb er an eine Freundin: „Ich habe niemals so lebhaft erfahren, was das sei: vergnügt, ohne daß das Herz einigen Antheil hat, als jetzt, als hier in Straßburg. Eine ausgebreitete Bekanntschaft unter angenehmen Leuten, eine aufgeweckte, muntere Gesellschaft jagt mir einen Tag nach dem andern vorüber, läßt mir wenig Zeit zum Denken, und gar keine Ruhe zum Empfinden; und wenn man Nichts empfindet, denkt man gewiß nicht an seine Freunde. Genug, mein jetziges Leben ist vollkommen wie eine Schlittenfahrt, prächtig und klingelnd, aber eben so wenig für's Herz, als es für Augen und Ohren viel

ist . . . . . . Sie sollten wohl nicht rathen, wie mir jetzt so unverhofft der Einfall kommt, Ihnen zu schreiben; und weil die Ursache so gar artig ist, muß ich's Ihnen sagen: Ich habe einige Tage auf dem Lande bei gar angenehmen Leuten zugebracht. Die Gesellschaft der liebenswürdigen Töchter vom Hause, die schöne Gegend und der freundlichste Himmel weckten in meinem Herzen jede schlafende Empfindung, jede Erinnerung an Alles, was ich liebe, daß ich kaum angelangt bin, als ich schon hier sitze und an Sie schreibe. Und daraus können Sie sehen, in wiefern man seine Freunde vergessen kann, wenn's Einem wohl geht. Es ist nur das schwärmende, zu bedauernde Glück, das uns unsrer selbst vergessen macht, das auch das Andenken an Geliebte verdunkelt; aber wenn man sich ganz fühlt, und still ist, und die reinen Freuden der Liebe und Freundschaft genießt, dann ist durch eine besondere Sympathie jede unterbrochene Freundschaft, jede halb verschiedene Zärtlichkeit wieder auf ein Mal lebendig."

In diese Stimmung hatte ihn der Besuch des Pfarrhauses zu Sesenheim im untern Elsaß, sechs Stunden von Straßburg, den er mit einem Tischgenossen gemacht, versetzt. Die Familie des Pfarrers Brion vergegenwärtigte ihm Goldsmith's „Landprediger in Wakefield", mit dem ihn Herder wenige

Tage vorher als mit „einem der schönsten Bücher, die in irgend einer Sprache existiren", bekannt gemacht hatte. Sie bestand nebst Vater und Mutter aus einem Sohne und drei Töchtern, von welchen die mittlere, die sechszehnjährige Friederike, den Strahl der Liebe in sein Herz senkte, sobald sie eintrat: „Ein kurzes, weißes, rundes Röckchen mit einer Falbel, nicht länger, als daß die nettsten Füßchen bis an die Knöchel sichtbar blieben; ein knappes weißes Mieder und eine Taffetschürze — so stand sie auf der Grenze zwischen Bäuerin und Städterin. Schlank und leicht, als wenn sie Nichts an sich zu tragen hätte, schritt sie, und beinahe schien für die gewaltigen blonden Zöpfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heiteren, blauen Augen blickte sie deutlich umher, und das artige Stumpfnäschen forschte so frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorge geben könnte; der Strohhut hing ihr am Arme, und so hatte ich das Vergnügen, sie bei'm ersten Blicke auf ein Mal in ihrer ganzen Anmuth und Lieblichkeit zu sehen und zu erkennen." Dieser erste Besuch dauerte nur wenige Tage, die aber reich belebt wurden „durch Wechselbeleuchtung von Roman und Wirklichkeit, Kleidungsmetamorphosen, Ueberraschungen und Mährchen." U. A. erzählte Goethe in der Sesenheimer Laube das Mährchen „die neue Melusine", welches er

im späteren Lebensalter in die „Wanderjahre" einlegte. In die kleinen Angelegenheiten der Familie war er bald eingeweiht; und er schied nur ungern, um zu den Studien zurückzukehren. Gleich nach seiner Ankunft schrieb er (am 15. Oktober) folgenden Brief an Friederike, den einzigen, der uns erhalten ist, und den wir darum ganz mittheilen:

„Liebe neue Freundin! Ich zweifle nicht, Sie so zu nennen; denn wenn ich mich anders nur ein klein wenig auf die Augen verstehe, so fand mein Auge im ersten Blicke die Hoffnung zu dieser neuen Freundschaft in Ihrem, und für unsere Herzen wollt' ich schwören; Sie, zärtlich und gut, wie ich Sie kenne, sollten Sie mir, da ich Sie so liebe, nicht wieder ein Bischen günstig sein?

Liebe, liebe Freundin, ob ich Ihnen was zu sagen habe, ist wohl keine Frage; ob ich aber just weiß, warum ich eben jetzo schreiben will, und was ich schreiben möchte, das ist ein Anderes; so viel merk' ich an einer gewissen innerlichen Unruhe, daß ich gerne bei Ihnen sein möchte, und in dem Falle ist ein Stückchen Papier so ein wahrer Trost, so ein geflügeltes Pferd für mich mitten in dem lärmenden Straßburg, als es Ihnen in Ihrer Ruhe nur sein kann, wenn Sie die Entfernung von Ihren Freunden recht lebhaft fühlen.

Die Umstände unserer Rückreise können Sie Sich ungefähr vorstellen, wenn Sie mir bei'm Abschiede ansehen konnten, wie leid es mir that, und wenn Sie beobachteten, wie sehr Weyland *) nach Hause eilte, so gern er auch unter anderen Umständen bei Ihnen geblieben wäre. Seine Gedanken gingen vorwärts, meine zurück, und so ist es natürlich, daß der Diskurs weder weitläufig, noch interessant werden konnte.

Zu Ende der Wanzenau machten wir Spekulation, den Weg abzukürzen, und verirrten uns glücklich zwischen den Morästen; die Nacht brach herein, und es fehlte Nichts, als daß der Regen, der einige Zeit ziemlich freigebig erschien, sich um Etwas übereilt hätte, so würden wir alle Ursache gefunden haben, von der Liebe und Treue unserer Prinzessinnen vollkommen überzeugt zu sein.

Unterdessen war mir die Stelle, die ich aus Furcht, sie zu verlieren, beständig in der Hand trug, ein rechter Talismann, der mir die Beschwerlichkeiten der Reise alle hinwegzauberte. Und noch? — O, ich mag's nicht sagen, entweder Sie können's rathen, oder Sie glauben's nicht.

Endlich langten wir an, und der erste Gedanke, den wir hatten, der auch schon auf dem Wege un-

*) Der Tischgenosse, der ihn im Pfarrhause eingeführt.

sere Freude gewesen war, endigte sich in ein Projekt, Sie bald wieder zu sehen.

Es ist ein gar zu herziges Ding um die Hoffnung, wiederzusehen. Und wir Andern mit den verwöhnten Herzchen, wenn uns ein Bischen was leid thut, gleich sind wir mit Arznei da und sagen: Liebes Herzchen sei ruhig, Du wirst nicht lange von ihnen entfernt bleiben, von den Leuten, die Du liebst; sei ruhig, liebes Herzchen! Und dann geben wir ihm inzwischen ein Schattenbild, daß es doch was hat, und dann ist es geschickt und still wie ein kleines Kind, dem die Mama eine Puppe statt des Apfels giebt, wovon es nicht essen sollte.

Genug, wir sind nicht hier, und sehen Sie, daß Sie Unrecht hatten! Sie wollten nicht glauben, daß mir der Stadtlärm auf Ihre süßen Landfreuden mißfallen würde. Gewiß, Mamsell, Straßburg ist mir noch nie so leer vorgekommen als jetzo. Zwar hoffe ich, es soll besser werden, wenn die Zeit das Andenken unserer niedlichen und muthwilligen Lustbarkeiten, ein wenig ausgelöscht haben wird, wenn ich nicht mehr so lebhaft fühlen werde, wie gut, wie angenehm meine Freundin ist. Doch sollte ich das vergessen können oder wollen? Nein, ich will lieber das wenig Herzwehe behalten, und oft an Sie schreiben.

Und nun noch vielen Dank, viele aufrichtigen

Empfehlungen Ihren theuren Eltern; Ihrer lieben Schwester viel hundert — was ich Ihnen gern wieder gäbe."

Als um den Beginn des November kurze Ferien eintraten, bedurfte es bei Goethe nicht der Aufforderung eines Professors, zur Belebung des Geistes Exkursionen in die Umgegend zu machen. Er ritt noch desselben Tages nach Sesenheim; und ohne Zweifel diesen Ausflug schildert das folgende Gedicht, das wir um seiner Schönheit willen in der etwas veränderten späteren Fassung mittheilen:

Willkommen und Abschied.

Es schlug mein Herz: geschwind zu Pferde!
Es war gethan, fast eh' gedacht;
Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht.
Schon stand im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgethürmter Riese, da,
Wo Finsterniß aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor;
Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsausten schauerlich mein Ohr;
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer,
Doch frisch und fröhlich ward mein Muth:
In meinen Adern, welches Feuer!
In meinem Herzen, welche Gluth!

Dich sah ich, und die milde Freude
Floß von dem süßen Blick auf mich;
Ganz war mein Herz an Deiner Seite,
Und jeder Athemzug für Dich.
Ein rosenfarb'nes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Gesicht,
Und Zärtlichkeit für mich — ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht!

Doch ach, schon mit der Morgensonne
Verengt der Abschied mir das Herz:
In Deinen Küssen, welche Wonne!
In Deinem Auge, welcher Schmerz!
Ich ging; Du standst und sahst zur Erden,
Und sahst mir nach mit nassem Blick;
Und doch, welch' Glück, geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch' ein Glück!

Die Winterbesuche in Sesenheim waren wohl zahlreich, und Goethe genoß des reinsten Liebesglückes. Er schreibt davon: „Ein lebhafter Briefwechsel war eingeleitet; die Lust zu dichten, die ich lange nicht gefühlt hatte, trat wieder hervor; ich legte für Friederiken manche Lieder bekannten Melodieen unter.“ Und „Entfernt von mir arbeitete sie für mich, und dachte auf irgend eine neue Unterhaltung, wenn ich zurückkäme; entfernt von ihr, beschäftigte ich mich für sie, um durch eine neue Gabe, einen neuen Einfall ihr wieder neu zu sein. Bemalte Bänder waren damals erst Mode

geworden; ich malte ihr gleich ein paar Stück, und sendete sie mit einem kleinen Gedicht voraus, da ich dies Mal länger, als ich gedacht, ausbleiben mußte“. Dieses Gedicht beginnt:

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen Dir mit leichter Hand
Gute, junge Frühlingsgötter
Tändelnd auf ein luftig Band,

und schließt mit der Strophe:

Fühle, was dies Herz empfindet,
Reiche frei mir deine Hand,
Und das Band, das uns verbindet,
Sei kein schwaches Rosenband,

woraus zu schließen ist, daß es Goethe vollkommener Ernst war, sich mit Friederike für immer zu verbinden. Noch deutlicher scheint das folgende Gedicht aussprechen zu sollen:

An die Erwählte.

Hand in Hand und Lipp' auf Lippe!
Liebes Mädchen, bleibe treu!
Lebe wohl, und manche Klippe
Fährt Dein Liebster noch vorbei.
Aber wenn er einst den Hafen
Nach dem Sturme wieder grüßt,
Mögen ihn die Götter strafen,
Wenn er ohne Dich genießt.

Frisch gewagt ist schon gewonnen,
Halb ist schon mein Werk vollbracht;
Sterne leuchten mir wie Sonnen,
Nur den Feigen ist es Nacht.
Wär' ich müßig Dir zur Seite,
Drückte noch der Kummer mich,
Doch in aller dieser Weite
Wirk' ich rasch und nur für Dich.

Schon ist mir das Thal gefunden,
Wo wir einst zusammen gehn,
Und den Strom in Abendstunden
Sanft hinunter gleiten seh'n.
Diese Pappeln auf den Wiesen!
Diese Buchen in dem Hain!
Ach, und hinter allen diesen
Wird doch auch ein Hüttchen sein!

In der That mögen auch im Kreise der Verwandten und der Freunde die Verliebten als Verlobte gegolten haben, besonders seit einem Frühlingsfeste im Pfarrhause, bei welchem Goethe die zahlreiche Gesellschaft durch seinen Humor erheiterte. Er fühlte sich „gränzenlos glücklich", und des Abends gab er sich mit der Geliebten der Lust des Tanzes so leidenschaftlich hin, daß man sie bitten mußte, „nicht weiter fortzurasen". Um diese Zeit auch schrieb Goethe auf eine an einen Baum im „Nachtigallwäldel", welches oft das Ziel ihrer Spaziergänge war, befestigte Tafel un-

ter den Namen vieler Freunde den seinigen mit folgenden schönen Versen:

Dem Himmel wachs' entgegen
Der Baum, der Erde Stolz.
Ihr Wetter, Stürm' und Regen,
Verschont das heil'ge Holz!
Und soll ein Name verderben,
So nehmt die obern in Acht!
Es mag der Dichter sterben,
Der diesen Reim gemacht!

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Doch lange dauerte das Glück nicht; auch diese Liebe sollte, auf ihrem Gipfelpunkte angekommen, nach langen inneren Kämpfen mit einem schmerzlichen Bruche endigen. Während Goethe für die Geliebte die Ossianischen Gesänge von Selma, die er später etwas verändert in „Werthers Leiden" aufnahm, übersetzte und zierlich niederschrieb, kam ihm schon der Gedanke, daß er sich „über die Zukunft verblendet habe", daß er „nach einem Schatten greife". Um die Pfingstzeit, welche er in Sesenheim zubrachte, schrieb er an Salzmann: „Nun wär' es wohl bald Zeit, daß ich käme; ich will auch und will auch, aber was will das Wollen gegen die Gesichter um mich herum? Der Zustand

meines Herzens ist sonderbar, und meine Gesundheit schwankt wie gewöhnlich durch die Welt, die so schön ist, als ich sie lange nicht gesehen habe. Die angenehmste Gegend, Leute, die mich lieben, ein Zirkel von Freuden! Sind nicht die Träume meiner Kindheit alle erfüllt? frage ich mich manchmal, wenn sich mein Aug' in diesem Horizonte von Glückseligkeiten herumweidet. Sind das nicht die Feengärten, nach denen Du Dich sehntest? — Sie sind's, sie sind's! Ich fühl' es, lieber Freund, daß man um kein Haar glücklicher ist, wenn man erlangt, was man wünschte. Die Zugabe! die Zugabe! die uns das Schicksal zu jeder Glückseligkeit d'rein wiegt! Lieber Freund! es gehört viel Muth dazu, in der Welt nicht mißmuthig zu werden." Am Pfingstmontag (20. Mai) tanzte er von Mittag bis Mitternacht in Einem Stück fort „mit der Aeltesten" (Friederiken's Schwester); er schreibt dies Salzmann, und fügt bei: „Ich vergaß des Fiebers, und seit der Zeit ist's auch besser ..... Und doch, wenn ich sagen könnte: ich bin glücklich, so wäre das besser, als das Alles ...... Der Kopf steht mir wie eine Wetterfahne, wenn ein Gewitter heraufzieht, und die Windstöße veränderlich sind." Trotz Salzmann's Drängen verließ er aber Sesenheim erst gegen Anfang des Juni, und wahrscheinlich bei diesem Abschied dichtete er das folgende Lied:

Der Abschied.

Laß mein Aug' den Abschied sagen,
Den mein Mund nicht nehmen kann!
Schwer, wie schwer ist er zu tragen,
Und ich bin doch sonst ein Mann.

Traurig wird in dieser Stunde
Selbst der Liebe süßstes Pfand,
Kalt der Kuß von Deinem Munde,
Matt der Druck von Deiner Hand.

Sonst ein leichtgestohlnes Mäulchen,
O wie hat es mich entzückt!
So erfreuet uns ein Veilchen,
Das man früh im März gepflückt.

Doch ich pflücke nun kein Kränzchen,
Keine Rose mehr für Dich.
Frühling ist es, liebes Fränzchen,
Aber leider Herbst für mich.

Friederike mußte wohl ahnen, was im Innern des Geliebten vorging, denn in dem zuletzt angeführten Briefe an Salzmann schreibt Goethe: „Die Kleine fährt fort, traurig krank zu sein.“ Er selbst war in Straßburg an Leib und Seele krank, so daß er, wahrscheinlich auf Veranstaltung Salzmann's, am 22. Juni mit den beiden Tischgenossen Weyland und Engelbach eine Vergnügungsreise in die Vogesen antrat, über Zabern nach Saarbrück, die „in

manchem Sinne folgereich“ für ihn war. Natur, Gartenkunst, Architektur, industrielles und geselliges Leben und Alterthümer nämlich gewährten ihm eine große Fülle von Anschauungen. Der aus Muscheln zusammengesetzte Baschberg bei Buchsweiler machte ihn zuerst auf solche Dokumente der Vorwelt aufmerksam. Von Saarbrück aus, wo die Reisenden drei Tage blieben, schrieb Goethe an dieselbe Freundin, an die ein Brief das vorige Kapitel einleitet, unter dem 25. Juni: „Wenn das Alles aufgeschrieben wäre, liebe Freundin, was ich an Sie gedacht, da ich diesen schönen Weg hierher machte, und alle herrlichen Abwechselungen eines herrlichen Sommertages in der süßesten Ruhe genoß; Sie würden mancherlei zu lesen haben, und manchmal empfinden und oft lachen. Heute regnet's; und in meiner Einsamkeit finde ich nichts Reizenderes, als an Sie zu denken, an Sie, d. h. zugleich an Alle, die Sie lieben, die mich lieben, auch an Kätchen, von der ich doch weiß, daß sie gegen meine Briefe sein wird, was sie gegen mich war, und daß sie — genug, wer sie auch nur als Silhouette gesehen hat, der kennt sie. — Gestern waren wir den ganzen Tag geritten; die Nacht kam herbei, und wir kamen eben auf's lothringische Gebirg, da die Saar im lieblichen Thale unten vorbeifließt. Wie ich so rechter Hand über die grüne Tiefe

hinaussah, und der Fluß in der Dämmerung so graulich und still floß, und linker Hand die schwere Finsterniß des Buchenwaldes vom Berge über mich herabhing, wie um die dunkelen Felsen durch's Gebüsch die leuchtenden Vögelchen still und geheimnißvoll zogen, da wurd's in meinem Herzen so still wie in der Gegend, und die ganze Beschwerlichkeit des Tages war vergessen wie ein Traum; man braucht Anstrengung, um ihn aus dem Gedächtnisse aufzusuchen. — Welch Glück ist's, ein leichtes, ein freies Herz zu haben! Muth treibt uns an zu Beschwerlichkeit, zu Gefahren; aber große Freuden werden nur mit großer Mühe erworben. Und das ist vielleicht das Meiste, was ich gegen die Liebe habe. Man sagt, sie mache muthig; nimmermehr! Sobald unser Herz weich ist, ist es schwach. Wenn es so ganz warm an seine Brust schlägt, und die Kehle wie zugeschnürt ist, und man Thränen aus den Augen zu drücken sucht, und in einer unbegreiflichen Wonne dasitzt, wenn sie fließen: o, da sind wir so schwach, daß uns Blumenketten fesseln, nicht weil sie durch irgend eine Zauberkraft stark sind, sondern weil wir zittern, sie zu durchreißen." An einer andern Stelle heißt es: „Wie traurig wird die Liebe, wenn man so genirt ist!" Das Verhältniß zu Friederike ängstete ihn also offenbar immer mehr. Gleichwohl machte er auf der Rück-

reise einen Abstecher nach Sesenheim, wo er einige Tage verweilte und dann nach Straßburg eilte, um sich auf seine Doktorpromotion vorzubereiten. An der Dissertation dafür hatte er schon seit vorigem Herbst gearbeitet, und zwar hatte er das kirchenrechtliche Thema gewählt: „daß der Gesetzgeber nicht allein berechtigt, sondern verpflichtet sei, einen gewissen Kultus festzusetzen, von welchem sich weder die Geistlichkeit, noch die Laien lossagen dürften." Allein der Dekan der juristischen Fakultät fand die Arbeit als akademische Dissertation nicht annehmbar; und Goethe mußte über Theses disputiren, wobei Lerse der Opponnent war, und seinem juristischen Wissen stärker, als ihm angenehm war, zu Leibe stieg. Die Promotion erfolgte am 6. August 1771 und schloß mit dem herkömmlichen Schmause.

Um diese Zeit besuchte die Pfarrerin von Sesenheim mit ihren Töchtern Verwandte in der Stadt, in deren Familien Goethe schon lange Zutritt gehabt; aber ihm war der Besuch nicht erfreulich, obwohl die Trennung von der Geliebten jetzt nahe bevorstand. Seine Liebe verlor vollends allen Reiz, als der galante junge Herr sein einfaches Landmädchen nun in der städtischen Umgebung sah, obwohl gerade Friederike sich auch in Straßburg „frei wie der Vogel auf den Zweigen bewegte." Er scheute oder vielmehr

um das rechte Wort zu gebrauchen, er schämte sich sogar, sie in's Freie zu begleiten, oder sich öffentlich mit ihr zu zeigen, und es war dem zärtlichen Liebhaber ein Stein vom Herzen, als er die Geliebte abfahren sah, die wohl die Ahnung mit nach Hause nehmen mußte, daß mit ihrem Herzen nur ein Spiel getrieben worden war. Ohne Gewissensbisse blieb Goethe zwar nicht; aber er suchte sich durch „Zerstreuungen und Heiterkeit bis zur Trunkenheit" zu betäuben, namentlich machte er mit Genossen seiner Tafelrunde, bei welchen eben die Shakspearemanie ihren Gipfelpunkt erreichte, zahlreiche Ausflüge in's obere Elsaß, während er nach Sesenheim nur noch selten kam, doch etwas fleißiger dahin korrespondirte. „Sie blieb sich immer gleich; sie schien nicht zu denken, noch denken zu wollen, daß dieses Verhältniß sich sobald endigen könne." Ueber den Abschiedsbesuch sagt er kurz: „Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte, standen ihr die Thränen in den Augen, und mir war sehr übel zu Muthe." Gesprochen wurde von der Trennung noch nichts. Im September 1771 verließ er Straßburg, wo er zuletzt sich noch mit dem Münster beschäftigte, und reis'te über Mannheim, wo er in der Antikensammlung die Laokoongruppe sah, und Mainz nach Frankfurt. Von hier aus schrieb er der armen Friederke, was ihr zu sagen er nicht

den Muth gehabt. „Ihre Antwort", erzählt er, „zerriß mir das Herz; ich fühlte nun erst den Verlust, den sie erlitt, und sah keine Möglichkeit, ihn zu ersetzen, ja nur ihn zu lindern ...... ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet; und so war die Epoche einer düstern Reue bei dem Mangel einer gewohnten, erquicklichen Liebe höchst peinlich, ja unerträglich." Das folgende Lied im Sesenheimer Liederbuch hat er wahrscheinlich ebenfalls von Frankfurt aus an sie geschickt.

Ein grauer, trüber Morgen
Bedeckt mein liebes Feld;
Im Nebel tief verborgen
Liegt um mich her die Welt.
O liebliche Friedrike,
Dürft' ich nach Dir zurück!
In einem Deiner Blicke
Liegt Sonnenschein und Glück.

Der Baum, in dessen Rinde
Mein Nam' bei Deinem steht,
Wird bleich vom rauhen Winde,
Der jede Lust verweht.
Der Wiesen grüner Schimmer
Wird trüb wie mein Gesicht,
Sie seh'n die Sonne nimmer
Und ich Friedriken nicht.

Bald geh' ich in die Reben
Und herbste Trauben ein,
Umher ist Alles Leben,
Es sprudelt neuer Wein.
Doch in der öden Laube
Ach, denk' ich, wär' Sie hier!
Ich brächt' Ihr diese Traube,
Und Sie — was gäb' Sie mir?

Acht Jahre später sah er Friederike wieder. Sie war „wenig verändert, noch so gut, liebevoll, zutraulich wie sonst.“ Alle Heirathsanträge hatte sie mit den Worten abgewiesen: „Wer von Goethe geliebt worden ist, kann keinem andern Manne angehören.“ Sie blieb unvermählt, und starb im Jahr 1813 in Meißenheim bei Lahr.

III. Goethe in der Sturm- und Drangperiode.

(1771—1779.)

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Das Leben unseres Dichters hat uns in die bedeutungsvollste Periode der deutschen Literatur geführt, in eine Periode, in welcher sich auf dem Gebiete der Poesie und der Philosophie eine Umwälzung, eine Revolution vollzog, die anderwärts auf dem Gebiete des Staates und der Gesellschaft vor sich ging. Wie trostlos und elend die staatlichen und gesellschaftlichen Zustände Deutschlands im vorigen Jahrhundert auch waren, und wie viele Trümmer derselben der Strom der Zeit auch in unser Jahrhundert herüber gefluthet hat, die nun die freie Bewegung des Lebens hindern, so können wir dennoch mit Stolz auf jene Periode in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, in die wir jetzt mit Goethe eintreten, blicken und in

Bezug auf sie sagen: auch wir haben unsere welterschütternde Revolution gehabt. Es ist der Durchbruch des Selbstgefühls und der Freiheit in Poesie und Philosophie in jener merkwürdigen Gährung der Gemüther, welche durch Lessing, Klopstock und Wieland, in denen die klassischen Studien, die engliche und französische Literatur, die Aufklärung und christliche Begeisterung sich in ruhigem, unbewußtem Beiandersein vereinigten, vorbereitet wurde, welche mit dem Auftreten Herder's (1767) begann und mit Schiller's Jugendprodukten (1781) endigte, und welche man in der Literaturgeschichte die Periode der Originalgenies oder die Sturm- und Drangperiode nennt, weil die stürmischste, aller Fesseln spottende Leidenschaft ihre Bestrebungen kennzeichnet, wie die folgenden Verse eines der Originalgenies, „Reinhold Lenz", uns aus dem Straßburger Freundeskreise Goethe's bereits bekannt (im Musenalmanach 1777), es richtig darstellen:

Lieben, Hassen, Fürchten, Zittern,
Hoffen, Zagen bis in's Mark
Kann das Leben zwar verbittern,
Aber ohne sie wär's Quark!

Die Leidenschaft der Periode hat aber ihre natürliche Kehrseite, die Empfindsamkeit oder Sentimentalität; und darum ist die Zeit der Stürmer

und Dränger zugleich die der schönen Seelen, in welchen der egoistische Selbstgenuß und die Selbstbespiegelung, die passive Betrachtung des Lebens im eigenen tiefsten Innern zu Tage tritt. Viele der Originalgenies waren abwechselnd oder auch zu gleicher Zeit Stürmer und Dränger und Empfindsame, bewegt von titanischer Leidenschaft und von selbstgenügsamer Empfindseligkeit, und sie gehen nach dem Austoben der Periode auf zwei Hauptwegen auseinander, auf dem Weg der Klassizität und auf dem der Romantik, von welchen jener vorwärts zur Freiheit führt, die aus dem Gebiete der Poesie und Philosophie endlich auch herabsteigen wird auf das Gebiet des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens, während der zweite Weg zurückführt hinter die Aufklärung und die Revolution, mitten in das unfreie und unhumane Christenthum des Mittelalters zurück. Die Klassiker befördern, die Romantiker bekämpfen die Aufklärung und die Revolution, und in diesem geistigen Prozeß, in dem wir freilich in den jüngsten Jahren auch Waffen von Stahl und Eisen haben führen sehen, sind wir heute noch begriffen. Der ganze Inhalt des geistigen Lebens unserer Zeit datirt von der Sturm- und Drangperiode des vorigen Jahrhunderts, die darum als eins der leuchtendsten Gestirne in der Nacht deutscher Trostlosigkeit erscheint, das Nichts von seinem Glanze verliert, wenn wir erwähnen, daß

in diese Nacht zwei Gestirne an fremdem Himmel ihre Strahlen werfen, die vorhergehende Lehre Montesquieu's und Rousseau's von Staat und Gesellschaft und die nachfolgende erste französische Revolution.

Eine ausführliche Erörterung der Sturm- und Drangperiode gehört nicht in diese Lebensbeschreibung, obgleich nebst Schiller gerade Goethe es war, der aus derselben siegreich sich emporarbeitete, sie überwand und zu ihrer künstlerischen Vollbedeutung erhob. Nur kurz noch wollen wir anführen, was im Ausgang der Sechszigerjahre Alles zusammengetroffen war, um die Gemüther der Jugend in Brand zu setzen: Lessing's antiquarische Briefe, Herder's kritische Wälder, Wieland's Musarion, Gerstenberg's Ugolino, Bode's Uebersetzung von Sterne, Denis' Uebersetzung des Ossian, die Bardengesänge, Lavater's Aussichten in die Ewigkeit, Basedow's Aufruf zur Reform des Schulwesens u. v. A. Die vorzüglichsten Originalgenies sind Herder, Basedow, Goethe, Lavater, Lenz, Klinger, Müller, die beiden Stolberge und Schiller; die Volksdichtung, Shakspeare und Homer, galten als Vorbilder, zu denen man zurückkehren müsse. Wir wissen bereits, wie Herder bei seinem Aufenthalt in Straßburg auf Goethe gewirkt, und wie sich um den Letzteren namentlich ein Kreis von Shakspeareomanen gebildet hatte. Hiermit war

Goethe, der sich in Leipzig im Umgang mit den dortigen Familienkreisen diesen Einflüssen noch entzogen hatte, in die Strudel der Sturm- und Drangperiode gerissen. Wilmar in seiner Literaturgeschichte sagt: „Wie der junge Goethe während seines Aufenthaltes in Straßburg von dem nur fünf Jahre ältern, aber an Kenntnissen und Einsichten, an Klarheit und vor Allem an Sicherheit dem damals noch unstäten und mit sich selbst ringenden jüngeren Zeitgenossen weit überlegenen Herder in diese Bewegung der jungen Geister hineingezogen und auf die Bahn seiner späteren unsterblichen Wirksamkeit gewiesen wurde, hat uns Goethe selbst erzählt. Er war nun der Dichter, welcher Alles das in sich vereinigte, was Herder vorausschauend zu erkennen, aber selbst nicht zu leisten vermochte, er war der Genius, welcher mit der vollsten, stärksten, unmittelbarsten dichterischen Empfindung, ohne Bücher, ohne Muster aus dem Leben selbst in die Dichtung hinüberzuschreiten im Stande war, der in dem Leben selbst den dichterischen Stoff mit glücklichem Griffe zu erfassen, der das Wirkliche selbst poetisch zu gestalten Weichheit und Kraft genug besaß — welcher wie in der alten Zeit, deren Orakel Herder war, nicht auf dem Papier und für das Papier, sondern mit dem Herzen und für das Herz, mit der lebendigen Stimme des Mundes und für des Mundes lebendige Stimme sang.

Alles Bewußte, Gemachte, Künstliche, von dem die vergangenen Dichterzeiten beherrscht worden waren, und wovon sogar Klopstock sich nicht völlig befreit hatte, war mit Einem Male verschwunden — es war eine unmittelbare Eingebung, es war das Genie Wirklichkeit geworden, auf welches die Zeit in sicherem Bewußtsein von der Nothwendigkeit desselben hoffte und harrte."

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Nachdem Goethe in's Vaterhaus zurückgekehrt war, mußte sich zwischen ihm, dem Jünglinge voll Drang und Leidenschaft, und dem Vater, dem unterdessen noch pedantischer gewordenen reichsstädtischen Spießbürger, der für das innere Leben und Streben des Sohnes nicht die Spur einer Ahnung hatte, sogleich ein bedeutendes Mißverhältniß entwickeln, das sich erst alsdann milderte, als der Letztere berühmt zu werden anfing. Die alte Reichsstadt selbst muthete sein von Reue und Schmerz über den Bruch mit Friederike erfülltes Herz wie ein vermodertes Wesen an. „Alles um mich herum", schreibt er an Salzmann nach Straßburg, „ist todt ..... Frankfurt bleibt das Nest — Nidus, wenn Sie wollen, wohl um Vögel auszubrü-

ten, sonst auch figürlich Spelunca, ein leidig Loch. Gott helf' uns aus diesem Elend! Amen!" Er trieb allerlei, aber, wie es in demselben Schreiben heißt: „was ich mache, ist Nichts! Desto schlimmer! Wie gewöhnlich, mehr gedacht, als gethan; deßwegen wird auch nicht viel aus mir werden. Wenn ich was vor mich bringen werde, sollen Sie's erfahren." Die juristische Praxis, in die er nach des Vaters Willen trat, obwohl sie so geringfügig war, daß sie in Nebenstunden bestritten werden konnte, behagte ihm durchaus nicht; Salzmann klagt er, daß er sie bald so satt habe, daß er höchstens nur des Scheins wegen seine Schuldigkeit thue. Der Vater scheint immer mürrischer geworden zu sein, und die Mutter hatte vielfache Gelegenheit, „manche Vorfälle in ein gewisses Mittel zu richten und zu schlichten". So hatte Goethe von der Reise einen harfespielenden Knaben mitgebracht, dem er Aufnahme und Sorge für sein Fortkommen versprochen; die Mutter brachte ihn in einem benachbarten Hause unter, damit der Vater Nichts davon erfuhr. Dieser Letztere beschäftigte sich zunächst mit der Dissertation des Sohnes und mit dem Lesen und Ordnen der Gedichte, Aufsätze, Reisebemerkungen u. dergl., die Wolfgang aus dem Elsaß mitgebracht hatte.

Unter solchen Umständen schloß Goethe im Hause sich vorzugsweise an die Schwester an, die ihm mit der

früheren Innigkeit und Zärtlichkeit entgegenkam. Er trug ihr den Homer deutsch vor, und theilte ihr seine Arbeiten und seine Korrespondenz mit. Den Schmerz über Friederiken's Krankheit, die er sich selber zuschrieb („ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet"), suchte er durch die Poesie zu überwinden; und hauptsächlich fand er Beruhigung „unter freiem Himmel, in Thälern, auf Höhen, in Gefilden und Wäldern". Er schweifte daher zu Fuß und zu Pferd so ausgelassen in der Gegend umher, daß seine Freunde ihn nur den „Wanderer" nannten. Oft ging er wie ein Fremder durch die Vaterstadt, speiste in einem Gasthof, und setzte nach Tisch seine Wanderungen fort, Hymnen und Dithyramben dichtend und vor sich hinsingend, von welchen eine, des „Wanderers Sturmlied", sich erhalten hat. Klopstock's Oden flößten ihm nach eingetretenem Frostwetter die Lust zum Schlittschuhlaufen ein, das er leidenschaftlich noch viele Jahre hindurch forttrieb. Mit munteren Freunden verweilte er oft bis spät in die monderhellte Nacht auf der Eisbahn unter Ossianischen Gesängen, die das Eis geisterhaft erklingen ließen.

Bald jedoch war er in eine lebendigere Geistesthätigkeit gezogen worden. Er hatte Freunde früherer Jahre wiedergefunden, namentlich den heiteren Horn, der eine Gerichtschreiberstelle bekleidete, und Riese,

den Aktuar des Kassenamtes. Häufiger noch verkehrte er mit den Gebrüdern Schlosser, von welchen der ältere, Hieronymus, als Rechtsgelehrter ihn in der juristischen Praxis leitete, während der jüngere, Georg, ihm durch seine ausgebreiteten Literaturkenntnisse nützte. Die Gebrüder machten ihn mit einem literarischen Kreise bekannt, der sich in dem nahen Darmstadt um die Landgräfin Karoline (auf deren Veranlassung 1771 die erste Sammlung Klopstock'scher Oden erschienen war) gebildet hatte. Dieser Kreis gewährte unserem jungen Dichter mehr als Ersatz für den Straßburger Freundeskreis, und gewährte ihm mannigfaltige Anregung und Aufmunterung. Was er in Straßburg sorgfältig vor Herder geheim gehalten hatte, namentlich die Bruchstücke des Faust und Götz, das theilte er hier mit. Auf den Letzteren hatte er schon im November (1771) seine Thätigkeit konzentrirt. Am 28. dieses Monats schreibt er an Salzmann, der so wenig als Herder von dieser Lieblingsbeschäftigung wußte: „Sie kennen mich so gut, und doch wett' ich, Sie rathen nicht, warum ich schreibe. Es ist eine Leidenschaft, eine ganz unerwartete Leidenschaft! Sie wissen, wie mich dergleichen in ein Zirkelchen werfen kann, daß ich Sonne, Mond und die lieben Sterne darüber vergesse. Ich kann nicht ohne das sein, Sie wissen's lange; und es koste, was es wolle, ich stürze mich drein. Dies Mal

sind keine Folgen zu befürchten. Mein ganzer Genius liegt auf einem Unternehmen, worüber Homer und Shakespeare und Alles vergessen werden. Ich dramatisire die Geschichte eines der edelsten Deutschen, rette das Andenken eines braven Mannes, und die viele Arbeit, die mich's kostet, macht mir einen wahren Zeitvertreib, den ich hier so nöthig habe. Denn es ist traurig, an einem Orte zu sein, wo unsere ganze Wirksamkeit in sich selbst summen muß. Ich habe Sie nicht ersetzt und ziehe mit mir selbst im Feld und auf dem Papier herum. In sich selbst gekehrt, es ist wahr, fühlt sich meine Seele Efforts, die in dem zerstreuten Straßburger Leben verlappten. Aber eben das wäre eine traurige Gesellschaft, wenn ich nicht alle Stärke, die ich in mir selbst fühle, auf ein Objekt würfe, und das zu packen und zu tragen suchte, so viel mir möglich, und was nicht geht, schlepp' ich. Wenn's fertig ist, sollen Sie's haben, und ich hoffe, Sie nicht wenig zu vergnügen, da ich Ihnen einen edeln Vorfahr (die wir leider nur von ihren Grabsteinen kennen) im Leben darstelle. Dann weiß ich auch, Sie lieben ihn auch ein Bischen, weil ich ihn bringe." Wir werden auf diese geniale Schöpfung Goethe's zurückkommen, und gehen jetzt zu einer näheren Schilderung des Darmstädter Kreises über.

Derselbe bestand aus dem Rektor Wenck, dem

Professor Petersen, von Schrautenbach, dem geheimen Rath von Hesse und dessen Frau und Schwägerin, welche Letztere, Fräulein Flachsland, Herder's Verlobte war; seine Seele aber war der Kriegskassier Merck, dessen Haus auch der Sammelplatz des Kreises war, ein Mann, der großartiger und wohlthätiger auf Goethe wirkte, als dieser, offenbar verletzt von seiner geraden und derben kritischen Natur, der „das ewige Geltenlassen, das Leben und Lebenlassen ein Greuel" war, zugestehen will. Nach Goethe's Mittheilungen sollte man glauben, Merck sei eine mephistophelische Natur gewesen, mit unüberwindlicher Neigung, „vorsätzlich ein Schalk, ja ein Schelm zu sein", mit angeborenem Bedürfniß, „die Menschen tückisch und hämisch zu behandeln." Allein Merck war ein ehrenwerther Charakter, ein Mann von der feinsten Bildung, wohlthätig, uneigennützig, dessen Gemüth erst am Ende seines Lebens durch schweres häusliches Unglück verbittert wurde; und was der vergezogene, gegen Tadel so überaus empfindliche Dichter zur tückischen Mephistophelesnatur stempeln will, das war der scharfe Blick und das treffende Urtheil des geborenen Kritikers, der allerdings gegen das Schiefe, Halbe und Alberne keine Nachsicht übte, aber alles Schöne und Gute mit seinem Beifall belohnte. Seine Einwirkung auf Goethe stellt

Gervinus mit folgenden Worten in Parallele mit der Herder's: „Dieser schürte das romantische Feuer, das Merck nur duldete; Herder's swiftische Galle hatte sich gegen das Obsolete und Alte in Literatur und Leben gekehrt, Merck richtete die seine ebenso oft gegen die Enormitäten der neuen Titanen; Herder's Bitterkeiten flossen aus einem ungemein gesteigerten Selbstgefühle, Merck's aus der bloßen natürlichen Geradheit seines Urtheils; Jener wollte die Welt umkehren und öffentlich Etwas bedeuten, er unterdrückte daher auch den Dichtungstrieb in Goethe, der ihm seine Poesieen verhehlte; aber Merck zog diese an's Licht, begründete durch Herausforderung und Herausgabe des Götz den Ruhm des jungen Dichters, und hätte sich gerne an diesem begnügt, wenn ihm Goethe überall Genüge gethan hätte. Frühe erkannte er in ihm und warnte ihn vor der Neigung zum Verschwenden seiner Zeit und seiner Kräfte an unbedeutende Dinge; er warnte ihn vor der Verirrung der schrankenlosen Jünglinge, die sich an ihn herandrängten. Goethe ward unter diesen neuen Freunden *) an einen nicht minder freien und kühnen, aber gehaltvolleren Umgang als in jenem Straßburger Zirkel gewöhnt."

*) In Darmstadt und Frankfurt.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Die Versenkung in die Zeit des Götz von Berlichingen führte Goethe auch wieder zu seiner Beschäftigung mit der gothischen Baukunst zurück, und er schrieb, wahrscheinlich gegen Ende des Jahres 1771, einen den Manen Erwin's von Steinbach gewidmeten, einen Druckbogen starken Traktat „von deutscher Baukunst", der im folgenden Jahre anonym erschien und nachmals auch in Herder's Schrift „von deutscher Art und Kunst" abgedruckt wurde. Wir haben bereits oben eine Stelle aus diesem Traktat angeführt, und fügen hier noch bei, daß derselbe in Form und Inhalt die Einwirkung des Herder-Hamann'schen Geistes erkennen läßt. Mit aller Leidenschaft der Sturm- und Drangperiode, in orakelmäßigem, springendem Styl verwirft Goethe die Alleingiltigkeit der antiken Normen, und apostrophirt die Italiener und Franzosen folgendermaßen: „Hat nicht der seinem Grab entsteigende Genius der Alten den Deinen gefesselt, Welscher? Krochst Du an den mächtigen Resten, Verhältnisse zu betteln, flicktest aus den heiligen Trümmern die Lusthäuser zusammen, und hältst Dich für Verwahrer der Kunstgeheimnisse, weil Du auf Zoll und Linie von Riesengebäuden Rechenschaft geben kannst?" Ueberhaupt will er das Genie nicht durch Kunstprinzipien gebunden wissen: „Schädlicher als Beispiele sind dem Genius Prinzipien. Vor ihm mögen einzelne Menschen einzelne Theile bearbeitet haben. Er ist der Erste, aus dessen Seele die Theile in Ein ewiges Ganze zusammengewachsen hervortreten. Aber Schule und Prinzipium fesselt alle Kraft der Erkenntniß und Thätigkeit. Was soll uns das, Du neufranzösischer philosophirender Kenner, daß der erste zum Bedürfniß erfindsame Mensch vier Stämme einrammte, vier Stangen drüber verband und Aeste und Moos darauf deckte? Daraus entscheidest Du das Gehörige unserer heurigen Bedürfnisse, eben als wenn Du Dein neues Babylon mit einfältigem, patriarchalischem Hausvatersinn regieren wolltest. Und es ist noch dazu falsch, daß Deine Hütte die erstgeborne der Welt ist. Zwei an ihrem Gipfel sich kreuzende

Stangen vorne, zwei hinten und eine Stange quer über zum First ist und bleibt, wie Du alltäglich an Hütten der Felder und Weinberge erkennen kannst, eine weit primärere Erfindung, von der Du doch nicht ein Mal ein Prinzipium für Deine Schweineställe abstrahiren könntest." An einer andern Stelle heißt es: „Die charakteristische Kunst ist die einzige wahre. Wenn sie aus inniger, eigener, selbstständiger Empfindung um sich wirkt, unbekümmert, ja unwissend alles Fremden, da mag sie aus rauher Wildheit oder aus gebildeter Empfindsamkeit geboren werden, sie ist ganz und lebendig." In späteren Jahren war Goethe nur mit Mühe zu bewegen, den Traktat seinen Werken einzuverleiben, und es schien ihm beinahe selbst unbegreiflich, wie er einer solchen Schwärmerei für die nordische Architektur fähig gewesen.

Ein Produkt Herder-Hamann'scher Anregung sind ferner auch zwei, erst im Jahre 1773 im Druck erschienene, aber der Zeit ihrer Entstehung nach in das Jahr 1772 fallende theologische Traktate unter dem Titel: „Brief des Pastors zu * * * an den neuen Pastor zu * * * * * *", und: „Zwo wichtige, bisher unerörterte biblische Fragen, zum ersten Mal gründlich beantwortet von einem Landgeistlichen in Schwaben." Das Thema des Ersteren ist die religiöse Toleranz. In demselben heißt es u. A.: „Ich muß Euch gestehen,

lieber Bruder, daß die Lehre von Verdammung der Heiden eine von denen ist, über die ich wie über glühendes Eisen eile. Ich bin alt geworden und habe die Wege des Herrn betrachtet, so viel ein Sterblicher in ehrfurchtsvoller Stille darf; aber wenn Ihr eben so alt sein werdet als ich, sollt Ihr auch bekennen, daß Liebe und Gott Synonymen sind; wenigstens wünsche ich's Euch. Zwar müßt Ihr nicht denken, daß meine Toleranz mich indifferent gemacht habe ...... ich danke Gott für nichts mehr als für die Gewißheit meines Glaubens; denn darauf sterb' ich, daß ich kein Glück besitze und keine Seligkeit zu hoffen habe, als die mir von der ewigen Liebe Gottes mitgetheilt wird, welche sich in das Elend der Welt mischte und auch elend ward, damit das Elend der Welt mit ihr herrlich werde ...... Es war eine Zeit, da ich Saulus war! Gottlob, daß ich Paulus geworden bin! Gewiß, ich war sehr erwischt, daß ich nicht mehr leugnen konnte. Man fühlt Einen Augenblick, und der Augenblick ist entscheidend für das ganze Leben, und der Geist Gottes hat sich vorbehalten, ihn zu bestimmen. So wenig bin ich indifferent, darf ich deßwegen nicht tolerant sein? Um wie viele Millionen Meilen verrechnet sich der Astronom? Wer der Liebe Gottes Grenzen bestimmen wollte, würde sich noch mehr verrechnen ...... Weiß ich, wie mancherlei

seine Wege sind? So viel weiß ich, daß ich auf meinem Wege gewiß in den Himmel komme, und ich hoffe, daß er Andern auch auf dem Ihrigen hineinhelfen wird." Den die Sturm- und Drangperiode bezeichnenden Zug nach religiöser Unmittelbarkeit, diese Gefühlsschwärmerei, welche neben der Verleugnung alles Positiven in der Religion herging, malen folgende Worte: „Wehe uns, daß unsere Geistlichen nichts mehr von einer unmittelbaren Eingebung wissen, und wehe dem Christen, der aus Kommentaren die heilige Schrift verstehen lernen will! Wollt Ihr die Wirkungen des heiligen Geistes schmälern? Bestimmet mir die Zeit, wann er aufgehört hat, an die Herzen zu predigen, und Euern schalen Diskursen das Amt überlassen hat, von dem Reich Gottes zu zeugen?" Es war dies die Reaktion des Gemüths gegen die Seichtheit, in welche der aufgeklärte Rationalismus jener Zeit ausgelaufen war, und welche noch folgenden Hieb erhält: „Es ist nichts jämmerlicher, als Leute unaufhörlich von Vernunft reden zu hören, mittlerweile sie allein nach Vorurtheilen handeln. Es liegt ihnen nichts so sehr am Herzen, als die Toleranz, und ihr Spott über Alles, was nicht ihrer Meinung ist, beweist, wie wenig Frieden man von ihnen zu hoffen hat." Der zweite Traktat stellt zuerst die Behauptung auf, daß die Gesetztafeln des Moses unmöglich die

sogenannten Zehngebote enthalten haben könnten, sondern spezielle Vorschriften für das jüdische Volk enthalten haben müsse; dabei giebt er seine Abneigung gegen exegetische Schriften kund — Der Zeitrichtung nach sollte das Verständniß der Bibel nicht aus Büchern, sondern unmittelbar aus der Tiefe des eigenen Geistes geschöpft werden. Sodann beantwortet der Traktat ganz in der abstrusen Weise Hamann's die Frage: „Was heißt mit Zungen reden?" dahin, daß die Pfingstsprache des heiligen Geistes eine unmittelbare Ausströmung der göttlichsten Empfindung, einfach wie das Licht und eben so allgemein gewesen sei. Den zwei Traktaten waren ziemlich umfassende Bibelstudien vorausgegangen. Gleichwohl können sie nicht so sehr als Beweis für den religiösen Standpunkt dienen, den Goethe damals einnahm, wie man gewöhnlich in der Richtung nach dem Positiven und Kirchlichen hin glauben machen will. Weit mehr dienen sie als Beweis, wie auch auf dem religiösen Gebiete das Gefühl der Freiheit siegreich durchschlug gegen die gewöhnliche Orthodoxie sowohl als gegen den ordinairen Rationalismus, wie der Geist sich keine dogmatischen Fesseln oder exegetischen Schnürstiefel gefallen lassen, sondern aus der Tiefe seiner eigenen Selbstständigkeit schöpfen wollte. Sie sind nicht mehr und nicht weniger als eines der Produkte der Sturm-

und Drangperiode, in die sich Goethe damals mit aller Macht stürzte.

Mit dem Jahr 1772 gab Schlosser die „Frankfurter gelehrten Anzeigen" heraus, eine Zeitschrift, welche im Geiste der Genies die alte ausgehöhlte Poesie und Philosophie bekämpfen sollte, und welche Goethe, der ebenfalls zur Mitarbeiterschaft eingeladen war, mit dem Professor der Rechte Höpfner in Gießen in Berührung brachte, der wegen gründlicher wissenschaftlicher Bildung und ehrenwerthen Charakters sehr geschätzt war. Bei der Anknüpfung tritt ein charakteristischer Zug der Genies, der Hang zu Mystifikationen, stark hervor. Es fand in Gießen eine Art literarischen Kongresses zur Besprechung der Tendenz der neuen Zeitschrift statt. Bei Tisch gab sich Goethe Höpfner, der ihn noch nicht kannte, gegenüber für einen Studenten aus, und affektirte eine blöde und linkische Haltung. Plötzlich aber sprang er auf und fiel Höpfner um den Hals mit den Worten: „Ich bin Goethe! Verzeihen Sie mir meine Posse, lieber Höpfner; aber ich weiß, daß man bei der gewöhnlichen Art, durch einen Dritten mit einander bekannt gemacht zu werden, lange sich gegenüber steif und fremd bleibt; und da dachte ich, wollte ich in Ihre Freundschaft lieber gleich mit beiden Füßen hineinspringen, und so, hoff' ich, soll's zwischen uns sein und werden durch den Spaß, den ich

mir erlaubt habe." Die häufigen Zusammenkünfte der für die Zeitschrift verbundenen Kritiker waren für Goethe von ungemeinem Vortheil, besonders die Unterhaltungen mit Höpfner, denn ein zusammenhängendes Wissen auf dem Felde der Literatur ging ihm noch ab, da er sich bisher nur mit Gegenständen spezieller Neigung beschäftigt hatte.

Dreißigstes Kapitel.

Mit dem Frühjahr 1772 begab sich Goethe nach Wetzlar, dem Sitze des Reichskammergerichts, um sich bei demselben mit dem deutschen Zivil- und Staatsrecht und mit der höheren juridischen Praxis vertraut zu machen. Dies Mal trafen des Vaters Wünsche mit den seinigen zusammen, denn ihn drängte es mit gewaltiger Lust, seinen allerdings nicht erfreulichen Zustand zu ändern. Wetzlar war zwar eine kleine Stadt, und seit Jahren war eine Visitation des Reichskammergerichts im Gang, die für manche Beisitzer ein schlimmes Resultat lieferte, so daß eine heitere Geselligkeit sich nicht erwarten lassen zu dürfen schien; allein gegen Vermuthen fand Goethe daselbst eine Umgebung, die ihm gewissermaßen den Genuß eines dritten akademi-

schen Lebens gestattete. Unter dem Personal der Gesandtschaften der Reichsstände, sowie unter den juristischen Praktikanten fand sich eine große Zahl geistreicher junger Leute, die sich in einer Tischgesellschaft zusammen gefunden und dem genialen Zug der Zeit gemäß einen Ritterorden gebildet hatten, in den auch Goethe aufgenommen wurde. Obenan der Tafelrunde saß der Heermeister, dann der Kanzler, die wichtigsten Beamten und die gemeinen Ritter nach dem Alter. Jeder hatte einen Ritternamen mit einem Beiwort (Goethe hieß „Götz von Berlichingen, der Redliche"), und das Gespräch bewegte sich mit donquixotischer Ernsthaftigkeit in den Ausdrücken der Ritterzeit. Eine Zeitlang gewährten die Possen unserm jungen Dichter Vergnügen; dann aber zog er sich auf den Umgang weniger Freunde zurück. Zu diesen gehörte namentlich der drei Jahre ältere gothaische Legationssekretär Friedrich Wilhelm Gotter, ein fruchtbarer aber jetzt vergessener Dichter des französischen Geschmacks, der sich auch im Hofleben am längsten in Deutschland in Gotha erhielt. Als Feind der Originalgenies wirkte er beruhigend und regelnd auf Goethe ein, sowie dieser seinerseits ihn vorübergehend den Sturmtendenzen etwas näherte. Gotter regte Goethe zu mancherlei poetischen Arbeiten an, und Beide wetteiferten mit einander in Uebersetzung der Idylle Goldsmiths the deserted village („das ver-

lassene Dörfchen"), die Goethe während seines Wetzlarer Aufenthalts wurde, was ihm bei den Sesenheimer Besuchen der Landprediger von Wakefield desselben Verfassers war. Was Goethe in der Wirklichkeit leidenschaftlich liebte, ländliche Feste, Kirchweihen, Jahrmärkte, die ernste Versammlung der Aeltesten unter der Dorflinde, umwogt von der Tanzlust der Jungen, das fand er hier im Zauberspiegel der Poesie wieder. Durch Gotter lernte er auch den braunschweigischen Gesandtschaftssekretär Karl Wilhelm Jerusalem, den Sohn des Abts von Riddagshausen kennen, von dem er in einem Briefe an Lavater sagt, daß er dessen Geschichte im „Werther" seine Empfindungen geliehen. Der junge Jerusalem beschäftigte sich in melancholischer Zurückgezogenheit, in welche ihn eine unglückliche Liebe gescheucht, mit Kunst und Philosophie, bis er im Oktober 1772, wenige Wochen nach Goethe's Abreise von Wetzlar, seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende machte. In nähere freundschaftliche Beziehung zu Goethe war er nie getreten, und ist in dessen Leben nur durch seine Beziehung zum Romane „Werther" bemerkenswerth, dessen wir später ausführlich gedenken werden. Hier finde nur die Bemerkung Platz, daß Goethe, der in seiner Biographie den Wetzlarer Aufenthalt ziemlich kurz abfertigt, nach seiner eigenen Aussage in dem Roman „in vermöglicher

Jugendzeit die lieblichen Verhältnisse vergegenwärtigte, welche ihm den Aufenthalt im Lahnthale so hoch verschönten." Der Roman spiegelt uns u. A. ab, wie in der Wetzlarer Zeit Goethe's Hingebung an die Natur, von der auch alle Gedichte dieser Periode den Stempel tragen, einen hohen Grad erreichte. „Ich suchte mich innerlich", erzählt er, „von allem Fremden zu entbinden, das Aeußere liebevoll zu betrachten, und alle Wesen vom menschlichen an so tief hinab, als sie nur faßlich sein möchten, jedes in seiner Art auf mich wirken zu lassen. Dadurch entstand eine wundersame Verwandtschaft mit den einzelnen Gegenständen der Natur und ein inniges Anklingen, ein Mitstimmen in's Ganze, so daß ein steter Wechsel, es sei der Ortschaften und Gegenden oder der Tags- und Jahreszeiten, oder was sonst sich ereignen konnte, mich auf's Innigste berührte. Der malerische Blick gesellte sich zu dem dichterischen, die schöne ländliche, durch den freundlichen Fluß belebte Landschaft vermehrte meine Neigung zur Einsamkeit und begünstigte meine stillen, nach allen Seiten sich ausbreitenden Betrachtungen."

Die poetische Produktivität Goethe's war indessen in Wetzlar nicht besonders stark. Einen Theil der Schuld davon mochte das oben erwähnte Visitationsgeschäft tragen; die fortwährende Entdeckung neuer Gebrechen, „das kleine Detail aller Anekdoten von Nach-

lässigkeiten und Versäumnissen, Ungerechtigkeiten und Bestechungen" mochte ebenso drückend auf ihn wirken, als die nähere Einsicht in das erbärmliche anarchische Treiben der einzelnen Reichsstände, die es um ihrer Sonderinteressen willen damals ebensowenig zu einer Reform des Reichs an Haupt und Gliedern kommen ließen, als in den jüngsten Jahren der Partikularismus der Einzelregierungen eine solche gestattete. Goethe wendete sich daher gemeinschaftlich mit Gotter ästhetischen Spekulationen zu, in welchen er, ganz im Widerspruch mit seinem Traktat „von deutscher Baukunst" und mit dem Freiheitsdrang der Periode, wiewohl für jetzt noch vergeblich, Gesetze und Regeln der Kunst aufsuchte. An Sulzer's allgemeiner Theorie der schönen Künste nahm er besonders deshalb Anstoß, weil diese sittliche Wirkungen vom Kunstwerk verlangte, während er der Ueberzeugung war, daß der Künstler moralische Zwecke nicht verfolgen dürfe. Auch fühlte er, daß ihn der Mangel an reichen Erfahrungen und Anschauungen hindere, in's Reine zu kommen oder auch nur die Schriften der Alten über Kunst, die er ebenfalls durchflog, zu verstehen. Es wurde ihm stets klarer, daß „erst eine große Fülle von Gegenständen vor uns liegen müsse, ehe man darüber denken könne, daß man erst selbst Etwas leisten, ja daß man fehlen müsse, um seine eigenen Fähigkeiten und die der Andern kennen zu lernen."

Einunddreißigstes Kapitel.

Die Rosen und mehr noch die Dornen einer Liebe blühten unserem Dichter auch zu Wetzlar. Im Frühling 1772 lernte er auf einer Landparthie den hannöverschen Gesandtschaftssekretär Johann Christian Kestner, einen gebildeten und gesetzten jungen Mann, und bald darauf durch Diesen dessen Verlobte, Charlotte, die zweite Tochter des Amtmanns Buff zu Wetzlar, kennen. Dieses funfzehnjährige Mädchen — der Bräutigam zählte bereits einunddreißig Jahre — war eine liebenswürdige Blondine, eine, wie Goethe sie bezeichnet, reine, gesunde Natur, der frohe Lebensthätigkeit und befangene Behandlung des täglich Nothwendigen angeboren gewesen. Da die Mutter todt war, so lag ihr die Sorge für das Hauswesen und

für zahlreiche jüngere Geschwister ob. In ihrer heiteren Anspruchslosigkeit war sie mehr geeignet, allgemeines Wohlwollen als heftige Leidenschaften einzuflößen. Der ruhige und vertrauende Bräutigam, welcher den größten Theil des Tages seinen Geschäften widmen mußte, sah es gern, wenn die Braut nach beendigter häuslicher Arbeit mit Freunden und Freundinnen auf Spaziergängen und Landpartieen Zerstreuung und Erholung fand. So war auch Goethe ihr nahe gekommen, und fühlte sich bald durch ihre Reize gefesselt. Auf einem Abendspaziergang im Angesicht einer Burgruine fanden sich zum ersten Male ihre Seelen, wie er in dem an „Lila" (mit diesem Namen feierte der Dichter die Geliebte) gerichteten Gedichte „Pilgers Morgenlied", mit welchem er von Wetzlar Abschied nahm, andeutet:

Morgennebel, Lila,
Hüllen Deinen Thurm ein,
Soll ich ihn
Zum letzten Mal nicht sehn!
Doch mir schweben tausend Bilder
Seliger Erinnerung
Heilig warm an's Herz,
Wie er da stand,
Zeuge meiner Wonne,
Als zum ersten Mal
Du dem Fremdling

Aengstlich liebevoll
Begegnetest
Und mit Einem Mal
Ew'ge Flammen
In die Seel' ihm warfst!

Aus einem andern Gedichte „an Lottchen" erkennen wir den Gemüthszustand des Dichters zur Zeit, als ihm die Geliebte entgegenkam. Ihm, dem keine Gegenwart genügte, diente sie, die auch bei dem reizbarsten und edelsten Herzen dennoch dem gewöhnlichen, täglichen Leben zugewandt blieb, als Vermittlerin mit der Alltagswelt:

Still und eng und ruhig auferzogen,
Wirft man uns auf ein Mal in die Welt;
Uns umspülen hunderttausend Wogen,
Alles reizt uns, Mancherlei gefällt;
Mancherlei verdrießt uns, und von Stund' zu Stunden
Schwankt das leicht unruhige Gefühl;
Wir empfinden, und was wir empfunden,
Spült hinweg das bunte Weltgewühl.

Wohl, ich weiß es, da durchschleicht uns Innen
Manche Hoffnung, mancher Schmerz.
Lottchen, wer kennt uns're Sinnen?
Lottchen, wer kennt unser Herz?
Ach, es möchte gern gekannt sein, überfließen
In das Mitempfinden einer Kreatur,
Und vertrauend zwiefach neu genießen
Alles Leid und Freude der Natur.

Und da sucht das Aug' so oft vergebens
Rings umher und findet Alles zu;
So vertaumelt sich der schönste Theil des Lebens
Ohne Sturm und ohne Ruh,
Und zu Deinem ew'gen Unbehagen
Stößt Dich heute, was Dich gestern zog.
Kannst Du zu der Welt nur Neigung tragen,
Die so oft Dich trog,
Und bei Deinem Weh, bei Deinem Glücke
Blieb in eigenwill'ger starrer Ruh?
Sieh, da tritt der Geist in sich zurücke,
Und das Herz es schließt sich zu.
So fand ich Dich, und ging Dir frei entgegen .....

Dies erste Begegnen schildert er ausführlicher in dem Gedichte „Elysium" an „Urania", mit welchem Namen er eine Freundin und Vertraute Charlotten's bezeichnet. Daß die Letztere einem Andern verlobt war, konnte am Wenigsten ein Originalgenie, das als solches nach Abwerfung aller Fesseln strebte, hindern. Es währte daher nicht lange, so waren Goethe und Lotte, wie er selbst erzählt, „bei einer ausgedehnten Wirthschaft, auf dem Acker und den Wiesen, auf dem Krautland wie im Garten unzertrennliche Gefährten. Erlaubten es dem Bräutigam seine Geschäfte, so war er an seinem Theil dabei; sie hatten sich alle drei an einander gewöhnt, ohne es zu wollen, und wußten nicht, wie sie dazu kamen, sich

nicht entbehren zu können. So lebten sie den herrlichen Sommer hin eine ächt deutsche Idylle, wozu das fruchtbare Land die Prosa, und eine reine Neigung die Poesie hergab. Durch reife Kornfelder wandernd, erquickten sie sich am thaureichen Morgen, das Lied der Lerche, der Schlag der Wachtel waren ergötzliche Töne; heiße Stunden folgten, ungeheure Gewitter brachen herein, man schloß sich nur desto mehr an einander, und mancher kleine Familienverdruß ward leicht ausgelöscht durch fortdauernde Liebe. Und so nahm ein gemeiner Tag den andern auf, und alle schienen Festtage zu sein; der ganze Kalender hätte müssen roth gedruckt werden." Wie überhaupt das ganze Verhältniß, so ging in den ersten Theil von „Werther's Leiden" auch das Bild des liebenswürdigen Mädchens über, „dessen Seele ganz Güte, zugleich mit einer Gestalt ganz Anmuth ist, das sich im stillen Familienkreis häuslicher thätiger Liebe glücklich entfaltet hat, und die zweite Mutter ihres Hauses ist, dessen stets liebeweckende Seele jedes Herz unwiderstehlich an sich reißt, zu dem Dichter und Weise willig in die Schule gingen, mit Entzücken schauten eingeborene Tugend mit geborenem Wohlstand und Grazie." Merck, der Lotte in Gießen sah, schrieb über dieselbe seiner Gattin: „Ich habe auch die Wetzlarer Freundin

Goethe's getroffen, von der dieser in all' seinen Briefen mit so großer Begeisterung spricht. Sie verdient wirklich die Lobsprüche, die er ihr ertheilt." Während, wie Goethe sagt, Keßner und Lotte sich in dem schönsten, liebenswürdigsten Maaße hielten, drohte indessen auf seiner Seite das Verhältniß zu Lotte durch Gewohnheit und Nachsicht leidenschaftlicher zu werden, als der Bräutigam hätte ertragen dürfen. Gleichwohl scheint dessen Vertrauen unbegränzt gewesen zu sein. Unter seinen Papieren findet sich folgende Notiz über den Dichter: „Goethe ist ein Genie, hat in seinem Wesen aber Vieles, was ihn unangenehm machen könnte. Bei Kindern und Frauen ist er jedoch wohl gelitten, giebt sich gern mit ihnen ab und hat für das weibliche Geschlecht eine tiefe Verehrung. Die Religion, das Christenthum achtet er an Andern hoch, er selbst aber bleibt der kirchlichen Gemeinschaft fern und gesteht selber von sich, daß er selten mehr beten könne. Seine Einbildungskraft ist so lebhaft, daß er meist in Bildern spricht."

Im August kam Merck zu einer der durch die „Frankfurter gelehrten Anzeigen" veranlaßten Konferenzen nach Gießen, wohin Lotte ihren Freund begleitete, und wußte diesen, so sehr der Tadel ihn auch kränkte, von der Unstatthaftigkeit seiner Leidenschaft zu überzeugen. Er nahm ihm das Versprechen ab, in wenigen Wochen in Koblenz zu einer Rheinfahrt zu erscheinen; und Schlosser bewog ihn, alsdann nach Frankfurt zurückzukehren. Der Letztere hatte sich mit Kornelia Goethe verlobt, und wünschte des Bruders Rückkehr sehnlich, um durch dessen Vermittelung freieren Zutritt bei der Braut zu haben. Goethe, im Gefühl, daß es hohe Zeit sei, der Verwickelung zu entgehen und dieser Liebe zu entsagen, reiste demnach im September (1772) von Wetzlar ab, ohne Abschied von Lotte zu nehmen. Der Bruch des Verhältnisses erfüllte ihn zwar mit Schmerz; aber er unterliegt dem Schicksal nicht wie „Werther", sondern trotz demselben, und ruft dem aus dem Lahnthal ihm entgegen wehenden Nordwind, dem Sympol seines Geschicks, zu:

Zische, Nord,
Tausendschlangenzüngig
Mir um's Haupt!
Beugen sollst Du's nicht!
Beugen magst Du
Kind'scher Zweige Haupt
Von der Sonne
Muttergegenwart geschieden!

Erst von Frankfurt aus gab er als Grund seiner freiwilligen Entfernung an, er habe eingesehen, daß es für ihn unmöglich sei, in Lotte's nächster Um-

gebung ohne Gefahr für sich und ohne Anstoß Dritter zu verweilen, und eröffnete damit einen Briefwechsel mit der Geliebten, der erst jetzt *) seiner Veröffentlichung durch den Druck entgegen sieht, nachdem die Kestner'sche Familie eine übertriebene Pietät endlich hat fallen lassen. Gervinus, der ihn privatim zu Gesicht bekommen zu haben scheint, bemerkt, daß diese Briefe „mehr als alles Andere das kindliche, durchsichtige, unverdorbene und harmlose Gemüth aufdecken würden, das Goethe edeln Anforderungen gegenüber entfaltete; die aber auch den vertrauensvollen, kühnen und doch gefaßten Muth aussprechen, mit dem er damals der Welt entgegentrat und Alle, die ihm begegneten, elektrisirte. „Das Kestner'sche Ehepaar fühlte sich zwar durch die „Indiskretion" in Werther tief verletzt, besonders durch die Charakterisirung des Bräutigams und Gatten; allein Goethe wußte das gute Einvernehmen wieder herzustellen, und setzte die Korrespondenz noch bis in die Achtzigerjahre fort. Lotte selbst sah Goethe erst im Jahr 1816 wieder, als dieselbe eine zu Weimar verheirathete Schwester besuchte.

*) April 1853.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Die Fußreise von Wetzlar nach Koblenz verschaffte dem Flüchtling mannigfaltige Naturgenüsse in „Betrachtung der Nähen und Fernen, der bebuschten Felsen, der sonnigen Wipfel, der feuchten Gründe, der thronenden Schlösser und der fernher lockenden blauen Bergreihen." In Ehrenbreitstein ward er im Hause der Frau von Laroche freundlich aufgenommen, und bald als ein Glied der Familie betrachtet. Die Frau von Laroche war Schriftstellerin, und gehörte zu den „schönen Seelen" von Jakobi's Schlag, welche der Sturm- und Drangperiode theils vorangingen, theils derselben angehörten. Ein Kongreß solcher schönen Seelen fand um jene Zeit in ihrem Hause statt, wahrscheinlich zu dem Zweck, ihrem sen-

timental=moralischen Roman „Geschichte des Fräuleins von Sternheim" Empfehlung zu verschaffen. Goethe fühlte sich in dem Kreise der sentimentalen Kritiker wohl, und besonders zog ihn der hessendarmstädtische Rath Leuchsenring an, bis Merck eintraf, der ihn auf Leuchsenring als einen der Menschen aufmerksam machte, die ohne sonderliche Talente, durch ausgebreitete persönliche Bekanntschaften, durch ein geschicktes Einmischen, Theilnehmen und Vermitteln sich eine gewisse Geltung und Bedeutung zu erborgen wissen. Auf seinen Reisen führte der Rath eine Anzahl von Chatullen mit Korrespondenzen interessanter Personen mit sich, die er auch dem Kreise in Ehrenbreitstein mittheilte. Obwohl auch die älteste Tochter des Hauses, Maximiliane, eine anmuthige Erscheinung mit „den schwärzesten Augen und einer Gesichtsfarbe, die nicht reiner und blühender gedacht werden kann", ihn bis zur Regung einer neuen Leidenschaft begeisterte, so brach er doch mit Merck's Familie auf, und fuhr in einem Boote langsam und die reizenden Uferlandschaften zeichnend den Rhein aufwärts bis Mainz.

Dieses Versenken in die Natur führte ihn in Frankfurt zunächst wieder zur Kunst, vorzüglich zu den Werken der Niederländer, in welchen er seine Leidenschaft, überall in der Kunst die Natur zu sehen, hinlänglich befriedigen konnte. Auch dilettantisirte er eine Zeit lang im Oelmalen, und legte sich eine Sammlung von Gypsabgüssen berühmter Antiken an, „um den großen Eindruck, den er in Mannheim gewonnen hatte, möglichst zu beleben." Daneben widmete er sich der Advokatur mit mehr Eifer als früher. Ein Oheim und die Gebrüder Schlosser wiesen ihm die kleineren Arbeiten zu, und mit dem Vater las und besprach er die Akten, bevor er unter dem Beistand eines in den Kanzleiförmlichkeiten wohlgeschulten Kopisten die nöthigen Aufsätze entwarf, deren Stoff nach der allgemeinen Richtung jener Zeit, Verbrechen zu entschuldigen, Strafen zu lindern, Scheidungen und Mißheirathen zu befördern und religiöse Toleranz zu üben, oft auch ein gemüthlicheres Interesse gewährte, als sonst die Fälle der juristischen Praxis zu gewähren pflegen. Das Vernehmen mit dem Vater stellte sich auf einen guten Fuß; und der alte Rath sah es sogar gern, wenn der Sohn in seinen freien Stunden sich literarisch beschäftigte, denn bei aller Pedanterie war er gegen den Ruhm, denselben als Schriftsteller glänzen zu sehen, keineswegs unempfindlich.

Während des Winters (1772 auf 73) war Goethe für die „Frankfurter gelehrten Anzeigen" thätig, und lieferte in dieselben eine Reihe von Rezensionen, die im Ganzen zwar ein besonnenes, aber auch ein

jugendlich keckes, entschiedenes und reformatorisches Urtheil im Tone der Sturm- und Drangperiode verrathen. „Mit Heftigkeit", sagt Gervinus, zieht er gegen kleinliche Moralisten, schwache Dichterlinge, vornehme Zeloten, neue Propheten, gegen Unsitte und Ungeschmack des Jahrhunderts, gegen Systemmacherei und Dilettantismus, gegen finstere Religionseiferer zu Felde, aber auch gegen kritische Ketzer und Freigeister wie Unger und Mauvillon; das wahrhafte Genie schützt er selbst in seinen Thorheiten." Es ist nicht ohne Interesse, einiger dieser Rezensionen speziell zu gedenken. Ueber Sulzer's Theorie der schönen Künste behauptet Goethe, das Buch enthalte Nachrichten eines Mannes, der in das Land der Kunst gereist, aber nicht darin geboren und erzogen sei, nicht darin gelebt, gelitten und genossen, der nur Observationen, aber keine Experimente angestellt habe; nach seiner (des Rezensenten) Ueberzeugung müsse man, um eine Poetik zu schreiben, sich als Poet versucht haben. Gegen den in Moralpredigten sich ergießenden „trübsinnigen Eifer" Sulzer's nimmt er den Verfasser des Agathon und Musarion (Wieland) in Schutz: „Kenner des menschlichen Herzens möchten entscheiden, ob eine Läuterung und Verfeinerung des Gefühls durch Blumenpfade einer lachenden Landschaft nicht geschwinder zum Ziele führe, als die

kürzeste mathematische Linie des moralischen Raisonnements." Ueber die Bardenpoesie, die ihm in Leipzig so sehr zuwider war, gab er gelegentlich eine gemäßigtere Meinung kund: „Rechtschaffenheit und Patriotismus wird im Bardentone oder dem Tone der Gleim'schen Kriegslieder am Besten verbreitet; und der Dichter selbst setzt sich lieber in die Zeiten der Sittenunschuld und der starken Heldengesinnung zurück, als daß er unsere tändelnden Zeiten besänge. Wo sind denn die schönen Thaten, die ein deutscher Ossian in unsern Zeiten besingen könnte, nachdem wir den Franzosen unser ganzes Herz eingeräumt haben?" Es war eine Tendenz der Sturmperiode, aus der Erbärmlichkeit der Gegenwart in die naturwüchsige Urzeit zurückzugreifen, wie es eine Tendenz war, die Grenzen des Vaterlandes an die Grenzen der Welt zu verlegen: „Wenn wir einen Platz in der Welt finden, da mit unsern Besitzthümern zu ruhen, ein Feld, uns zu nähren, ein Haus, uns zu decken: haben wir da nicht Vaterland? Und haben das nicht Tausende und Tausende in jedem Staat? Und leben sie nicht in dieser Beschränkung glücklich? Wozu nun das vergebene Aufstreben nach einer Empfindung, die wir weder haben können, noch mögen, die bei gewissen Völkern, nur zu gewissen Zeitpunkten, das Resultat vieler glücklich zusammen treffenden Umstände war und ist? Römer-

patriotismus! Davor bewahre uns Gott wie vor einer Riesengestalt! Wir würden keinen Stuhl finden, darauf zu sitzen, kein Bett drin zu liegen!" In religiösen Fragen führt Goethe gelegentlich gleich kräftige Streiche gegen die starre Orthodoxie wie gegen den flachen Rationalismus, der „die Bilder der morgenländischen Dichtkunst mit einer homiletischen Sündfluth ersäufen" wolle.

Von ganz besonderem Interesse ist eine Stelle, in der er den Dichter nach seinem Herzen, d. h. sich selbst malt: „Laß, o Genius unseres Vaterlandes, bald einen Jüngling aufblühen, der voller Jugendkraft und Munterkeit zuerst für seinen Kreis der beste Gesellschafter wäre, das artigste Spiel angäbe, das freudigste Liedchen sänge, im Rundgesange den Chor belebte, dem die beste Tänzerin freudig die Hand reichte, den neuesten mannigfaltigsten Reihen vorzutanzen, den zu fangen die Schöne, die Witzige, die Muntere alle ihre Reize ausstellten, dessen empfindendes Herz sich auch wohl fangen ließe, sich aber stolz im Augenblicke wieder losrisse, wenn er, aus dem dichtenden Traume erwachend, fände, daß seine Göttin nur schön, nur witzig, nur munter sei, dessen Eitelkeit, durch den Gleichmuth einer Zurückhaltenden beleidigt, sich ihr aufdrängte, sie durch erzwungene und erlogene Seufzer und Thränen hunderterlei Aufmerksamkeiten des Tages,

schmelzende Musiken und Lieder der Nacht endlich auch eroberte und — auch wieder verließe, wenn sie nur zurückhaltend war; der uns dann all' seine Freuden und Siege und Niederlagen, all' seine Thorheiten und Resipiszenzen mit dem Muth eines unbezwungenen Herzens vorjauchzte, verspottete; des Flatterhaften würden wir uns freuen, dem gemeine, einzelne weibliche Vorzüge nicht genug thun." Das war die Liebe, wie sie das Originalgenie empfinden und einflößen mußte, die aber auch ihre Strafe fand in der Nichterfüllung des Wunsches, der sich jenem Portrait anschließt: „Aber dann, o Genius! daß offenbar werde, nicht Flüche, nicht Weichheit des Herzens sei an seiner Unbestimmtheit Schuld, laß ihn ein Mädchen finden, seiner werth." Auch das Bild dieses Mädchens zeichnet er; und es trägt die Züge von Lotte, zu welcher der Briefwechsel die Leidenschaft noch immer steigerte. In den Briefen ist von der Busenschleife der Geliebten und von ihrem Schattenriß die Rede; er bestellt die Hochzeitsringe, dankt aber in einem Briefe vom 20. Februar 1773, den er wörtlich in den zweiten Theil des Werther eingeschoben, für die zarte Rücksicht, daß Kestner ihm den Hochzeitstag selbst verheimlicht habe. Er will nur noch den „zweiten Platz" in Lotte's Herz; aber die Leidenschaft des Genies behält doch Recht.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Vorzüglich aber widmete Goethe seine Muse dem ersten Werke, das seinen Namen durch ganz Deutschland trug, und eine wahre Revolution im Geschmack hervorrief, der „dramatischen Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand“ (wie die erste Bearbeitung überschrieben ist): „Ich dramatisire die Geschichte eines der edelsten Deutschen, rette das Andenken eines braven Mannes“, hatte er im vorigen Winter (1771 auf 72) an Salzmann geschrieben, der schon im Februar 1772 einen Theil des Manuskriptes in Händen hatte. In diesem Winter nun (1772 auf 73) beendigte er es unter den Ermunterungen der Schwester in raschem Wurfe, in sechs Wochen, wie er selbst erzählt, und sandte das Manuskript zur

Beurtheilung an Merck und Herder. Der Letztere äußerte sich hart und unfreundlich darüber, während der Erstere ein verständiges und wohlwollendes Urtheil fällte. Goethe ließ sich nicht abschrecken, und arbeitete die dramatische Lebensgeschichte, die eine Masse von überflüssigen Nebenbildern enthielt, in ein wirkliches Drama um, über das Vilmar sagt: „Der Götz erwuchs aus der genauen Bekanntschaft, welche Goethe durch Herder's Anregung in Straßburg mit Shakspeare machte. Statt aber nun wie so manche der Früheren, wie noch mehrere der Späteren, bei einer Nachahmung stehen zu bleiben, griff Goethe mit reger dichterischer Lust nach einem ihm längst lieb gewordenen Stoffe aus dem älteren deutschen Volksleben, und gestaltete diesen in Shakspeare'schem Geiste, aber in vollkommener Selbstständigkeit zu einem Drama, welches bis auf diesen Tag vollkommen einzig und unvergleichbar in unserer Literatur dasteht. Kaum läßt sich an einem anderen Werke Goethe's seine wunderbare Eigenschaft, sich ganz in den Gegenstand einzuleben, einzutauchen, zu versenken, so genau beobachten, wie an dem Götz von Berlichingen. Aus dem ganz ungeschickten, kaum lesbaren Buche des fränkischen Ritters*) sog Goethe, der es, worauf viel Gewicht zu

*) Der Autobiographie des Ritters Götz von Berlichingen.

legen ist, völlig absichtslos gelesen, und sich an demselben geistig genährt hatte, mit einer bewunderungswürdigen Assimilationskraft den wahren, lebendigen Geist des sechszehnten Jahrhunderts, und stellte uns aus demselben Figuren in seinem Drama auf, welche an historischer Treue und poetischer Frische, an Volksmäßigkeit und an Zartheit Alles übertreffen, was jemals bei uns in ähnlicher Weise darzustellen versucht worden ist. Kein einziges Produkt unserer Literatur geht so ganz auf den Sinn und das Leben älterer Zeiten ein, und stellt Gesinnung und Zustände der alten Jahrhunderte mit so sicherem Takte mitten in unser jetziges modernes Leben hinein wie Götz von Berlichingen; kein Drama unserer Nation ist in dem Grade wie der Götz ein Volksdrama. Ist uns ja doch durch Goethe der unbedeutende fränkische Ritter zu einer Art von allbekanntem Volkshelden geworden, der zu uns in einem ganz ähnlichen Verhältniß steht, wie etwa der Herzog Ernst zu den Hörern und Lesern des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts; und warum und wodurch? Darum weil Goethe nicht mit den Anforderungen der Kultur und der Kritik der modernen Zustände sich der alten Zeit gegenüber stellte, sondern mit ganzer voller Freude und Liebe auf dieselbe einging, nicht die neue Zeit in die alte hineintrug, sondern die alte in die neue hereinzog; dadurch, daß

Goethe Nichts aus der alten Zeit machen, kein Ideal aus ihr hervorgrübeln, sondern sie sich selbst aussprechen lassen wollte in Ernst und Thorheit, in Liebe und Haß; dadurch, daß er nicht Gedanken und Gefühle und in den Figuren nicht willkürliche fiktive Träger derselben, gleichsam nur Allegorieen und Masken, sondern leibhaftige Personen und doch wieder nicht bloß Personen des Privatlebens, sondern der großen nationalen Bewegung des sechszehnten Jahrhunderts aufstellte, und nicht aus den Reden, vielmehr ausschließlich aus den Handlungen der auftretenden Personen die Schilderung dieser Bewegung hervorgehen ließ. Dadurch ist der Nation wie bei keinem anderen Drama unserer neuen Zeit das Mitleben mit dem Helden des Dramas möglich gemacht, dadurch ist dasselbe so ganz verschiedenen Lebens- und Bildungsstufen unmittelbar nahe gerückt und zugänglich."

Wenn der Götz, wie man hervorhebt, auch in der zweiten Bearbeitung mehr ein Zeit- und Charaktergemälde in dramatischer Form als ein bühnengerechtes Drama ist, wie er denn in letzterer Beziehung einer strengen Beurtheilung Lessing's unterlag, so wäre vor Allem der von Vilmar so sehr überschätzte Punkt der historischen Treue in's Auge zu fassen, wenn wir eben dem Dichter nicht das Recht lassen müßten, seine Figuren und Helden in einem poetischen Gemälde

zu idealisiren. Daher wollen wir nicht weiter untersuchen, ob der Ritter mit der eisernen Hand wirklich einer „der edelsten Deutschen", ob er ein „Volksheld" war, oder nicht vielmehr eine Rolle spielte, die durch so manche Judasrolle, die wir auf der Bühne der jüngsten Zeit spielen sahen, uns erst recht nahe gelegt, recht in's Licht gesetzt wurde, wir wollen davon absehen, daß z. B. der fränkische Ritter Florian Geyer, der in den Bauernrevolutionen des sechszehnten Jahrhunderts ebenfalls ein Bauernheer führte, eine edlere und tragischere Gestalt ist, als Götz, und wollen bloß andeuten, was und wieviel in dem Drama geschichtlich und was und wieviel Eigenthum des Dichters ist. Die Hauptbegebenheiten, welche zur Behandlung kommen: die Fehde mit dem Bischof von Bamberg, die Reichsacht, die Belagerung des Schlosses, das Unglück zu Heilbronn, der Bauernkrieg, sind geschichtlich begründet; auch sind einzelne Züge in Menge und oft wörtlich aus der Lebensbeschreibung des Ritters entlehnt. Dagegen sind die Achtserklärung und der Bauernkrieg der Zeit nach näher zusammengerückt; einzelnen Begebenheiten ist ein Einfluß auf das endliche Schicksal des Helden beigelegt, den sie in der Wirklichkeit nicht hatten; der Tod Götzens, der nach der Geschichte erst dreißig Jahre nach dem Bauernkrieg stattfand, ist eine Erdichtung; und Geschöpfe des Dichters sind der Mönch,

den das Gefühl seines Standes so schwer drückt, Elisabeth, die an Goethe's Mutter erinnert, die fromme Maria, die hochstrebende Adelheid, der brave Ritterbursche Georg, der liebeglühende Franz, der schwankende Weislingen, der treffliche Lerse, der tapfere Selbitz u. s. w. Die Handlung des Dramas entbehrt der Einheit der Zeit und des Orts in hohem Grade; Götz, der Hauptcharakter, der Mittelpunkt der Dichtung, ist keineswegs der Hauptträger der Handlung. Im ersten Akt finden wir ihn dem Bischof von Bamberg auflauernd und dann dessen rechte Hand, Weislingen, den ehemaligen Freund, wegfangend; hierauf Szenen an der bischöflichen Tafel zu Bamberg, die mit dem Vorhergehenden und dem Nachfolgenden nur lose durch die an die Tafel gebrachte Nachricht von Weislingen's Gefangennahme verbunden sind; zuletzt schließt Weislingen mit Götz auf's Neue den Freundschaftsbund, und ein unklares Interesse für das Folgende erweckt nur das Auftreten von Franz. Der zweite Akt zeigt Götz in nicht genugsam motivirter Fehde mit den Nürnbergern, und läßt ihn gegen den freigelassenen Weislingen und gegen Adelheid, deren sich der Bischof von Bamberg bedienen will, um den Letzteren wieder in sein Interesse zu ziehen, die aber mit großer Energie und Seelenstärke ihr eigenes Interesse verfolgt und über-

haupt die thätigste Figur des Stücks, die einzige Trägerin einer streng durchgeführten Handlung ist, so sehr in Hintergrund treten, daß Lessing's Bruder mit Recht schreiben konnte: „Man weiß nicht, ob man sich für Götz oder Weislingen interessiren soll. Zu Anfang scheinen Beide durch ihre neue Verbindung Ein Interesse ausmachen zu wollen; aber das verliert sich nachher ganz, und am Ende, könnte man sagen, werden von zwei Schauspielen die Szenen unter einander gemischt." Der Adelheid gegenüber erscheint Weislingen als schwaches Rohr, mit dem Wind und Welle spielt, und Götz zwar als Felsen, der dem anstürmenden Unglück widersteht, aber mit der verzweifelten Positivität des Felsen. Der dritte Akt zeigt den in mittelbarer Folge der Nürnberger Fehden (wegen eines Raubanfalls auf Nürnberger Kaufleute) geächteten Götz in Vertheidigung seines Schlosses gegen die Reichsexekution als tapferen Ritter. Im vierten wird er gefangen und vertheidigt sich unbeugsam vor den kaiserlichen Räthen; aber mit der Befreiung durch Sickingen und dem Ehrenwort, sich auf seiner Burg ruhig zu verhalten, tritt eine Unterbrechung der Handlung ein, die um so mehr das Interesse tödtet, als Götzens Muth durch Weislingen's Treulosigkeit schon gebrochen erscheint. Der Dichter gebraucht daher ein gewaltsames Mittel, um unsere Theilnahme zu erregen:

er leitet den fünften Akt mit dem Bauernkrieg ein, mit einem großartigen historischen Ereigniß, das kaum durch dünne Andeutungen vorbereitet ist und durch die unmotivirte Plötzlichkeit seiner Erscheinung nur um so mehr erkennen läßt, daß in dem Stück der imposante historische Hintergrund theils, wie der Bauernkrieg, zu weit im Nebel zurücksteht, theils, wie die Reformation, ganz fehlt. Ueberdies erscheint der Held wiederum nur passiv, von den Ereignissen fortgerissen, und nur der Seelenkampf desselben (ob er sein Ritterwort brechen dürfe) gewährt ein tragisches Moment, obwohl gerade in ihm seine Kraft vollends gebrochen wird, so daß sein Tod einen niederbeugenden Eindruck macht.

Diese Einwürfe ließen sich gegen das Drama erheben, und das gänzliche Ignoriren der Reformation läßt auch das Zeitgemälde sehr unvollständig. Dagegen als Charaktergemälde aufgefaßt, hat das Stück die unbestreitbarsten Vorzüge; schon in formeller Hinsicht herrscht in demselben die strengste Einheit, indem auch der flüchtigste Nebenzug in Beziehung steht zur Hauptperson. Goethe selbst sagt, er habe im Götz einen rauhen, biederen Selbsthelfer in wilder, anarchischer Zeit dargestellt; und August Wilhelm Schlegel, der für die romantischen Traditionen der Sturm- und Drangperiode Propaganda machte, nennt den Götz „die Darstellung des Kampfes zweier Zeitalter, eines

abscheidenden und eines beginnenden, des Jahrhunderts rauher, aber kräftiger Unabhängigkeit und des folgenden politischer Feinheit und Zahmheit.“ Damit ist das Stück so ziemlich charakterisirt. Götz soll als der Letzte eine historische Periode abschließen: er sieht den ritterlichen Kaiser, sieht Selbitz und Georg vor sich sterben, Sickingen eingeschlossen und belagert, seinen Sohn im Kloster, und stirbt selbst mit den Worten: „Es kommen die Zeiten des Betrugs; die Nichtswürdigen werden regieren mit List, und der Edle wird in ihre Netze fallen.“ Es ist der Kampf des letzten Ritters, des letzten Vertreters der natürlichen Rohheit, der barbarischen Naturwüchsigkeit der ritterlichen Epoche gegen das Hereinbrechen einer neuen Zeit und einer neuen Kultur, ein Kampf, der seiner Natur nach weder siegreich noch etwas Anderes als eine Vertheitheidigung, ein Abwehren sein konnte. Die Leidenschaftlichkeit, mit welcher der Ritter die seine alte Selbstständigkeit vernichtende neue Zeit und neue Kultur abwehrt, sie hat in jener Periode des Sturms und Drangs, in welcher der Götz erschien, den ungeheuersten Beifall und Erfolg finden müssen. Goethe wollte zwar auch bei der zweiten Bearbeitung nicht stehen bleiben; aber Merck ermahnte ihn zur Herausgabe mit den Worten: „Bei Zeit auf die Zäun', so trocknen die Windeln.“ So ließ er denn im Frühjahr

1773 den „Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, ein Schauspiel,“ auf eigene Kosten drucken. Eine Umarbeitung nahm er erst 1804 unter Schiller's Einflusse vor.

Der Erfolg des Götz war, wie gesagt, ein außerordentlicher; an ihm, sowie an Lessing's kurz vorher erschienener „Emilia Galotti“ baute sich die dramatische Poesie der Sturm- und Drangperiode auf. An Tadlern fehlte es zwar nicht; namentlich schrieb der durchaus französisch gebildete König Friedrich II. von Preußen: „Mais voilà encore un Goetz de Berlichingen qui paraît sur la scène, imitation détestable de ces mauvaises pièces anglaises, et le parterre applaudit et demande avec enthousiasme la répétition de ces dégoûtantes platitudes*).“ Andere fanden den Hauch der Freiheit anstößig, der durch das Gedicht weht, und in der Begeisterung für Selbsthilfe eine Gefahr gegen die gesetzliche Ordnung der Dinge. Und doch — dies ist ein Vorzug, den jene Zeit vor der unsrigen hat — wurde das Stück nirgends verboten oder dessen Verfasser etwa der hochverrätherischen Aufreizung zum Aufruhr angeklagt. Wieland urtheilte

*) „Da geht noch der Götz von Berlichingen über die Breter, eine abscheuliche Nachahmung der schlechten englischen Stücke, und das Parterre klatscht Beifall und verlangt mit Begeisterung die Wiederholung der geschmacklosen Plattheiten.“

günstiger als der König von Preußen und selbst als Lessing: „Immerhin sei dies Schauspiel, das man nicht aufführen kann, bis uns irgend eine wohlthätige Fee ein eigen Theater und eigene Schauspieler dazu herzaubert, immerhin sei es ein schönes Ungeheuer. Möchten wir viele solcher Ungeheuer haben! Der Fortschritt zu wahren Meisterstücken würde dann sehr leicht sein. Wer hat es gelesen, ohne zu fühlen (wenn er auch nicht sagen konnte, wie und warum), daß ihn nicht leicht eine andere Lektüre (immer nehme ich Emilia Galotti aus) mit solcher Gewalt ergriffen, so durchaus vom ersten Zuge bis zum letzten in die Begeisterung des Dichters hineingezogen, und an das ununterbrochene Anschauen der lebendigen Gemälde, die er ut Magus an unsern Augen vorüberführt, angeheftet habe?" In Frankfurt hatte sich um die Zeit der Erscheinung des Götz ein Kreis von jungen Leuten um Goethe gebildet, die Geniewirthschaft mit einander trieben, und von denen die Dichter Friedrich Maximilian Klinger, das ausschweifendste der Originalgenies, welcher durch sein Drama „Sturm und Drang" der Periode den Namen gab, und Leopold Wagner, früher Mitglied der Straßburger Tafelrunde, hervorzuheben sind. Klinger trug mit seiner Tragödie „die Zwillinge" über Leisewitz' „Julius von Tarent" den Sieg davon, weil jene ungestümer und

wilder waren, und lieferte kurz darauf nicht weniger als fünf Dramen, in welchen der regellose Freiheitsdrang der Periode durchschlug. Wagner entnahm den Goethe'schen Mittheilungen über den Plan des Faust den Stoff zu einem Schauspiel „die Kindesmörderin", nach Gervinus „einem Stück voll entsetzender Gemeinheit und Rohheit". Auch Lenz, der noch in Straßburg lebte, knüpfte eine Korrespondenz mit Goethe an, durch dessen Vermittelung er für seine originalgenialischen Dramen, die von Gervinus und Vilmar ebenfalls sehr ungünstig beurtheilt werden, Verleger fand *).

*) Eine weitere Folge des Götz war die ungeheure Anschwellung der geschmacklosen Literatur der Ritterschauspiele und Ritterromane.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Eine weitere Folge der Veröffentlichung des Götz war, daß der Göttinger Dichterbund, der sich um Klopstock in Geist und Streben geschaart hatte, sich Goethe näherte. Man trank bei der Klopstocksfeier auf dessen Gesundheit, während man Wieland im Bild verbrannte; denn Jener galt als Repräsentant des Deutschthums, wie dieser als Vertreter des Franzosenthums. Die beiden Stolberge, die Einzigen aus dem Göttinger Dichterkreise, welche zu den Originalgenies zählten, boten dem Dichter des Götz ihre Freundschaft an und traten mit ihm in Briefwechsel; Boie, ein Freund Gotter's, der Herausgeber des den Göttingern gehörigen Musenalmanachs, besuchte ihn in Frankfurt, und sprach ihn um Beiträge für

seinen Almanach an. Vermittelst der Göttinger näherte sich Goethe Klopstock, mit dem er ebenfalls in Korrespondenz trat. Zu dem Kreise seiner neuen Bekannten gehörte ferner ein Freund Klopstock's und der Stolberge, ein enthusiastischer Sänger der Freiheit, Ernst Friedrich von Schönborn.

Der Jahrgang 1774 des Göttinger Almanachs enthält vier Gedichte von Goethe: den „Wanderer", in welchem der Gegensatz von Kunst und Kultur dargestellt wird, die Parabel „Adler und Taube", das Epigramm „Sprache" und der Hymnus „Mahomet's Gesang", welcher die Erhabenheit des welterobernd nach Außen wirkenden Genies besingt, und den wir als Probe von Goethe's damaliger Lyrik mittheilen:

Mahomets Gesang.

Seht den Felsenquell
Freudehell
Wie ein Sonnenblick;
Ueber Wolken
Nährten seine Jugend
Gute Geister
Zwischen Klippen im Gebüsch.

Jünglingsfrisch
Tanzt er aus der Wolke
Auf die Marmorfelsen nieder,
Jauchzet wieder nach dem Himmel.

Durch die Gipfelgänge
Jagt er bunten Kieseln nach,
Und mit frühem Führertritte
Reißt er seine Bruderquellen
Mit sich fort.

Drunten werden in dem Thal
Unter seinem Fußtritt Blumen,
Und die Wiese lebt von seinem Hauch.

Doch ihn hält kein Schattenthal,
Keine Blumen,
Die ihm seine Knie umschlingen,
Ihm mit Liebesaugen schmeicheln:
Nach der Eb'ne dringt sein Lauf
Schlangenwandelnd.

Bäche schmiegen
Sich gesellig an. Nun tritt er
In die Eb'ne silberprangend.

Und die Eb'ne prangt mit ihm,
Und die Flüsse von der Eb'ne
Und die Bäche von den Bergen
Jauchzen ihm und rufen: „Bruder!
Bruder, nimm die Brüder mit,
Mit zu Deinem alten Vater,
Zu dem ew'gen Ozean,
Der mit ausgespannten Armen
Unser wartet,
Die sich, ach, vergebens öffnen,
Seine Sehnenden zu fassen.

Denn uns frißt in öder Wüste
Gier'ger Sand; die Sonne droben
Saugt an unserm Blut, ein Hügel
Hemmet uns zum Teiche! Bruder,
Nimm die Brüder von der Eb'ne,
Nimm die Brüder von den Bergen
Mit, zu Deinem Vater mit!"

„„Kommt Ihr Alle!"" —
Und nun schwillt er,
Herrlicher ein ganz Geschlechte
Trägt den Fürsten hoch empor!
Und im rollenden Triumphe
Gibt er Ländern Namen, Städte
Werden unter seinem Fuß.

Unaufhaltsam rauscht er weiter,
Läßt der Thürme Flammengipfel,
Marmorhäuser, eine Schöpfung
Seiner Fülle, hinter sich.

Zedernhäuser trägt der Atlas
Auf den Riesenschultern; sausend
Wehen über seinem Haupte
Tausend Flaggen durch die Lüfte,
Zeugen seiner Herrlichkeit.

Und so trägt er seine Brüder,
Seine Schätze, seine Kinder,
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrausend an das Herz.

Fruchtbar war die lyrische Poesie Goethe's in

dem Jahre 1773 gerade nicht. Seit dem großen Erfolge des Götz brütete er über neuen dramatischen Entwürfen; namentlich gedachte er, von dem Zeitalter des Götz in der deutschen Geschichte vor- und rückwärts zu schreiten. Auch ältere Entwürfe (wie Faust und Cäsar) drängten zur Fortsetzung und Vollendung. Endlich wurde er sowohl durch den Brautstand seiner Schwester als auch durch die Aufmerksamkeit von Frankfurter Familien auf das am Horizont ihrer Stadt aufgehende neue poetische Gestirn in so viele gesellschaftliche Zerstreuungen gezogen, und Besuche und Korrespondenzen raubten ihm so viele Zeit, daß nothwendig seine Produktivität darunter leiden mußte. Von weiblichen Wesen schloß er sich außer seiner Schwester immer noch am liebsten dem Fräulein von Klettenberg an, obwohl er die pietistisch-mystische Tendenz längst abgeschüttelt hatte. Sie sagte ihm sogar, daß er ihr so lieber sei, als früher; und er empfand in ihrer Nähe Beruhigung des Sturms und Drangs in seinem Innern, wie die folgenden Verse aussprechen, mit welchen er ihr im Glanz der untergehenden Sonne entworfenes Bild einer Freundin übersandte:

Sieh in diesem Zauberspiegel
Einen Traum, wie lieb und gut
Unter ihres Gottes Flügel
Uns're Freundin leidend ruht.

Schaue, wie sie sich hinüber
Aus des Lebens Woge stritt,
Sieh Dein Bild ihr gegenüber
Und den Gott, der für Euch litt.

Fühle, was ich in dem Weben
Dieser Himmelsluft gefühlt,
Als mit ungeduld'gem Streben
Ich die Zeichnung hingewühlt.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Im Sommer 1773 kam Goethe in den Kreis der Frauen der Jacobi'schen Familie. Johanna Fahlmer, Friedrich Heinrich Jacobi's Tante, war von Düsseldorf nach Frankfurt gezogen; sie war jung und liebenswürdig, sprach Goethe außerdem durch die Zartheit ihres Gemüths und ihre ungemeine Geistesbildung an, beschämte ihn und seine kraftgenialischen Genossen durch Geduld, und versöhnte ihn mit der Schönseligkeit ihrer Neffen, die dem muthwilligen Geniekreise Anlaß zu manchem Spott gegeben hatte. Eine Zielscheibe des Spotts waren namentlich die Briefwechsel, in welchem die schönen Seelen, die zu Hause sich oft mit Niemand vertragen konnten, seit Hamann schön mit einander thaten

und einander vergötterten, was besonders Gleim und die Gebrüder Jacobi bis zum Ekel trieben. Fritz Jacobi bemerkt daher in einem Briefe an Wieland vom 22. April 1775, daß ihm Goethe Anfangs wie ein feuriger Wolf vorgekommen sei, der Nachts an honetten Leuten hinaufspringe, und sie in den Koth werfe. Seine Gattin Betty und seine Schwester Charlotte waren oft in Frankfurt zu Besuch; und mit der Ersteren stand Goethe in langjährigem Briefwechsel. Ferner gehörten zu dem Kreise die mit Schlosser verwandten Schwestern Gerold, deren Eine von früher Jugend an leidenschaftlich an dem jungen Dichter hing und als Mignon in den Wilhelm Meister übergegangen sein soll. Kornelia fühlte sich bei den heiteren Düsseldorfer Frauen ebenfalls wohl; allein sie verheirathete sich im November 1773, und folgte ihrem Manne nach Emmendingen.

Da Merck schon seit dem Mai nach St. Petersburg abgereist war, so entbehrte Goethe in seiner Nähe eines strömenden Führers, den ihm dessen Briefe nicht ersetzen konnten. Herder, der im Mai nach Darmstadt gekommen war, um seine Braut abzuholen, war in Bückeburg zu sehr mit seiner „ältesten Urkunde des Menschengeschlechts" beschäftigt und fand überdies an Goethe's Werken zu wenig Geschmack, als daß er demselben einen innigeren Antheil hätte

widmen sollen. Der Dichter war also fast einzig unter dem Einflusse seiner stürmenden und drängenden nächsten Umgebung; und seine nächsten Produktionen tragen den Stempel des sprudelnden Kreises.

Dazu gehört vor Allen das Fastnachtsspiel „vom Pater Brey, dem falschen Propheten", eine Satyre auf den heuchlerisch-sentimentalen und intriganten Leuchsenring, der sich besonders bei Frauen gern einnistete und unter dem Vorwande, „alles Rauhe mit Gips und Kalk zu verstreichen", Verdruß und Zwist säete. Ein ähnlicher Parasyt tritt später unter dem Namen Mittler in den „Wahlverwandtschaften" auf. Zu der weiteren satyrischen Fastnachtsposse „Satyros oder der vergötterte Waldteufel" hat wahrscheinlich der pädagogische Reformator Basedow gesessen; wenigstens persifflirt sie die Anhänger des Rousseau'schen Naturzustandes, welche, stolz auf ungekämmtes Haar und nackte Schultern, Brust und Lenden, dem Volke ein „heidnisches" Naturevangelium verkündigen, und von ihm Wohlthaten mit Unverschämtheit fordern und mit Frechheit bezahlen. Das „neueröffnete moralisch-politische Puppenspiel": „Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern" soll nach Goethe's eigener Aussage eine Verspottung der Frankfurter geselligen Kreise sein. Die Origininalgenies hatten die Leidenschaft, ihre Umgebung zu persiffliren:

„Ein einzelner, einfacher Vorfall", sagt Goethe, „ein glücklich-naives, ein albernes Wort, ja ein Mißverstand, eine Paradorie, eine geistreiche Bemerkung, persönliche Eigenheiten oder Angewohnheiten, ja eine bedeutende Miene und was nur immer in einem bunten, rauschenden Leben vorkommen mag, Alles ward in Form des Dialogs, der Katechisation, einer bewegten Handlung, eines Schauspiels dargestellt, manchmal in Prosa, öfter in Versen". So ist denn das Jahrmarktsfest eine Sammlung von Epigrammen, die neben ihren speziellen Beziehungen auch das ganze spießbürgerliche Leben einer ehrenfesten Reichsstadt geißeln. Auch gegen den gefühl- und phantasielosen Rationalisten Bahrdt wandte sich Goethe's Satyre in dem „Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes, verdeutscht durch Dr. C. Fr. Bahrt. Gießen 1774"; nicht minder gegen Wieland in der Farce „Götter, Helden und Wieland", die gegen seinen Willen von Lenz veröffentlicht und sodann von Wieland selbst als ein „Meisterstück von Persifflage und sophistischem Witz" empfohlen wurde. Die Posse „Hanswursts Hochzeit" enthält Epigramme über Tendenzen und Persönlichkeiten der Zeit im exzentrischsten Tone der Genieperiode. Alle diese Stücke sind in der älteren, sogenannten Hans Sachsischen Form gedichtet. Goethe schaute in späterem Alter mit Verdruß auf

diese Auswüchse seiner üppigen Jugend; ja „Götter, Menschen und Wieland", in welchem er durch den hohlen Gegensatz von Tugend und Laster die Moralität persifflirt, nennt er in einem Briefe ein „Schand- und Frevelstück."

Nachdem er kurz vor Weihnacht 1773 den rückkehrenden Merck wieder gesehen, ward ihm im Januar 1774 auch für die Schwester ein Ersatz. Am Sylvestertag schrieb er an Frau Jacobi: „Max (Marimiliane) Laroche heirathet hierher; ihr Künftiger scheint ein Mann zu sein, mit dem sich leben läßt, und also heisa!" Der Künftige war der reiche und verwittwete Kaufmann Brentano, in dessen Hause es der an geistreichen Umgang gewöhnten jungen Frau bald unbehaglich werden mußte. Goethe, vom Manne als unentbehrlicher Hausfreund behandelt, ward ihr Tröster. Schon im Februar schrieb er ebenfalls an Frau Jacobi: „Diese dritthalb Wochen her ist geschwärmt worden, und nun sind wir so zufrieden und glücklich, als man sein kann. Wir sag' ich, denn seit dem 15. Januar ist keine Branche meiner Existenz einsam. Und das Schicksal, mit dem ich mich so oft herumgebissen habe, wird jetzt höflich betitelt: Das schöne, weise Schicksal; denn gewiß, das ist die erste Gabe, seit es mir meine Schwester nahm, die das Ansehen eines Aequivalents hat. Die Max ist noch

immer der Engel, der mit den simpelsten und werthesten Eigenschaften alle Herzen an sich zieht, und das Gefühl, das ich für sie habe, worin ihr Mann eine Ursache zur Eifersucht finden wird, macht nun das Glück meines Lebens." Und am 14. Februar schrieb Merck an seine Frau: „Er (Goethe) tröstet die kleine Madame Brentano über den Geruch des Oels, des Käses und der Manieren ihres Mannes." Das Verhältniß scheint weit leidenschaftlicher geworden zu sein, als Goethe selbst zugesteht, und alle Empfindungen, die ihn in Wetzlar in seinem Verhältniß zu Lotte Buff durchzuckten, scheinen in Frankfurt mit erneuerter Gewalt zurückgekehrt zu sein. Er bedurfte wieder einer befreienden That seiner Poesie, und vollzog dieselbe, indem er noch im Februar 1774 den Roman „Werther's Leiden" begann und in Einem Gusse in nicht mehr als vier Wochen zu Ende brachte; darauf „fühlte er sich wie nach einer Generalbeichte wieder froh und frei und zu einem neuen Leben berechtigt."

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Der genannte Roman ist ebenso sehr das Produkt einer allgemeinen literarischen Zeitrichtung als der speziellen Verhältnisse des Dichters. Jene Richtung ist die Empfindsamkeit, die als charakteristische Begleiterin der Sturm- und Drangperiode zu merkwürdig ist, als daß wir nicht einige Augenblicke bei ihr verweilen sollten. Die Tendenz der Empfindsamkeit ist Selbstgenuß, Selbstbespiegelung und Naturschwärmerei. Jacobi hat sie eingeleitet, und wer von nun an nicht Freude an einer „schönen Seele“ oder an der Natur hatte, der galt für einen Ketzer. Lessing ward es von dem Kreise der Empfindsamen sehr übel genommen, als er einen ihn mit Frühlingsschwärmerei und der Sehnsucht, daß es bald grün werden möchte, Belästigenden antwortete: „Es ist schon so oft grün ge-

worden; ich wollte, daß es ein Mal zur Abwechselung roth würde!“ Knebel schrieb an einen Freund: „Eine Schwachheit von mir muß ich Dir schon gestehen, das ist meine Zärtlichkeit. Ich kann auch gegen ein Grashälmchen zärtlich sein, aber bei Seelen gegen keine anderen, als die mir gleichgestimmt und ebenso zärtlich sind. Reiz, Schönheit und Jugend und alle anderen bunten Zierrathen des Zufalls machen bei mir gar Nichts. Aber die feineren guten Seelen — o wie lieb' ich die!“ Die Empfindsamkeit hinderte die schönen Seelen gar nicht, gegen die nicht schönen Seelen das Rauhe herauszukehren. Ein 1785 erschienener satyrischer Roman („der Empfindsame“) apostrophirt die schönen Seelen dieser Art folgendermaaßen: „Für Euch habe ich geschrieben, ihr schönen ätherischen Seelen, die Ihr bei dem — „„wonnigen Wehen und Anhauchen der gottheithaltigen Natur in huldigem Liebesinn und himmelsüßem Frohsinn dahinschmelzt, die Ihr Euch sehnt, ach, Euer ganzes Wesen hinzugeben, um Euch mit all der seelenlabenden Wonne eines einzigen herrlichen Gefühls ausfüllen zu lassen, die Ihr umsäuselt vom Sang der Liebe, von Mondschein und Thränen Euch nährt, eingewebt im Wohlwollen des Allgütigen, und unter dem Wehen und Weben der innigsten Liebe für Eure Brüder““ — auf alle Verhältnisse des Alltagslebens schimpft, den hartherzigen Buben flucht, die

Euch nicht verstehen, die Ihr das „„Wehe über die Eltern schreit, und sie vor dem ernsten Gericht Gottes verurtheilt, die dem Herzen ihrer empfindsamen Kinder so viel Seufzer erpressen.““ Die deutsche empfindsame Literatur datirt von Sterne. Der satyrische Roman sagt: „Kaum war der liebenswürdige Sterne auf sein Steckenpferd gestiegen und hatte es uns vorgeritten, so versammelten sich wie gewöhnlich in Deutschland alle Jungen um ihn herum, oder schnitzten sich ein Steckenpferd in der Geschwindigkeit nach, oder brachen Stecken vom nächsten Zaun, oder rissen aus einem Reisigbündel den ersten, den besten Prügel, setzten sich darauf und ritten mit einer solchen Wuth hinter ihm drein, daß sie einen Luftwirbel veranlaßten, der Alles, was ihm zu nahe kam, wie ein reißender Strom mit sich fortriß. Wär' es unter den Jungen geblieben, so hätte es noch sein mögen; aber unglücklicher Weise fanden auch Männer Geschmack an dem artigen Spielchen, sprangen von ihrem Wege ab und ritten mit Stock, Degen und Amtsperücken unter den Knaben einher. Freilich erreichte Keiner seinen Meister, den sie sehr bald aus dem Gesicht verloren, und nun die possierlichsten Sprünge von der Welt machten; und doch bildete sich jeder der Affen ein, er reite so schön wie der gute Yorick.“ Dann heißt es weiter: „Bald darauf stieg ein Genie unter ihnen auf, Goethe, dessen Losung zwar auch Empfindsamkeit, aber von einer ganz anderen Art war, und der es sich zur Schande rechnete, hinter den andern Knaben herzureiten. Vom Drange des Genies dahingerissen, war ihm der menschliche Gang zu langsam, die Wege zu schmal, zu krumm, zu uneben, die Welt zu enge. Er sprang querfeldein über Aecker und Wiesen, sprang über die Gräben und trat die Zäune nieder, die ihm über den Weg kamen, und da war ihm wohl. Kam er auf einen gewöhnlichen Menschenweg, so packte es ihn mit gräßlicher Kälte, die Angst krampfte ihn, engte sein Herz all' so ein, seine Gebeine rasselten, seine Seele schwirrte, es hetzte ihn so grimmig, daß seine Seele sich in allen Nerven umkehrte, daß er sich hätte dem Teufel ergeben mögen über all' die Hunde, die Gott noch auf Erden duldet, und die keinen Sinn haben an dem Wenigen, was noch gut ist in der Welt.“

In „Werthers Leiden“ nun finden sich Wahrheit und Dichtung, fremde und eigene Erlebnisse, allgemeine Zeitstimmungen und individuelle Gefühle zu einem Ganzen verbunden. Aus dem Vorhergehenden ist bekannt, welche früheren Verhältnisse Goethe's in dem Roman niedergelegt sind; beizufügen ist noch, daß der Selbstmord des jungen Jerusalem den Plan, mit dem der Dichter längst sich trug, zum Abschluß brachte. „Ich habe seiner Geschichte“, sagt er, „meine

Empfindungen geliehen; und so ward's ein wunderbares Ganzes". An der herrschenden Zeitkrankheit der Empfindsamkeit litt er seiner Aussage nach bis zu Selbstmortsgedanken; er schildert diese Krankheit mit folgenden Worten: „Werther bei seinem Erscheinen in Deutschland hatte keineswegs, wie man ihm vorwarf, eine Krankheit, ein Fieber erregt, sondern nur das Uebel aufgedeckt, das in jungen Gemüthern verborgen lag. Während eines langen und glücklichen Friedens hatte sich eine literarisch-ästhetische Ausbildung auf deutschem Grund und Boden innerhalb der Nationalsprache auf das Schönste entwickelt; doch gesellte sich bald, weil der Bezug nur auf's Innere ging, eine gewisse Sentimentalität hinzu, bei deren Ursprung und Fortgang man den Einfluß von Yorick Sterne nicht verkennen darf .... Es entstand eine Art zärtlicher Aszetik, welche, da uns die humoristische Ironie des Briten nicht gegeben war, in eine leidige Selbstquälerei gewöhnlich ausarten mußte." Diese Selbstquälerei ist die Kehrseite des empfindsamen Selbstgenusses, eine Krankheit, von der Goethe durch das Schreiben des Werther sich, aber, wie wir sehen, nicht die Welt heilte, bei der sie vielmehr eben durch den Werther erst recht zum Ausbruch kam.

Dem Roman liegt weder eine kunstreich durchgeführte Handlung zu Grund, noch entwickelt derselbe

eine Fülle von Charakteren; er ist ein psychologisches Gemälde, und als solches ein Meisterwerk ersten Rangs, welches das Urtheil Vilmars in allen Stücken verdient. „Ein Jahr später als den Götz", sagt dieser, „in seinem fünf und zwanzigsten Lebensjahre schrieb Goethe die Leiden des jungen Werther, ein Werk, welches noch weit größeren Effekt gemacht hat als der Götz. Gegen den Stoff des Stücks ist ein sehr erheblicher poetischer Einwurf geltend zu machen: es schildert das Buch bekanntlich die Sentimentalität der Zeit, eine Krankheit der Zeit, nicht einen Kampf derselben, und zwar bloß die Krankheit, nicht die Heilung. In diesem Punkte steht der Werther von Götz sowohl wie von den lyrischen Gedichten der Jugendzeit Goethe's weit ab. Auf der andern Seite aber ist er das merkwürdigste Dokument für die Dichtergröße seines Urhebers und für die Art und Weise seiner poetischen Produktionen. Goethe erzählt uns bekanntlich selbst, daß er an dieser Krankheit der Empfindsamkeit gelitten habe, an dieser Krankheit, welche in einer völligen Herabstimmung aller sittlichen, oft auch aller physischen Kraft des Menschen bestand, in einer schmerzlichen Passivität, die sich von Gefühlen, Stimmungen, Launen, Anwandlungen aller Art hin und her wiegen ließ, und in diesen Gefühlen und Stimmungen das eigentliche Leben und den Werth des Lebens suchte, in

einer Weichheit, die stets von Thränen überquoll und sich durch die geringste Berührung mit der wirklichen Welt bis in das Innerste verletzt, bis auf den Tod verwundet fühlte, in einer Empfindlichkeit, die vor den Menschen und den menschlichen Verhältnissen zurückfloh als grausamen Zerstörern der innern Welt, der süßen Gefühle, Ideale und Träume, und sich dafür mit krampfhafter Innigkeit, mit brennender, verzehrender Leidenschaftlichkeit an die unbelebte Natur und an die Thierwelt anschloß, als an die einzigen, wahren Freunde, die das geheime Weh verständen, achteten und darum ungestört ließen, in einer Todesfurcht und Verzweiflung am Leben, welche alsbald eintrat, wenn der Konflikt des reizbaren Gefühls und der träumerischen Ideale mit der Wirklichkeit des prosaischen Lebens sich offenbarte. Diese Krankheit herrschte von der Mitte der Sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in Deutschland sehr allgemein bis gegen die Zeit der französischen Revolution, in manchen Schichten der Gesellschaft sogar bis ziemlich tief in's gegenwärtige Jahrhundert herein. An ihr litt mit seiner Zeit auch Goethe; aber seine kräftige, gesunde Natur wurde derselben bald Herr, und die Frucht dieser Ueberwindung ist Werther: mit der Vollendung des Buchs, erzählt er selbst, war er die empfindsame Stimmung los. Daher nun die vollendete Wahrheit in der Schilderung der Gemüths-

zustände Werthers, daher diese lebendige Darstellung des Fürsichlebenden, des Insichversunkenen, daher diese köstliche Zeichnung des innigen aber schmerzhaften Naturgefühls des psychisch Kranken, der bis zum Zerfließen gesteigerten Weichheit, der dunkeln Schwermuth, der geistigen Ohnmacht, der Selbstquälerei mit gemachten Empfindungen, des Schwankens zwischen Entsagung und schwächlicher Hingebung an das kranke Gefühl, der endlichen Verzweiflung und des Todes durch die eigene Hand. Es ist unverkennbar, daß der Dichter alle diese Zustände bis nahe an die äußerste Gränze derselben selbst durchlebt, selbst in sich erfahren, aber es ist ebenso unverkennbar, daß er sie bereits überwunden und sich in die poetische Ferne gerückt hatte, von wo aus er ihrer mächtig werden, sie beherrschen konnte*). Es wird uns im Werther nicht der rohe Stoff der Sentimentalität, nicht die wilde Masse der auf uns eindringenden zerrissenen Gefühle, unbefriedigenden Zustände, verzweifelnden Stimmungen, sondern nur der geistige Duft aus allen diesen Verhältnissen und psychischen Krankheitsstadien dargebracht; es ist eben die Poesie dieser Zustände, die uns Goethe schildert, nicht die Zustände selbst, es ist das Phänomen, die „reine Form“, der

---

*) „Was ich als Objekt betrachte“, sagt Schiller, „das beherrsche ich.“

selige Schatten dieser Helden der Empfindsamkeit, was er uns vorführt; aus der beschränkten Sphäre des Selbsterlebten, des individuellen Eigenthums, löste er rein und klar das allgemein Wahre, das von Allen Erlebte, das Allen Eigenthümliche ab, und gab eben dadurch, wie sich selbst die Heilung, seiner Zeit ein sicheres Mittel gleicher Genesung in die Hand, zu fliehn, um mit Schiller zu reden:

Aus der Sinne Schranken
In die heitre Freiheit der Gedanken,
Wo die Furchterscheinung ist entfloh'n.

Aber die Welt nahm die Schilderung einer herrschenden Krankheit, eine Schilderung, welche, wie wenig poetische Erzeugnisse in der ganzen Dichterwelt, die Genesis der echten, vollendeten Dichtung aufweist, nicht von dieser alleinzulässigen poetischen Seite; sie nahm an Werther ein direktstoffliches, leidenschaftlich subjektives Interesse statt des formellen und objektiven. Man faßte Goethe's Dichtung als eine Apologie der Sentimentalität, ja als eine Apologie des Selbstmords, und gerade durch Werther wurde die Krankheit, von der sich Goethe durch ihn befreit hat, zur herrschenden, unglaublich verbreiteten und in vielen Beziehungen wahrhaft gefährlichen giftigen Krankheit, das „Wertherfieber" ergriff alle Welt.

Die drei Hauptcharaktere des Romans sind Werther, Albert und Lotte. Der Erstere ist nicht als ein stehender und fertiger, sondern als ein werdender und wachsender dargestellt, von Goethe selbst charakterisirt als „ein junger Mensch, der, mit einer tiefen, reinen Empfindung und wahrer Penetration begabt, sich in schwärmende Träume verliert, sich durch Spekulation untergräbt, bis er zuletzt durch dazu tretende unglückliche Leidenschaften, besonders eine endlose Liebe, sich eine Kugel vor den Kopf schießt." — „Er bekriegt", wie Gervinus sagt, „alle Welt und verzärtelt nur sein eigenes Herz, lebt ihm ganz zu Gefallen und verübelt sich's nicht, weil ein Gefühl des Menschlichen in diesem Herzen schlägt; er wendet sich von den Erwachsenen weg zu den Kindern, die ihm nicht wehe thun, von den Menschen zur Natur, die ihm nicht widerspricht, von der Wirklichkeit weg zur Dichtung und innerhalb der Dichtung von der bewegten Welt des Homer zu den formlosen, schwermüthigen Schatten Ossian's; über Klopstock und Kleist begegnet seine Seele einem gleichgestimmten Wesen, das ihm die Verhältnisse entziehen; an Entbehren ist er nicht gewöhnt, an einen Vertrag, das Band des Lebens nicht einseitig aufzulösen, kann der Feind des Lebens nicht glauben. Er wird ein Raub der Empfindung, die mit einer Gluth und Wahrheit geschildert ist, daß wir nie ohne Seelenbewegung der Entfaltung

dieses Charakters folgen werden, der die Marionetten in Grandison und in der Heloise in gewaltigen Schatten warf." Albert ist der gesetzte und gemäßigte, den Ansprüchen des Lebens fügsame Gegensatz zu Werther, die prosaische Gesundheit gegenüber der poetischen Krankhaftigkeit, versetzt mit einem gewissen Grade von Spießbürgerei und Pedanterie. In der Charakterschilderung Lotten's hat der Dichter seine ganze Kunst entfaltet; sie vereinigt Tiefe und Reizbarkeit des Gefühls mit Selbstbeherrschung, reiche Fülle des Geistes und Herzens mit dem schönen Maaße einer harmonischen Natur. Die Form des Werks ist der Briefwechsel, der Styl frisch, die Sprache lebendig, oft sich zur höchsten Sphäre der Poesie erhebend.

Im Oktober 1774 erschien das Werk im Druck. Die Wirkung, die es hervorbrachte, ist kaum zu schildern. In einer Rezension heißt es: „Das Herz ist Einem so voll davon, und der ganze Kopf Ein Gefühl von Thräne. O Menschenleben! Welche Gluth und Qual und Wonne vermagst Du in Dich zu fassen!" Jacobi schreibt in einem Briefe, daß Heinse, dem er den Werther vorgelesen, „ward übermannt, gerieth außer sich, sein Angesicht glühte, seine Augen thauten, seine Brust hob sich empor, Bewunderung und Entzücken erfüllte seine Seele: Ueber Alles, was Goethe bisher gemacht hat, sagt er, ist dies göttliche Werk

ganz voll Kraft, ganz voll Leben, aber damit auch alle seine Kraft, all' sein Leben; da steht er nun in seiner höchsten Größe, an der äußersten Gränze seiner Jünglingschaft. Zuweilen hielt ich inne, sprach einige Worte, las dann weiter und wund meinen Mann immer höher, bis er endlich dahin kam, daß er in der lautersten Wahrheit seines Herzens zeugte, Du seist der größte Mann, den die Welt hervorgebracht; kein altes, kein neues Volk habe ein solches Wunder aufzuweisen als Werther's Leiden." Kein Roman hat je so viele Thränendrüsen in Bewegung gesetzt. Werther wurde in fast alle Sprachen Europa's übertragen, und, wie Vilmar behauptet, so pilgern heute noch reliquiensüchtige Engländer nach einem Erdhaufen, den ein spekulativer Wirth bei Wetzlar in seinem Garten als Werther's Grab bezeichnen ließ. Daß die Nachahmung des Werther in der Literatur nicht ausblieb, läßt sich denken; „aber", wie der schon angeführte satyrische Roman weiterfährt, „es gebrach ihnen, (den Goethe nachziehenden Genies) an Kraft, sich länger auf ihren Pferden und Drachen zu erhalten; und vielleicht hätte das ganze Unwesen ein Ende gehabt, wenn nicht ein Mann, der es nicht so übel gemeint haben mochte*), einen

*) Johann Martin Miller, Verfasser des Siegwart, welcher Roman im Jahre 1776 erschien.

neuen Ton, der ihren schwachen Köpfen und Nerven faßlicher war, angegeben und damit das Unheil mehr als jemals vergrößert hätte. Er hatte kaum angestimmt, so fiel die ganze Schaar mit ein, und alle Winkel erschallten von weinerlicher Empfindsamkeit, von Seufzern, Küssen, Thränen und Wonnen. Das war eine Freude für die Knaben, die nun mit so wenigen Kosten, ohne Kopf und Anstrengung so wonniglich spielen konnten! Alles küßte, wimmerte, siegwartisirte." Der Siegwart beschrieb eine „tugendhafte" Liebe, die nicht mit einem Selbstmord, sondern mit einem jämmerlichen Verenden auf dem Grabe der Geliebten schließt. Die öffentlichen Angriffe, welche Werther so wenig als Götz auf sich zu ziehen verfehlen konnte, galten hauptsächlich der „moralischen" Klippe, die Siegwart vermied; man klagte Goethe der Apologie des Selbstmords an, und in der That soll der Werther auch einige Selbstmorde veranlaßt oder wenigstens befördert haben. Der Berliner Buchhändler Nicolai, ein Hauptvertreter des moralischen Rationalismus, in dem sich die Aufklärung ausgehöhlt hatte, schrieb als Gegengift „Freuden des jungen Werthers", in welchen der Verliebte Lotte heirathet, und der zelotische Pfaffe Göze von Hamburg rief gar die Polizei zu Hilfe, freilich vergebens, denn diese hielt sich damals nicht für die Beschützerin pietistischer Moral.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Nachdem Goethe die sentimentale Selbstquälerei glücklich abgeschüttelt hatte, verfloß ihm der Sommer des Jahres 1774 ruhiger, um so mehr, als er sich auch von den Genies, von der „literarischen Einquartierung", die zum Mißfallen des Vaters und der Mutter bei ihm zechte, schmauste und borgte, langsam zurückgezogen zu haben scheint. Dagegen verkehrte er immer noch mit dem Kreise von jungen Männern und Frauenzimmern, der sich einst um seine Schwester gebildet hatte, und nach deren Verheirathung fortbestand. Die heitere Gesellschaft spielte eine scherzhafte Heirathslotterie, indem sie alle acht Tage einen Herrn und ein Frauenzimmer zusammen looste, die sich als Mann und Frau benahmen. Der Zufall wollte, daß unserm

Dichter drei Mal hinter einander dasselbe Frauenzimmer zufiel, worauf feierlich erklärt wurde, hier habe der Himmel gesprochen, und das Paar müsse nun bei einander bleiben. Das Mädchen war ein hübsches, „sehr gutes Wesen, gerade von der Art, die man sich gern als Frau denken mag.“ Die Beiden fügten sich nicht bloß für den Gesellschaftsabend in die offenbaren Ehestandspflichten, sondern redeten sich auch in der Zwischenzeit, wenn sie sich begegneten, mit dem vertraulichen „Du“ an, und Goethe gesteht, sie sei ihm allmälig so werth geworden, daß er sich wohl gelegentlich, wenn ein Priester zugegen gewesen wäre, mit ihr hätte zusammen geben lassen. Ohnedies wünschte die Mutter den Sohn bald verheirathet zu sehen. Allein das Verhältniß führte zu Nichts, als zu dem Trauerspiel „Clavigo“, das, im Mai in acht Tagen niedergeschrieben, im August im Druck erschien zur großen Unzufriedenheit Mercks, der ihm schrieb: „Solch einen Quarck mußt Du mir künftig nicht mehr schreiben; das können die Andern auch.“ Das Stück beruht auf der wahren Geschichte eines Spaniers, der sich mit der Schwester eines Franzosen verlobte, diese aber verlassen hatte, worauf der Bruder in Madrid erschien, und ihn zur Erneuerung seines Versprechens bewog, das er jedoch wiederum brach. Auf die Schritte des Bruders hin wurde er seines Amtes als Kustos

der Kronarchive entsetzt. Goethe's „Frau“ bat ihn, die Geschichte dramatisch zu bearbeiten. Aus dem Memoire des Bruders (Beaumarchais) entlehnte er fast gänzlich und oft wörtlich den Stoff, und veränderte nur die Katastrophe, indem er den Clavigo an der Leiche der Geliebten durch Beaumarchai's Hand sterben läßt. „Ich hab' ein Trauerspiel gearbeitet,“ schreibt er einem Freunde, „Clavigo, moderne Anekdote dramatisirt, mit möglichster Simplizität und Herzenswahrheit; mein Held ein unbestimmter, halb groß, halb kleiner Mensch, der Pendant zum Weislingen im Götz, vielmehr Weislingen selbst in der ganzen Rundheit einer Hauptperson; auch finden sich hier Szenen, die ich im Götz, um das Hauptinteresse nicht zu schwächen, nur andeuten konnte.“ Auch anderwärts deutet er an, daß der Clavigo eine Art poetischer Beichte sei; die schlechte Figur, die Clavigo der Geliebten gegenüber spiele, sei wohl ein Resultat seiner reuigen Betrachtungen über das Verhältniß zur Sesenheimer Friederike gewesen. Im Clavigo und im Carlos bringt er in der That die Doppelseitigkeit seines Charakters zur Anschauung, die Schwäche und das Schwanken, sowie die Besonnenheit, die sich mit raschem Entschluß aus der peinlichen Lage reißt, unbekümmert um das Gerede der Moralisten. Die mütterlichen Heirathspläne finden ihre Abfertigung in den Worten des Carlos:

„Heirathen! heirathen just zur Zeit, da das Leben erst recht in Schwung kommen soll! Sich häuslich niederlassen, sich einschränken, da man noch die Hälfte seiner Wanderung nicht zurückgelegt hat!“ Das Stück fand Beifall, aber noch mehr Tadel. Wieland war nicht abgeneigt, Merck beizustimmen, und später hob Schlegel hervor, wie schlecht der tragische Schluß zu dem bürgerlichen Anfang passe. Vilmar nennt den Clavigo einen „Abfall vom Götz.“

Lavater, der zu jener Zeit die Höhe seines Ruhmes erglommen, und mit welchem Goethe seit Erscheinen seiner theologischen Traktate in Briefwechsel stand, kam zu Ende des Juni auf einer physiognomischen Rheinreise nach Frankfurt, wo er seinen jungen Freund besuchte. Ihr Verhältniß gestaltete sich zu einer sentimentalen Innigkeit, obgleich der Züricher Pfarrer, der seine Gefühlsreligion auf dem positiven Christenthum sich auferbaut hatte, dem Dichter, der sich von diesem Boden weiter und weiter entfernt hatte, mit Bekehrungsversuchen lästig fiel. Zu den Gegenständen ihrer Unterhaltung gehörte natürlich auch Lavater's Theorie der Physiognomik. Bei'm Abschied geleitete Goethe ihn bis Ems. Wenige Tage nachher erschien Basedow, dessen pädagogische Reformpläne nicht weniger Aufsehen in Deutschland erregten als Lavaters Physiognomik, in Frankfurt, und belästigte Goethe durch seinen Zynismus in Haltung und Sitte, namentlich durch schlechten Tabak und stinkenden Zündschwamm. Doch liebte es Goethe, sich in theologischen Paradoxien mit ihm zu messen, und geleitete ihn am 12. Juli ebenfalls nach Ems. Basedow's Reformpläne hatten auch in Frankfurt Beifall gefunden, wie sie sich auch der Unterstützung des in theologischer Hinsicht ihm gerade gegenüberstehenden Lavater erfreuten; die verschiedenartigsten Strebungen der Originalgenies gingen noch friedlich neben einander her.

Doch duldete es Goethe nicht mehr in Frankfurt. Er übergab dem Vater und Freunden seine juristischen Geschäfte, und eilte schon am 15. Juli den beiden Originalgenies nach, die noch in Ems Weihrauchdüfte eines zahlreichen Kranzes von Verehrern einsogen. Die drei Tage des Aufenthalts vergingen in der heitersten Laune (zu den trübseligen, augenverdrehenden Frommen gehörte der Pfarrer Lavater nicht), die aus folgender Stelle eines Briefes Lavater's nach Hause leuchtet: „Ich schreib' Euch den letzten guten Tag von Ems aus. Ihr Lieben! So ist's! Ja Traum ist's! Bald verträumter Traum, daß ich Euch ferne war, und Traum der Wonne wird sein das Wiedersehn. Ja wahrlich, ich darf oft vor Freude und Heimwehsucht nicht daran denken, daß ich noch

so wirklich und eigentlich ein so liebes Weibchen und zwei so liebe Kinder und so viele, viele Liebende zu Hause habe. „„Unterdeß (diktirt' mir Goethe aus seinem Bett' herüber) unterdeß gehts immer so gerade in die Welt 'nein. Es schläft sich, ißt sich, trinkt sich und liebt sich auch wohl an jedem Orte Gottes wie am andern, folglich, also — itzt schreib' Er weiter." Nicht minder lustig war die Lahnfahrt und die Rheinfahrt bis Köln. Das Andenken an den Mittagstisch zu Koblenz hat Goethe in dem Gedicht „Diner zu Koblenz" aufbewahrt. Lavater legte einem Landpfarrer die Offenbarung Johannes aus,

> Eröffnete die Siegel kurz und gut,
> Wie man Theriaks Büchsen öffnen thut,
> Und maß mit einem heiligen Rohr
> Die Kubusstadt und das Perlenthor
> Dem hocherstaunten Jünger vor,

während Basedow einem Tanzmeister bewies, daß die Taufe ein veralteter Gebrauch sei,

> Und zeigt ihm, was die Taufe klar
> Bei Christ und seinen Jüngern war,
> Und daß sich's gar nicht ziemet jetzt,
> Daß man den Kindern die Köpfe netzt.

Von sich sagt Goethe:

> Und ich behaglich unterdessen
> Hatt' einen Hahnen aufgefressen;

Und über den Weiterzug nach Köln:

> Und wie nach Emmaus weiter gings
> Mit Sturm und Feuerschritten,
> Prophete rechts, Prophete links,
> Das Weltkind in der Miten.

In Köln zog unsern Dichter vor Allem der Dom an; doch drückte ihn bei der Betrachtung desselben, die aus Mangel an Zeit und Anleitung nicht in's Spezielle ging, das Gefühl der Unzulänglichkeit der Menschenkräfte, welche das mitten in der Vollendung als Ruine stehen gebliebene Gebäude in ihm erregte. Nach Düsseldorf, um Fritz Jacobi zu besuchen, eilte er allein, da seine Reisegefährten andere Wege einschlugen. Er traf ihn und seine Familie auf seinem nahen Landsitz Pempelfort, und verweilte einige Zeit daselbst. Dieser Jacobi hatte bekanntlich die Schönseligkeit der Sturm- und Drangperiode begonnen, war aber bis zum Ausbruch der französischen Revolution theoretisch unbedingt für die größte Ausdehnung der persönlichen Freiheit auf allen Gebieten des Lebens; im streng philosophischen Denken war er Goethe, der sich kurz vorher auf das dilettantische Studium Spinoza's geworfen hatte, weit überlegen. Zwischen Beiden bildete sich sogleich das innigste Verhältniß; Goethe war „eine solche reine Geistesverwandtschaft neu, und er-

regte ein leidenschaftliches Verlangen fernerer Mittheilung.“ Während er gewöhnlich Unterhaltungen über religiöse Dinge ablehnte oder mit Paradoxien gewaltsam abriß, ließ er sich mit Jacobi in religiös-philosophische Untersuchungen, wozu eben Spinoza die Anhaltspunkte gab, mit leidenschaftlicher Theilnahme ein; ja so ungenügsam war er in Mittheilen und Aufnehmen, daß er Nachts, wenn sie sich zum Schlafengehen getrennt hatten, nochmals zum Freunde zurückkehrte, und, am Fenster stehend, während der Mondschein über den breiten Rhein zitterte, mit ihm in der Fülle des Hin- und Wiedergebens schwelgte. Er theilte ihm auch seine neuesten Gedichte mit, darunter seine „liebsten Balladen:“ „Der König in Thule,“ ein in Ton und Ausdruck herrliches Gedicht, welches ohne alle Sentimentalität die Treue bis in den Tod feiert, und „der untreue Knabe,“ eine gelinde Persifflage der gespenstigen Balladen, die eben durch Bürger's „Leonore“ in Schwung kamen. Die Erstere theilen wir als Probe mit:

Der König in Thule.

Es war ein König in Thule,
Gar treu bis an sein Grab,
Dem sterbend seine Buhle
Einen gold'nen Becher gab.

Es ging ihm nichts darüber,
Er leert' ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu sterben,
Zählt' er seine Städt' im Reich,
Gönnt Alles seinem Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Er saß bei'm Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Vätersaale
Dort auf dem Schloß am Meer.

Dort stand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensgluth,
Und warf den heil'gen Becher
Hinunter in die Fluth.

Er sah ihn stürzen, trinken
Und sinken tief in's Meer.
Die Augen thäten ihm sinken,
Trank nie einen Tropfen mehr.

Jacobi war sehr entzückt von Goethe. Am 10. August schrieb er an Frau von Laroche: „Goethe ist der Mann, dessen mein Herz bedurfte, der das ganze Liebesfeuer meiner Seele aushalten, ausdauern kann. Mein Charakter wird nun erst seine ächte, eigenthümliche Festigkeit erhalten, denn Goethens Anschauung

hat meinen besten Ideen, meinen besten Empfindungen — den einsamen, verstoßenen — unüberwindliche Gewißheit gegeben. Der Mann ist selbstständig vom Scheitel bis zur Fußsohle." Und am 27. August an Wieland: „Je mehr ich's überdenke, je lebhafter empfinde ich die Unmöglichkeit, dem, der Goethe nicht gesehen, noch gehört hat, etwas Begreifliches über dieses außerordentliche Geschöpf Gottes zu schreiben ..... Man braucht nur eine Stunde bei ihm gewesen zu sein, um es im höchsten Grade lächerlich zu finden, daß er anders denken und handeln soll, als er wirklich denkt und handelt. Hiermit will ich nicht andeuten, daß keine Veränderung zum Schönen und Besseren in ihm möglich sei; aber nicht anders ist sie ihm möglich, als so wie die Blume sich entfaltet, wie die Saat reift, wie der Baum in die Höhe wächst und sich krönt."

In Düsseldorf, wo er auch den Dichter Heinse kennen lernte, betrachtete Goethe die Kunstschätze; namentlich bot die Gemäldegallerie seiner Vorliebe für die niederländische Schule Nahrung. Auf einem Besuche Jung-Stilling's in Elberfeld traf er auch Lavater wieder. In der Beschreibung einer Tischgesellschaft, unter der sich Lavater, Fritz und Georg Jacobi, Heinse, Goethe und der „Stilling" befanden, sagt der Letztere: „Goethe aber konnte nicht sitzen; er tanzte um den Tisch her, machte

Gesichter und zeigte allenthalben nach seiner Art, wie königlich ihn der Zirkel von Menschen gaudire. Die Elberfelder glaubten, der Mensch sei nicht recht klug. Stilling aber und Andere, die sein Wesen besser kannten, meinten oft vor Lachen zu bersten, wenn ihn einer mit starren und gleichsam bemitleidenden Augen ansah, und er dann mit großem hellem Blick ihn darniederschoß." Die Rückreise Goethe's erfolgte im August. Am 13. schrieb er Jacobi von Frankfurt aus: „Ich träume, lieber Fritz, den Augenblick, habe Deinen Brief, und schwebe um Dich. Du hast gefühlt, daß es mir Wonne war, Gegenstand Deiner Liebe zu sein. O das ist herrlich, daß Jeder glaubt, mehr vom Andern zu empfangen, als er giebt! O Liebe! Liebe! die Armuth des Reichthums — und welche Kraft wirkt's in mich, da ich im Andern Alles empfange, was mir fehlt, und ihm noch dazu schenke, was ich habe. Ich habe vorige Nacht auf'm Postwagen durch Basedow's Grille gesessen. Es ist wieder Nacht. — Glaub' mir, wir könnten von nun an stumm gegen einander sein, uns dann nach Zeiten wieder treffen, und uns wär's, als wären wir Hand in Hand gegangen. Einig werden wir sein über das, was wir nicht durchgeredet haben. Gute Nacht. Ich schreibe im Rauschtaumel, nicht im Wogensturm; doch ist's

nicht eins, welcher uns an Steine schmettert? — Wohl denen, welche Thränen haben!"

Mit dem wachsenden Ruhm des Dichters mehrte sich die Zahl der Besucher. Zu Anfang des folgenden Jahres (1775) schrieb er einer Freundin: „Noch Eins, was mich glücklich macht, sind die vielen Menschen, die von allerlei Enden meines Vaterlandes, zwar freilich unter vielen unbedeutenden, unerträglichen, in meine Gegend zu mir kommen, manchmal vorübergehen, manchmal verweilen. Man weiß erst, daß man ist, wenn man sich in Andern wiederfindet." In dem Herbst 1774 fiel der Besuch Klopstock's, der nach Karlsruhe an den Hof des Markgrafen Karl Friedrich reiste. Goethe hatte im Frühjahr seine „deutsche Gelehrtenrepublik" mit Begeisterung gelesen, und eine Korrespondenz mit ihm angeknüpft. Die Unterhaltung mit ihm war vielfach anregend; folgenreicher sollte aber ein anderer Besuch im Dezember für Goethe werden, der Knebel's, des Erziehers des Prinzen Konstantin von Weimar, welcher diesen und seinen Bruder, den Erbprinzen Karl August auf einer Reise nach Frankfurt begleitete. Die Prinzen ließen sich den Dichter vorstellen, und derselbe entfaltete soviel Anmuth, daß sie ihn, da sie sich in der Reichsstadt nicht aufhalten konnten, einluden, in einigen Tagen nochmals in Mainz mit ihnen zusammen zu treffen.

Dies benützte Goethe namentlich dazu, mit Wieland, der durch die oben angeführte Posse geärgert war, obwohl er sich den Anschein nicht gab, ein freundlicheres Verhältniß herzustellen. Als er zurückkam, fand er seine Freundin Klettenberg nicht mehr; sie war am 16. Dezember gestorben. Um die Geschichte des folgenden Jahres nicht durch Fremdartiges zu unterbrechen, bemerken wir gleich hier, daß in den Januar des folgenden Jahres der Besuch von Jacobi, und in den Februar der Jungs fällt.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Nachdem wir so das äußere Leben des Dichters im Jahr 1774 an uns vorüber gehen gelassen, werfen wir den Blick auf dessen Studien und Arbeiten, so weit von denselben noch nicht die Rede war. Aus seiner Lektüre ist neben Klopstock's Gelehrtenrepublik und Herder's ältester Urkunde des Menschengeschlechts die Ethik des Spinoza, in die er sich zwei Mal, im Frühjahr und im Spätjahr, vertiefte, und deren Auffassung für die Basis seines künftigen Strebens entscheidend wurde. Er eignete sich die Lehre zwar nicht als ein System philosophischer Speculation an, und kann daher auch nicht „Rechenschaft geben, was er sich aus dem Werke mag herausgelesen, was er in dasselbe mag hineingelesen haben". Spinoza regte im Grunde

nichts Neues in ihm an, sondern schloß ihm nur das volle Verständniß seines Wesens auf. Er beruhigte die unbefriedigte Stimmung der Sturm- und Drangzeit, wenn auch nur sehr allmälig. „Je ungebundener ich lebte", sagt Goethe, „und je froher ich mich gegen meine Gesellen und mit meinen Gesellen äußerte, wurde ich doch sehr bald gewahr, daß uns die Umgebungen, wir mögen uns stellen, wie wir wollen, immer beschränken, und ich fiel auf den Gedanken, es sei das Beste, uns wenigstens innerlich unabhängig zu machen." So war er vorbereitet, sich aus Spinoza ein System „großartiger" Entsagung zu abstrahiren, dessen Stempel wir bald sein Leben und seine Werke werden tragen sehen; er nennt sich einen leidenschaftlichen Schüler, einen entschiedensten Verehrer dieses Systems. Spinoza verhält sich den Dingen und Erscheinungen des Lebens gegenüber objektiv, er stellt sie weit in die Ferne außer sich, und betrachtet und behandelt sie als mathematische Objekte. Indem er sie so auf ihren wahren Werth zurückführt, überzeugt er sich von dem Gesetzlichen und Nothwendigen. In der gleichen Ueberzeugung erkennt Goethe die Schranken der Wirklichkeit als Nothwendigkeiten an, giebt das Widerstreben des Gemüths gegen sie auf, beschwichtigt den inneren Freiheitsdrang durch Akkomodation und Entsagung, die er überall dem bewegten Herzen predigt.

Leben und Lebenlassen wird der Inbegriff seiner Weisheit; er hält die Idee der Freiheit in der Entwickelung der Völker und der allgemeinen geistigen Mächte sorgfältig von sich ab, zieht sich ganz auf sich selbst zurück, und isolirt sich in dem engen Kreise des Individuums, um in diesem die Idee der Selbstbefreiung zu verwirklichen, was ihm in hohem Maaße gelingt, und wodurch allein er groß ist. An die weltgeschichtliche Verwirklichung seines Ideals denkt und glaubt er nicht, er entsagt ihr, und daher kommt es, daß wir in allen Fällen, wo es sich um den Kampf der Freiheit außerhalb der vier Mauern des Individuums handelt, dem größten Dichter der Deutschen nicht bloß auf dem Wege der gewöhnlichen spießbürgerlichen Indifferenz, sondern oft genug auf dem der politischen Niederträchtigkeit begegnen, die ihre Lieder dem Baume singt, der heute steht, und der Art, die ihn morgen fällt. Wir werden Gelegenheit haben, auf die Resignation Goethe's, die ohnedies in der Zeit, in welche uns eben seine Lebensgeschichte führt, erst anfing, sich zu entwickeln, später zurückzukommen. Hier nur die Bemerkung noch, daß sie ihn auch in der Poesie zu der reinen Kunstform führte, welche die Fülle des ruhigen Seins zur Einheit erhebt. Für jetzt kam dies übrigens erst in einigen wenigen poetischen Produktionen zu Tage; in den übrigen wie im Leben gährte die Leidenschaft der

Sturm- und Drangperiode, welche seine größten Werke geboren oder doch empfangen hat, noch über Jahr und Tag fort.

Auch die „patriotischen Phantasieen" von Justus Möser beschäftigten Goethe gegen das Ende des Jahres angelegentlich; am 28. Dezember schrieb er an des Verfassers Tochter: „Nehmen Sie meinen einzelnen Dank für die patriotischen Phantasieen Ihres Vaters, die durch Sie erst mir und hiesigen Gegenden erschienen sind. Ich trage sie mit mir herum; wann, wo ich sie aufschlage, wird mir's ganz wohl, und hunderterlei Wünsche, Hoffnungen, Entwürfe entfalten sich in meiner Seele".

Was Goethe's eigene Produktionen betrifft, so beschäftigte derselbe sich zunächst mit mehreren dramatischen Entwürfen. Am 1. Juni bemerkt er in einem Briefe gelegentlich der Erwähnung seines Clavigo: „Noch einige Plane zu großen Dramas hab' ich erfunden, d. h. das interessante Detail dazu in der Natur gefunden und in meinem Herzen. Mein Cäsar scheint sich auch zu bilden." Es war dies ein Stück, mit dem er sich bereits zu Straßburg getragen, und in welchem er den Sieg des zum Herrschen gebornen Genies über alle Hindernisse darstellen wollte, das aber durch gleichzeitige Beschäftigung mit Faust (auf den wir erst später zurückkommen werden), Mahomet,

dem ewigen Juden und Prometheus verdrängt wurde, die ihrerseits (Faust ausgenommen) ebenfalls nur Entwürfe blieben.

Die Anregung zu Mahomet gab ihm die Lektüre des Lebens dieses Religionsstifters und der Umgang mit den beiden modernen Propheten Basedow und Lavater. Er fand, daß der vorzügliche Mensch allerdings das in ihm wohnende Göttliche auch außer sich verbreiten möchte, aber bei'm Zusammenstoß mit der rohen Welt viel von seinen Vorzügen opfere, ja derselben sich am Ende gänzlich begebe, und zur Verfolgung unlauterer Zwecke fortgerissen werde, ohne mit der Absicht des Betrugs sein Werk begonnen zu haben. Außer dem Plan des Stücks, nach welchem Mahomet im vierten Akt, nachdem er unter den arabischen Stämmen seine Religion siegreich sieht, Eroberer wird und sich durch Grausamkeiten befleckt, wofür eine Frau ihn vergiftet, und der fünfte Akt mit der Reinigung seiner Lehre, der Befestigung seines Reiches und seinem Tode endigt, sind nur ein Dialog und ein Monolog, sowie zwei Hymnen vorhanden, von welchen wir die eine, „Mahomets Gesang", die unter dem Bilde eines großen Stroms den welterobernden Sieg der Religionsstiftung verherrlicht, die aber schon 1773 gedichtet war, bereits mitgetheilt haben, und von welchen die andere, mit der das Stück beginnen sollte, und die wir nun

folgen lassen, die eigene Bekehrung Mahomet's darstellt.

(Feld. Gestirnter Himmel.)

Mahomet allein.

Theilen kann ich Euch nicht dieser Seele Gefühl,
Fühlen kann ich Euch nicht Allen ganzes Gefühl.
Wer, wer wendet dem Fleh'n sein Ohr?
Dem bittenden Auge den Blick?

Sieh, er blinket herauf, Gad, der freundliche Stern.
Sei mein Herr Du, mein Gott! Gnädig winkt er mir zu!
Bleib'! Bleib'! Wendst Du Dein Auge weg?
Wie? Liebt' ich ihn, der sich verbirgt?

Sei gesegnet, o Mond, Führer Du des Gestirns!
Sei mein Herr Du, mein Gott! Du beleuchtest den Weg!
Laß, laß nicht in der Finsterniß
Mich irren mit irrendem Volk.

Sonne, Dir glühenden weiht sich das glühende Herz!
Sei mein Herr Du, mein Gott! Leit', Allsehende, mich!
Steigst auch Du hinab, Herrliche?
Tief hüllet mich Finsterniß ein.

Hebe, liebendes Herz, dem Erschaffenden Dich!
Sei mein Herr Du, mein Gott! Du, Allliebender, Du,
Der die Sonne, den Mond und die Stern'
Schuf, Erde und Himmel und mich!

Schon als Knabe hatte Goethe sich die Sage vom ewigen Juden eingeprägt; jetzt ergriff er sie wieder

als Leitfaden einer epischen Darstellung der religions- und kirchengeschichtlichen Entwickelung nicht im gewöhnlichen ernsten Ton der Epopöe, sondern im burlesken Ton Hans Sachsen's:

> Um Mitternacht wohl fang' ich an,
> Spring' aus dem Bette wie ein Toller,
> Nie war mein Busen seelenvoller,
> Zu singen dem gereis'ten Mann,
> Der Wunder ohne Zahl gesehn, u. s. w.

Aber das Stück wurde ebenfalls nicht vollendet; und es sind nur spärliche Bruchstücke vorhanden, in denen sich besonders eine bittere Abneigung gegen die „Pfaffen" malt, die trotz der Reformation geblieben seien, was sie waren, nur daß sie „mehr schwätzen, weniger Grimassen machen". Und ohne Zweifel gehen die Verse

> Er war nunmehr der Länder satt,
> Wo man so viele Kreuze hat,

auf die Wanderung des nach dreitausend Jahren auf die Erde wiedergekehrten Christus durch katholische Länder. Während seiner Reise in Italien kam Goethe noch einmal auf den ewigen Juden zurück, ja im Jahr 1808 hatte er die Idee desselben noch nicht völlig aufgegeben. Gleichwohl blieb sie unausgeführt.

Die vorhandenen Bruchstücke des Dramas Prometheus, dessen Entstehung wahrscheinlich in den Oktober 1774 fällt, lassen einen tiefen Blick werfen in die religiöse Gährung in Goethe's Gemüth, die das Studium Spinoza's hervorgerufen hatte, und die auf gänzliche Befreiung des Geistes von der Idee einer überirdischen Macht, einer Gottheit, drängte. In einer großartigen Weise behandelt der Dichter das himmelstürmende Streben des Titanen in Verbindung mit dem kühnschaffenden, das die Götter verachtet und haßt, und die Welt von seiner Werkstätte aus mit den eigenen Geschöpfen bevölkert. Stolz fertigt Prometheus den Merkur mit den Worten ab: „Ich will nicht, sag' es den Göttern! Und kurz und gut, ich will nicht! Geh'! Ich diene nicht Vasallen!" Das folgende Gedicht faßt die Hauptgedanken des Dramas energisch zusammen; es ist gleichzeitig mit dem Letzteren entstanden, und gehört unbedingt zu dem Besten, was Goethe hinterlassen hat.

Prometheus.

> Bedecke Deinen Himmel, Zeus,
> Mit Wolkendunst,
> Und übe, dem Knaben gleich,
> Der Disteln köpft,
> An Eichen Dich und Bergeshöh'n!

Mußt mir meine Erde
Doch lassen stehn,
Und meine Hütte, die Du nicht gebaut,
Und meinen Herd,
Um dessen Gluth
Du mich beneidest.

Ich kenne nichts Aermeres
Unter der Sonn' als Euch Götter!
Ihr nähret kümmerlich
Von Opfersteuern
Und Gebetshauch
Eure Majestät,
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Thoren.

Da ich ein Kind war,
Nicht wußte, wo aus, noch ein,
Kehrt' ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn d'rüber wär'
Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz, wie meines,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Wer half mir
Wider der Titanen Uebermuth?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sklaverei?
Hast Du nicht Alles selbst vollendet,

Heilig glühend Herz?
Und glühtest jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden da droben?

Ich Dich ehren? Wofür?
Hast Du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast Du die Thränen gestillet
Je des Geängsteten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
Meine Herrn und Deine?

Wähntest Du etwa,
Ich sollte das Leben hassen,
In Wüsten fliehen,
Weil nicht alle
Blüthenträume reiften?

Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich,
Und Dein nicht zu achten,
Wie ich!

Uebrigens suchte Goethe zu jener Zeit prometheisches Streben nicht bloß in der Poesie zu fixiren, son=

dern auch in der bildenden Kunst zu bethätigen, indem er fleißig zeichnete, was wiederum zu einer Reihe von Liedern führte, welche die Empfindungen des darstellenden Künstlers ausdrücken: „Künstlers Morgen- und Abendlied", „Kenner und Künstler", „Kenner und Enthusiast", „Sendschreiben", „Künstlers Fug und Recht", sowie die dramatische Skizze „Künstlers Erdewallen", welche den Konflikt der Kunstbegeisterung mit den Sorgen des Lebens zum Gegenstande hat.

Neununddreißigstes Kapitel.

Neue Liebe, neues Leben.

Herz, mein Herz, was soll das geben?
Was bedränget Dich so sehr?
Welch' ein fremdes neues Leben!
Ich erkenne Dich nicht mehr.
Weg ist Alles, was Du liebtest,
Weg, worum Du Dich betrübtest,
Weg Dein Fleiß und Deine Ruh' —
Ach wie kamst Du nur dazu!

Fesselt Dich die Jugendblüthe,
Diese liebliche Gestalt,
Dieser Blick voll Treu' und Güte
Mit unendlicher Gewalt!

Will ich rasch mich ihr entziehen,
Mich ermannen, ihr entfliehen,
Führet mich im Augenblick
Ach mein Weg zu ihr zurück.

Und an diesem Zauberfädchen,
Das sich nicht zerreißen läßt,
Hält das liebe, lose Mädchen
Mich so wider Willen fest;
Muß in ihrem Zauberkreise
Leben nun auf ihre Weise.
Die Veränd'rung, ach wie groß! —
Liebe, Liebe! Laß mich los.

In diesem Liede malt uns der Dichter seine Gemüthsstimmung zu Anfang des Jahres 1775; eine neue Liebe hatte sein Herz erfaßt. Kurz vor Neujahr hatte er im Hause der verwitweten Frau Schönemann, die das Bankiergeschäft ihres Mannes fortsetzte und auf großem Fuße lebte, deren Tochter Elisabeth kennen lernen, eine siebzehnjährige Blondine von ebenso hoher Bildung als anziehender Liebenswürdigkeit. Die Macht ihrer Reize bewährte sich sogleich an dem jungen Dichter; aber auch auf ihr Herz hatte dieser den lebhaftesten Eindruck gemacht. Die Mutter sah ihn gern in ihrem Salon; und so sah er sich durch die Liebe bald in ein neues, ihm bisher fremdes Leben gerissen, in Assembleen und Konzerte, in ein geräuschvolles Gesellschaftstreiben, in das ihn nur die Gegenwart der Geliebten bannen konnte. Diese zu sehen, mit ihr sich zu unterhalten, ward ihm bald zum unabweislichen Bedürfniß, und er mußte ihre Nähe in dem geselligen Kreise ihres Hauses suchen, in dem er sie mit jungen und alten Verehrern theilen mußte. An die Wiederkehr so idyllischer Tage wie der Sesenheimer oder Wetzlarer war unter diesen Umständen nicht zu denken. Schon am 26. Januar schrieb er an Auguste Stolberg, die Schwester der beiden Grafen Stolberg, mit denen er bereits durch Gotter und den Göttinger Musenalmanach in ein freundschaftliches Verhältniß getreten war: „Sie fragen mich, ob ich glücklich bin? Ja, meine Beste, ich bin's, und wenn ich's nicht bin, so wohnt wenigstens all' das tiefe Gefühl von Freud' und Leid in mir.“ Dieses Gefühl spricht auch das folgende Lied aus.

An Belinden.

Warum ziehst Du mich unwiderstehlich
Ach in jene Pracht?
War ich guter Junge nicht so selig
In der öden Nacht?

Heimlich in mein Zimmerchen verschlossen,
Lag im Mondenschein,
Ganz von seinem Schauerlicht umflossen,
Und ich dämmert' ein.

Träumte da von vollen gold'nen Stunden
Ungemischter Lust,
Hatte ganz Dein liebes Bild empfunden
Tief in meiner Brust.

Bin ich's noch, den Du bei so viel Lichtern
An dem Spieltisch hältst?
Oft so unerträglichen Gesichtern
Gegenüber stellst?

Reizender ist mir des Frühlings Blüthe
Nun nicht auf der Flur;
Wo Du Engel bist, ist Lieb' und Güte,
Wo Du bist, Natur.

Am 13. Februar schreibt er, ebenfalls an Auguste Stolberg: „Wenn Sie Sich, meine Liebe, einen Goethe vorstellen können, der im galonirten Rock und sonst auch von Kopf zu Fuße in leidlich konsistenter Galanterie, umleuchtet vom bedeutungslosen Prachtglanze der Wandleuchter und Kronenleuchter, mitten unter allerlei Leuten von ein Paar schönen Augen am Spieltisch gehalten wird, der in abwechselnder Zerstreuung aus der Gesellschaft in's Konzert und von da auf den Ball getrieben wird, und mit allem Interesse des Leichtsinns einer niedlichen Blondine den Hof macht: so haben Sie den gegenwärtigen Fastnachts-Goethe, der Ihnen neulich einige dumpfe, tiefe Gefühle vorstolperte. Aber nun giebt's noch Einen, den im grauen Biberfrack mit dem braunseidenen Halstuch und Stiefeln, der in der streichenden Februarluft schon den Frühling ahnt, dem nun bald seine liebe, weite Welt wieder geöffnet wird, der, immer in sich lebend, strebend und arbeitend, bald die unschuldigen Gefühle der Jugend in kleinen Gedichten, das kräftige Gewürze des Lebens in mancherlei Dramen, die Gestalten seiner Freunde, seiner Gegenden und seines geliebten Hausrathes mit Kreide auf grauem Papier nach seiner Weise auszudrücken sucht, weder rechts, noch links fragt, was von dem gehalten werde, was er machte, weil er arbeitend immer gleich eine Stufe höher steigt, weil er nach keinem Ideale springen, sondern seine Gefühle sich zu Fähigkeiten kämpfend und spielend entwickeln lassen will. Das ist der Goethe, dem Sie nicht aus dem Sinne kommen, dessen größte Glückseligkeit ist, mit den besten Menschen seiner Zeit zu leben."

Um die Fastnachtszeit herum stand die Liebe zu Lili (so nennt der Dichter die Geliebte) auf dem Gipfel ihrer Höhe, also auf dem Punkt, auf dem sie sich bei Goethe erfahrungsgemäß nicht lange halten konnte. Vorerst jedoch hatte sie auf seine poetische Produktion den günstigsten Einfluß. Zuerst dichtete er das Singspiel „Erwin und Elmire", das in Italien eine Umarbeitung erfuhr, in seiner ursprünglichen Gestalt aber

unter andern herrlichen Liedern auch das bekannte „Haidenröslein" („Sah ein Knab' ein Röslein stehn") enthielt; dann das indessen erst im nächsten Jahre im Druck erschienene Schauspiel „Stella". Wie ihm der Werther die Anklage der Apologie des Selbstmords zuzog, so dieses Schauspiel die der Apologie der Doppelehe, indem sein Inhalt ein Gegenstück ist zu der Geschichte des Grafen von Gleichen, den in Palästina ein Weib in die Fesseln der Liebe schlug, das ihm in die Heimath folgte, und mit der die zurückgelassene Gemahlin den Besitz des Gatten theilte. Allerdings erhob das Stück im Geist der Sturm- und Drangperiode Opposition gegen das Institut der Ehe, das als eine Schranke betrachtet werden mußte. Es erschienen daher Gegenschriften, die Goethe um so mehr ärgerten, als man ihn auch für den Verfasser einer von seinem Freunde Wagner anonym ausgegangenen Flugschrift „Prometheus, Deukalion und seine Rezensenten" hielt, die nicht bloß den Rezensenten seiner Schriften auf die Finger klopfte, sondern auch Einiges auf den Mainzer Aufenthalt Goethe's Bezügliche veröffentlichte, was diesem seine Aussichten nach Weimar zu trüben geeignet schien, weshalb er im April (1775) eine öffentliche Erklärung dagegen erließ. Das „Geträtsch" verleidete ihm die Herausgabe seiner Poesieen so, daß er fest entschlossen war, sie „dem Publiko

nicht auf die Nase zu hängen". Der „Stella" gab er später einen tragischen Schluß, der zugleich den herrschenden Sitten genugthat. Zu dem nächsten Stück: „Sie kommt nicht, ein jammervolles Familienstück", das verloren gegangen ist, gab ein freudiges Ereigniß Anlaß. Es war nämlich einer theilnehmenden Freundin gelungen, um die Osterzeit von den beiderseitigen Eltern die Einwilligung zur Verbindung der jungen Leute zu vermitteln, und Offenbacher Verwandte der Braut veranstalteten im April eine Art Verlobungsfeier, zu welcher der Bräutigam das genannte Stück dichtete, weil Lili Abends vorher ihm hatte sagen lassen, daß sie unmöglich zur bestimmten Zeit in Offenbach eintreffen könne. Gegen Anfang des Juni, und wahrscheinlich für den auf den 23. dieses Monats fallenden Geburtstag Lili's bestimmt, wurde ein zweites Singspiel, „Claudine von Villa Bella", das ebenfalls in Italien umgedichtet wurde, um ihm den Stempel der Sturm- und Drangperiode zu nehmen.

Der Komponist der Gesangstücke war Johann André von Offenbach, in dessen Hause sich Goethe einquartierte, so oft Lili ihre Verwandten in Offenbach, unter denen ein ihrer Verbindung mit Goethe sehr geneigter Oheim, besuchte. Daß dies so häufig als möglich geschah, läßt sich denken; denn hier waren die Liebenden von dem Zwange, den ihnen die

Frankfurter Gesellschaft auferlegte, frei, und genossen ihre seligsten Stunden. André ließ sich oft bis nach Mitternacht durch sie an's Klavier fesseln; und als der Frühling kam, wurden die Abende im Freien verbracht. „Gebe ihnen der gute Vater im Himmel viel muthige frohe Stunden", schreibt Goethe an Auguste, „wie ich deren oft hab', und dann laß die Dämmerung kommen, thränenvoll und selig — Amen!" Um die politischen Ereignisse jener Tage, die eine großartige Gestalt annahmen — die amerikanische Revolution war in ihrem Siegeslauf begriffen, kümmerte sich Goethe im Genusse seines Glückes nicht: „An allen diesen Ereignissen", sagt er, „nahm ich jedoch nur insofern Theil, als sie die größere Gesellschaft interessirten. Ich selbst und mein engerer Kreis befaßten uns nicht mit Zeitungen und Neuigkeiten. Uns war nur darum zu thun, den Menschen kennen zu lernen, die Menschen überhaupt ließen wir gewähren". Es war dies nicht eine vorübergehende Theilnahmlosigkeit, sondern eine Frucht jener angeblich spinozistischen Ansicht, von der wir oben gesprochen haben. Goethe hielt sich nicht für einen geschichtlich betheiligten Menschen; die geschichtliche Entwickelung überhaupt lag außer ihm, „weit hinten in der Türkei". Sein Leben füllten die Spiele der Liebe: „es war", sagt er, „eine durchaus glänzende Zeit; eine gewisse Exaltation waltete in dem Kreise; man traf

niemals auf nüchterne Momente". Musik und Gesang übertönten den Donner der Freiheitsschlachten.

Doch dauerte das ungetrübte Glück nicht lange. Zwischen den beiderseitigen Familien wollte keine Annäherung zu Stande kommen, theils weil Frau Schönemann für ihre Tochter eine reichere Parthie wünschte, während die anspruchsvolle „Staatsdame" vom alten Goethe für keine passende Parthie für den Sohn gehalten wurde, theils wegen Religionsverschiedenheit (die Goethe waren lutherisch, die Schönemann reformirt!). Auch war der Bräutigam wieder in die „wunderbare Spannung" gerathen, die den Anfang vom Ende aller seiner Liebesverhältnisse machte, und die ihm wohl auch Lili gegenüber den Stempel der Liebenswürdigkeit nicht aufgedrückt haben wird.

Vierzigstes Kapitel.

Unter solchen Umständen kam es ihm ganz gelegen, daß im Mai die beiden Grafen Stolberg und der Graf Haugwitz in Frankfurt eintrafen und ihn einluden, sie auf ihrer Schweizerreise zu begleiten. Die Jünglinge waren während ihres Aufenthalts in Frankfurt meist in Goethe's Hause zu Tisch, und entfalteten hier ihre tollen Kraftgenialitäten, zu welchen u. A. der wüthende Tyrannenhaß gehörte, den die Stolberge mit den Göttinger Dichtern theilten, und der vorhielt, bis die französische Nationalversammlung die Adelsprivilegien vernichtete. Als sie einst nach dem Blut der Tyrannen lechzten, verfügte sich „Frau Aja" (so nannten sie die in ihre Phantastereien eingehende Mutter Goethe's) in den Keller, brachte Wein von allen

Jahrgängen und rief: „Hier ist das wahre Tyrannenblut! Daran ergötzt Euch; aber alle Mordgedanken laßt mir aus dem Hause!" In der Mitte des Mai wurde die Schweizerreise angetreten; der Vater wünschte, der Sohn möchte nach Italien gehen. Gleich in Darmstadt skandalisirten sie die Residenz, indem sie, dem kraftgenialen Naturevangelium getreu, am hellen Tage im großen Woog badeten, und sich durch Sprünge im Sonnenschein trockneten. Dergleichen Exzentrizitäten wiederholten sich auf der ganzen Reise, und wurden zuletzt Goethe sehr lästig, obwohl auch dieser noch nicht über die Periode hinaus war, in welcher er gern „mit tollen, dämonisch genialen, wilden Jünglingen" tollte. In Karlsruhe traf er den Erbprinzen von Weimar, der noch in diesem Jahr die Regierung seines Ländchens antreten sollte, und der ihn wiederholt zu einem Besuche in seiner Residenz einlud. Zum Besuch seiner Schwester und seines Schwagers machte er einen Abstecher nach Emmendingen, wo der Letztere Oberamtmann war, und von wo er keine freundlichen Eindrücke mitnahm; denn die Ehe Schlosser's war nicht glücklich. Die Schwester rieth ihm ganz entschieden von der Verbindung mit Lili ab. Dies bewegte ihn so heftig, daß er sich von der ganzen Weiterreise bis Zürich nur des Rheinfalls von Schaffhausen erinnerte. In Zürich empfing ihn Lavater herzlich

und er stand demselben bei'm Ordnen seiner „physiognomischen Fragmente" bei, von welchem der erste Theil fast im Druck vollendet war. Hier trennte er sich auch von seinen Gefährten, und zog mit einem Theologie studirenden Landsmann, Passavant, in die Gebirge der innern Kantone der Schweiz. Während der Fahrt auf dem Züricher See entstand das liebliche Gedicht „Auf dem See":

Und frische Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt;
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!
Die Welle wieget unsern Kahn
Im Rudertakt hinauf,
Und Berge, wolkig himmelan,
Begegnen unserm Lauf.

Aber mitten im Naturgenuß ergreift ihn die Erinnerung an Lili:

Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg du Traum, so gold du bist!
Hier auch Lieb' und Leben ist.

Und auf einer Bergeshöh' am Ufer dichtete er die Verse:

Wenn ich, liebe Lili, Dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieser Blick!
Und doch, wenn ich, Lili, Dich nicht liebte,
Wär', was wär' mein Glück!

Das Andenken an die Geliebte verfolgte ihn auf der ganzen Reise. Er wanderte nach Einsiedeln und Schwyz und bestieg am 16. und 17. Juni den Rigi, befuhr dann den Vierwaldstädtersee, sah das Rütli und bestieg den Gotthard, auf dem ihn Passavant zur Fortsetzung der Reise nach Italien überreden wollte. Aber — es war Lili's Geburtstag der 23. Juni — die Sehnsucht nach der Heimath ergriff ihn zu stark; er zog ein goldnes Herzchen, das die Geliebte ihm geschenkt, aus dem Busen, küßte es, und der Entschluß zur Rückkehr war gefaßt. Noch „glaubte er nicht an die Scheidung; alle Erinnerungen, Hoffnungen und Wünsche hatten ein freies Spiel." In Zürich verweilte er einige Zeit, und begann, weil seine Zeichnenfertigkeit für die ungewohnten großartigen Naturanschauungen, mit denen er seine Phantasie bereichert, nicht genügte, seine „Briefe aus der Schweiz," in welchen er, wie er selbst sagt, „den Gegensatz der schweizerischen löblichen Ordnung und gesetzlichen Beschränkung mit einem in jugendlichem Wahn geforderten Naturleben zu schildern" suchte. Die Ordnung und gesetzliche Beschränkung sagte ihm jedoch nicht zu. „Frei wären die

Schweizer?" heißt es ein Mal; „frei diese wohlhabenden Bürger in den verschlossenen Städten? frei diese armen Teufel an ihren Klippen und Felsen? Was man dem Menschen nicht Alles weiß machen kann! Sie machten sich ein Mal von einem Tyrannen los, und konnten sich einen Augenblick frei denken; nun erschuf ihnen die liebe Sonne aus dem Aas des Unterdrückers einen Schwarm von kleinen Tyrannen durch eine sonderbare Wiedergeburt." Der erste Napoleon hat die Schweizer seitdem auch von diesen kleinen Tyrannen befreit. Nach einem kurzen Verweilen in Straßburg, wo er die „dritte Wallfahrt nach Erwins Grabe" schrieb, und außer den alten Freunden mit Johann Georg Zimmermann, dem Verfasser der Schrift ‚über die Einsamkeit," der ebenfalls eine Schweizerreise machte, zusammen traf, befand er sich am 25. Juli wieder in Frankfurt. Während seiner Abwesenheit hatte man Lili vergebens von ihm abzuwenden versucht; sie hatte erklärt, daß sie mit dem Geliebten selbst nach Amerika gehen würde, wenn es sein müsse. Die Flamme der Liebe schlug — im August — noch ein Mal hoch auf, als Lili sich in Offenbach aufhielt; aber mit deren Rückkehr zu Ende des Monats stellte sich bei Goethe die „wunderbare Spannung" wieder ein, er quälte sich und die Geliebte durch Schwanken und eifersüchtige Launen, und spielte in dem durch die Meßzeit vergrößerten geselligen Zirkel in Frau Schönemann's Hause die albernste Rolle, die dem geistvollen Mädchen zuwider sein mußte. „Manchmal," sagt er, „läßt sie mir die Thür halb offen stehn, seitblickt mich spottend an, ob ich nicht fliehen will." Seine innere Zerrissenheit strömte er in mehreren Gedichten aus, namentlich in „Herbstgefühl" und in den ursprünglichen Schlußversen des bekannten „Bundesliedes" („In allen guten Stunden"), das er zum Hochzeitsfest eines Bekannten (am 10. September dichtete, bei welchem er noch mit Lili zusammen war. Diese Verse lauteten:

Und bleiben lange, lange,
Fort, ewig so gesellt —
Ach, daß von einer Wange
Hier eine Thräne fällt!

Doch Ihr sollt nichts verlieren,
Die Ihr verbunden bleibt,
Wenn Einen einst von Vieren
Das Schicksal von Euch treibt;
Ist's doch, als wenn er bliebe!
Euch ferne sucht sein Blick;
Erinnerung der Liebe
Ist wie die Liebe Glück.

Wie unausstehlich Goethe im September sich selbst — und der Geliebten natürlich in noch höherem Grade — wurde, beweist sein Briefwechsel mit Au-

guste Stolberg, auf welche Freundin er seiner Weise nach seine ganze Zärtlichkeit konzentrirte. In einem der Briefe heißt es: „Lili heut' nach Tisch geseh'n — in der Komödie geseh'n — hab' kein Wort mit ihr zu reden gehabt — auch nichts geredt! Wär' ich das los! Und doch zitter' ich vor dem Augenblick, da sie mir gleichgültig, ich hoffnungslos werden könnte!" An einen der Stolberge schrieb er: „Gustchen ist ein Engel; hol's der Teufel, daß sie Reichsgräfin ist." An Aufhetzungen von beiden Seiten konnte es unter solchen Umständen natürlich nicht fehlen; in Goethe drang besonders die Schwester, das Verhältniß aufzuheben. Er überredete sich am Ende, Lili sei gar nicht fähig, ein Herz wie das seinige zu verstehen, und schrieb am 8. Oktober: „Ich erwarte den Herzog von Weimar, der von Karlsruhe mit seiner herrlichen Gemahlin Louisen von Darmstadt kommt. Ich geh' mit ihm nach Weimar. Mein Herz ist übel d'ran. Es ist auch Herbstwetter d'rin, nicht warm, nicht kalt." Der Bruch war damit entschieden. Goethe zerstreute sich, indem er der Tochter Zimmermann's, der sich auf der Rückreise einige Tage in seinem Hause aufhielt, den Hof machte. Am 12. October traf in der That das weimarische Paar in Frankfurt ein, und bestimmte, daß der in Karlsruhe zurückgebliebene Kammerjunker von Kalb bei seiner baldigen Rückkehr den Dichter nach

Weimar mitnehmen solle. Goethe nahm überall Abschied, auch von Lili, und packte die Koffer. Als der Kammerjunker am bestimmten Tage nicht eintraf, schloß er sich in sein Zimmer ein, und setzte den „Egmont" fort, den er im glücklichen August, in welchem auch einige Szenen des Faust zu Stande kamen, begonnen hatte. Nur Abends ging er aus, um in der Dunkelheit das Schönemann'sche Haus zu umschleichen; ein Mal hörte er durch's Fenster Lili sein an sie gerichtetes Lied „Warum ziehst Du mich unwiderstehlich" zum Klavier singen. Indessen kam der Kammerjunker immer nicht; und Goethe entschloß sich daher auf Zureden des Vaters, welcher der Meinung war, die weimarischen Herrschaften hätten mit ihrer Einladung den Sohn zum Besten gehabt, zu einer Reise nach Italien. Er kam aber nur bis Heidelberg; hier holte ihn eine Staffette des von Kalb ein, der sich verspätet hatte. Goethe eilte zurück, und langte am 7. November (1775) in Weimar an.

Einundvierzigstes Kapitel.

Die verwitwete Herzogin Anna Amalia, welche bis in's Jahr 1775 für ihren minderjährigen Sohn die Regentschaft geführt hatte, war ein kunstsinniges Weib, und hatte mitten unter den Sorgen einer kriegsbewegten Zeit einen „Musenhof" um sich gebildet, und das kleine Weimar zu einem Zentralsitz deutscher literarischer Bildung erhoben. Wieland, der seit 1772 zum Unterricht des Erbprinzen berufene Dichter, ihr Lehrer und persönlicher Freund, gab hier seinen „deutschen Merkur," den Vereinigungspunkt mannigfaltiger literarischer Kräfte heraus; den jüngeren Prinzen unterrichtete seit 1774 Karl Ludwig von Knebel, ein Freund heiterer Lebensphilosophie. Graf Görz war mit der Oberleitung der prinzlichen Erziehung be-

auftragt, ein feiner Hofmann, der die ungezwungene Haltung der Hofzirkel nicht störte. Zu diesen gehörten noch der Kabinetssekretär Bertuch und die mit poetischem und musikalischem Talente begabten Heinrich von Einsiedel und Siegmund von Seckendorf. Mit des jungen Herzogs Regierungsantritt und seiner Verheirathung mit einer Darmstädtischen Prinzessin, einem liebenswürdigen Mädchen, kam in die Hofkreise ein frisches, jugendliches Wehen. Der Herzog war vom Drang der Originalgenies ergriffen, der ihn zu all' den Exzentrizitäten hinriß, zu welchen sein neuer Freund ihm Anleitung gab, der bei ihm anfänglich die Stelle des maître de plaisir spielte, in die er auch später je und je zurückfiel, um in seiner Weise das Leben in dem engen Erdenwinkel Weimar zu verschönern.

Der Empfang, welchen Goethe am Hofe fand, war wie er einem jungen Manne bereitet werden mußte, in dem Jedermann den künftigen Günstling des Herrschers sah, und dem außerdem nebst der herrlichsten Jünglingsgestalt eine herzgewinnende Liebenswürdigkeit zu Gebote stand, wenn es ihm darum zu thun war, anzuziehen und zu fesseln. Er bezauberte Männer und Frauen. Der berühmte Hufeland sagt von ihm: „Ich sah ihn in Weimar erscheinen in voller Kraft und Blüthe der Jugend und des anfangenden

Mannesalters. Nie werde ich den Eindruck vergessen, den er als Orestes im griechischen Kostüm in der Darstellung seiner Iphigenia machte; man glaubte einen Apollo zu sehen. Noch nie erblickte man eine solche Vereinigung physischer und geistiger Vollkommenheit und Schönheit in einem Manne, als damals an Goethe. Unglaublich war der mächtige Einfluß, den er damals auf gänzliche Umgestaltung der kleinen weimar'schen Welt hatte.“ Zu der persönlichen Erscheinung kam noch der Nimbus des Dichterruhms. Der Wertherfrack, in dem er auftrat, ward Hoftracht, indem der Herzog ihn anlegte. Bis sich eine bequeme Wohnung für ihn fand, war er im Hause des alten Kalb einlogirt, und fädelte sogleich ein Verhältniß mit dessen Tochter ein, die nur durch den vernünftigen Rath des Vaters vor dem Schicksal Friederiken's und Lili's bewahrt blieb. Die ungewohnte Umgebung schüchterte ihn keineswegs ein. „Ich habe,“ schreibt er, „niemals einen präsumtuöseren Menschen gekannt, als mich selbst. Man hätte mir eine Krone aufsetzen können, und ich hätte gedacht, das verstehe sich von selbst. Und doch war ich gerade dadurch ein Mensch wie andere. Aber daß ich das über meine Kräfte Ergriffene durchzuarbeiten, das über mein Verdienst Erhaltene zu verdienen suchte, dadurch unterschied ich mich bloß von einem wahrhaft Wahnsinnigen.“ Selbst

Wieland, über den Goethe die Geißel geschwungen, und der Grund genug zur Eifersucht gehabt hätte, ward förmlich verliebt in ihn, und schrieb schon am 10. November an Jacobi: „O bester Bruder, was soll ich Dir von Goethe sagen? Wie ganz der Mensch bei'm ersten Anblick nach meinem Herzen war? Seit dem heutigen Morgen ist meine Seele so voll von Goethe, wie ein Thautropfen von der Morgensonne.“ An Zimmermann schrieb er später: „Er ist in jedem Betracht und von allen Seiten das größte, beste, herrlichste menschliche Wesen, das Gott geschaffen hat,“ und an Merck die schönen Worte: „Wissen Sie ein ander Beispiel, daß jemals ein Dichter den andern so enthusiastisch geliebt hat? Für mich ist kein Leben mehr ohne diesen wunderbaren Knaben, den ich als meinen eingebornen einzigen Sohn liebe, und, wie einem ächten Vater zukommt, meine innige Freude daran habe, daß er mir so schön über'n Kopf wächst und alles das ist, was ich nicht habe werden können.“

Goethe, der ohnedies das Bedürfniß haben mochte, die Sehnsucht nach Frankfurt und Lili zu übertäuben, organisirte sogleich mit dem genußsüchtigen jungen Fürsten eine burschikose Geniewirthschaft, in die sich die junge, zartfühlende Herzogin weit weniger finden konnte als ihre Schwiegermutter, obgleich auch deren Kreis früher unter Wieland's Leitung sich ernst und

gemessen gehalten hatte. Selbst der Letztere fühlte sich in den Rausch der Jüngeren mitgerissen. Jagden, Ausflüge, Bälle und Maskeraden drängten sich; und die Vermuthung liegt nicht sehr ferne, daß von den Vergnügungen weder der Dienst des Bacchus, noch der der Venus ausgeschlossen war. Die aus der Schweiz zurückgekehrten Gebrüder Stolberg gefielen sich sehr in dem Treiben: „Hier wird's uns recht wohl," schrieb der eine an die Schwester, „wir leben mit lauter guten Leuten, mit unserm Wolf und den hiesigen Fürstlichkeiten, die sehr gut sind, reiten und fahren aus, und gehen auf die Maskerade. Mit Wieland sind wir bras dessus bras dessous." Nach dem Bericht eines Augenzeugen über die geniale Liederlichkeit soll Goethe's Muthwille bisweilen in wahres Wüthen übergegangen sein. In Bertuch's Zimmer im Schlosse hätte er sich oft die schönen langen Haare aufgelöst, und sich auf dem Boden gewälzt. Als die Stolberge zu Besuch waren, hielt man bei Bertuch ein Geniegelage, das damit anfing, daß die Trinkgläser zum Fenster hinausgeworfen, und ein paar schmutzige, in einem alten Grabhügel aufgefundene Aschenkrüge zu Pokalen gemacht wurden. Der Kommunismus wurde nicht als schreckhaftes Gespenst betrachtet, sondern als geniale Tugend geübt. Was den Genies in des Andern Stube gefiel steckten sie ein oder

„schossen" es. Goethe z. B. schoß dem gutmüthigen Knebel mehr als hundert Stück Handzeichnungen von Albrecht Dürer, ließ sich von Frau Bertuch mit Schnupftüchern und aus der herzoglichen Garderobe mit weißer Kannevasweste und Hosen, der damaligen Genietracht, versehen. Der herzogliche Schatzmeister berichtete später von einer eigenen Rubrik in seinen Rechnungen, die er damals besonders anlegen mußte, und die fast nichts als Hosen, Westen, Strümpfe, und Schuhe für deutsche Genies enthielt, welche, schlecht mit diesen Artikeln versehen, zu Weimars Thoren einwanderten.

Auch die Schlittenpartieen und Eisfahrten führte Goethe in Weimar ein, bei welchen sich des Herzogs junge Frau als gewandte Schlittschuhläuferin zeigte. Aus diesen Vergnügungen entsprang das „Eis-Lebenslied," das jetzt die Ueberschrift „Muth" führt, und mit den Versen beginnt:

Sorglos über die Fläche weg,
Wo vom kühnsten Wager die Bahn
Dir nicht vorgegraben Du siehst,
Mache Dir selber Bahn!
Stille, Liebchen, mein Herz!
Kracht's gleich, bricht's doch nicht!
Bricht's gleich, bricht's nicht mit Dir!

Um Weihnachten besuchte Goethe mit einigen

Freunden die nahen Wald- und Berggegenden, um fern vom Rauschen des Hoflebens allen Erinnerungen nachzuhängen. In Bürgel trieb er eine Odyssee auf, die er nebst der Bibel auf den Streifzügen las, von denen er in vertraulichem Ton den Herzog berichtete. „Wie ich so in der Nacht," schreibt er u. A., „gegen das Fichtengebirge ritt, kam das Gefühl der Vergangenheit, meines Schicksals und meiner Liebe über mich, und sang so bei mir selber:

Holde Lili, warst so lang
All' meine Lust und all' mein Sang,
Bist, ach, nun all' mein Schmerz, und doch
All' mein Sang bist Du noch."

Die Antwort des Herzogs theilen wir mit, weil sie das intime Verhältniß Beider zeichnet: „Lieber Goethe, ich habe Deinen Brief erhalten, er freut mich unendlich. Wie sehr wünschte ich mit freierer Brust und Herzen die liebe Sonne in den Jenaischen Felsen auf- und untergehen zu seh'n, und das zwar mit Dir. Ich sehe sie hier alle Tage; aber das Schloß ist so hoch und in einer so unangenehmen Gegend, von so vielen dienstbaren Geistern erfüllt, welche ihr leichtes, lustiges Wesen in Sammt und Seide gehüllt, daß mir's ganz schwindlig und übel wird. — Ich komme erst den Freitag wieder. Mache doch, daß Du hierher kommst; die

Leute sind gar zu neugierig auf Dich." Der Brief ist aus Gotha. Das „vertrauliche Du" durfte Goethe erwidern, machte aber nur in der ersten Zeit und nur, wenn er mit dem Herzog allein war, Gebrauch von dieser Erlaubniß.

Der Karneval des neuen Jahres (1776) steigerte natürlich nur die Lust der Genies. Goethe schrieb an Merck, daß sie es toll genug trieben, und des Teufels Zeug machten. Ihm, den Tonangeber und Chorführer, war die Aufgabe zugefallen, die Lustbarkeiten des Hofs poetisch zu verschönen; er war der eigentliche Hofpoet. Doch ließ er die joviale Ungebundenheit nicht in leere Possen ausarten, wozu überdies die Mitglieder des Kreises zu viel Geist besaßen. In „Matinées" ergötzte man sich damit, sich in der Weise der Goethe'schen Puppenspiele, im Hans Sachs'schen Tone in derben Spottgedichten zu satyrisiren. Selbst Merck sandte von Darmstadt poetische Episteln dazu ein. Diese Matinées waren auch der Anlaß, daß Goethe in einem Gedicht eine „Erklärung eines alten Holzschnittes, vorstellend Hans Sachsen's poetische Sendung" versuchte, die den alten Meistersänger mit Erfolg wieder an's Licht zog, indem Wieland im Merkur auf ihn aufmerksam machte, und Bertuch eine Ausgabe seiner Werke ankündigte.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Schon im Januar 1776 hatte sich's entschieden, daß Goethe Weimar nicht verlassen werde. Wieland schreibt am 26. an Merck: „Goethe kommt nicht wieder von hier los; Karl August kann nicht mehr ohne ihn schwimmen noch waten.“ Goethe selbst hatte an Denselben vier Tage vorher geschrieben: „Ich bin nun in alle Hof- und politischen Händel verwickelt, und werde fast nicht wieder wegkönnen. Meine Lage ist vortheilhaft genug, und die Herzogthümer Weimar und Eisenach immer ein Schauplatz, um zu versuchen, wie Einem die Weltrolle zu Gesicht stünde. Ich übereile mich drum nicht; und Freiheit und Genüge werden die Hauptkonditionen der neuen Einrichtung sein.“ Doch scheint er immer noch mit sich ge-

kämpft zu haben, wie außer dem Briefwechsel auch das nachfolgende, am 12. Februar entstandene rührende Gedicht andeutet:

Wanderers Nachtlied.

Der Du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all' der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm', ach komm' in meine Brust!

Indessen nahm er bereits an den Sitzungen des geheimen Conseils als Gast Theil, und schrieb am 8. März an Merck: „Den Hof hab' ich nun probirt; nun will ich auch das Regiment probiren.“ Auch richtete er sich noch im März häuslich ein, und bezog im April mit seinem Bedienten, Philipp Seidel, eine Gartenwohnung vor'm Thor an der Ilm, umgeben von schönen Wiesen. Sein förmlicher Eintritt in den weimarischen Staatsdienst erfolgte jedoch erst am 11. Juni, an welchem Tage er zum geheimen Legationsrath mit Sitz und Stimme im geheimen Conseil mit einem Gehalt von 1200 Thalern ernannt wurde. In dem Briefe, mit welchem der Kammerpräsident v. Kalb

dies dem Vater in Frankfurt anzeigte, heißt es: „Die wechselseitige Neigung des Herzogs gegen ihren vortrefflichen Sohn, das unumschränkte Vertrauen, so er in ihn setzt, macht es Beiden unmöglich, sich von einander zu trennen. Nie würde er darauf verfallen sein, meinem Goethe eine andere Stelle, einen andern Charakter als den von seinem Freunde anzutragen. Der Herzog weiß es zu gut, daß alle Andern unter seinem Werthe sind, wenn nicht die hergebrachten Formen solches nöthig machten. Mit Beibehaltung seiner gänzlichen Freiheit, der Freiheit, Urlaub zu nehmen, die Dienste ganz zu verlassen, wenn er will, wird unser junger, edler Fürst Ihren Sohn in sein Ministerium ziehen."

Außer vielen andern Ausflügen machte Goethe im Frühjahr mit dem Herzog auch eine kurze Reise nach Leipzig, wo er „sein erstes Mädchen" (Annette) und Oeser, sowie Korona Schröter wiedersah, welche Letztere auf seine Empfehlung vom Herzog als Kammersängerin nach Weimar berufen wurde, wo er in ein wahrscheinlich mehr als freundschaftliches Verhältniß zu ihr trat. Uebrigens war es ihm überhaupt darum zu thun, einen Kreis von ausgezeichneten Talenten nach Weimar zu ziehen, oder doch solche zu unterstützen. Für Bürger z. B. hatte er durch Veranstaltung einer Subskription ein Geschenk von

65 Louisd'or zusammengebracht. Für die erledigte Superintendenten- und Hofpredigerstelle hatte er Herder vorgeschlagen, der sie annahm und im Oktober antrat. Lenz und Klinger kamen ungerufen, der Erstere in ganz entblößter Lage im März, der Letztere im Juni, nach Weimar, verließen es aber Beide schon im Spätjahr wieder, weil ihre kraftgenialischen Sitten weder Goethe noch dem Hofe auf die Dauer behagten. Lenz ging im Wahnsinn zu Grunde (1792), und Klinger wurde Theaterdichter zu Leipzig. Zu Besuch war u. A. auch Gleim nach Weimar gekommen. Er befand sich im Kreise der alten Herzogin, und las aus dem Göttinger Musenalmanach vor. Da trat ein junger Mann in grünem Jagdrock ein, und erbot sich ihn abzulösen. Nachdem er Einiges aus dem Buch abgelesen, improvisirte er in der sprudelndsten Laune im Ton der Matinées, geißelte jeden Anwesenden, und verglich Gleim mit einem frommen Truthahn, der geduldig eigene und fremde Eier besitze und ausbrüte, dem aber mitunter auch ein Ei von Kreide untergelegt werde. Gleim sprang auf und rief: „Das ist entweder Goethe oder der Teufel."

Daß die außerordentliche Gunst des Fürsten Goethe auch Neider erregte, läßt sich wohl denken; besonders waren die Beamten über seine regelwidrige und schnelle Beförderung aufgebracht. Und obwohl der Herzog

durch entschiedene Erklärungen den lauten Aeußerungen der Unzufriedenheit Einhalt that, so konnte er doch nicht verhindern, daß im Stillen das Weimarer Genieleben nach Außen als das geschildert wurde, was es zwar wirklich war, was man aber nicht zugestehen wollte, als wenn auch geniale Liederlichkeit. Vergebens vertheidigte Wieland das Treiben; seine eigene Geschwätzigkeit trug dazu bei, es in seinem wahren Lichte hinzustellen. Auf eine Goethe und dem Herzog sehr empfindliche Weise zeigte sich dies bei der Berufung des jüngern Stolberg zu einer Kammerhernstelle, die der Erstere eifrig betrieben hatte. Klopstock, Stolberg's väterlicher Freund, schrieb am 8. Mai folgenden Brief: „Hier ein Beweis von Freundschaft, liebster Goethe! Er wird zwar ein wenig schwer, aber er muß gegeben werden. Lassen Sie mich nicht damit anfangen, daß ich es glaubwürdig weiß; denn ohne Glaubwürdigkeit würde ich ja schweigen. Denken Sie auch nicht, daß ich Ihnen, wenn es auf Ihr Thun und Lassen ankommt, einreden werde; auch das denken Sie nicht, daß ich Sie deswegen, weil Sie vielleicht in Diesem oder Jenem andere Grundsätze haben als ich, strenge beurtheile. Aber Grundsätze, Ihre und meine beiseite, was wird dann der unfehlbare Erfolg sein, wenn es fortwährt? Der Herzog wird, wenn er sich ferner bis zum Krankwerden betrinkt, anstatt,

wie er sagt, seinen Körper dadurch zu stärken, erliegen und nicht lange leben. Es haben sich wohl starkgeborne Jünglinge, und das ist denn doch der Herzog gewiß nicht, auf diese Art frühe hingeopfert. Die Deutschen haben sich bisher mit Recht über ihre Fürsten beschwert, daß diese mit ihren Gelehrten nichts zu schaffen haben wollten. Sie nehmen jetzo den Herzog von Weimar mit Vergnügen aus. Aber was werden andere Fürsten, wenn Sie in dem alten Tone fortfahren, nicht zu ihrer Rechtfertigung anzuführen haben? Wenn es nun wird geschehen, was ich fühle, daß es geschehen wird! Die Herzogin wird vielleicht ihren Schmerz jetzo noch niederhalten können; denn sie denkt sehr männlich. Aber dieser Schmerz wird Gram werden, und läßt sich der denn auch etwa niederhalten? Louisens Gram, Goethe! — Nein, rühmen Sie sich nur nicht, daß Sie lieben wie ich! — — Ich muß noch ein Wort von meinem Stolberg sagen. Er kommt aus Freundschaft zum Herzog. Er soll also doch wohl mit ihm leben? Wie aber? Auf seine Weise? Nein, er geht, wenn es sich nicht ändert, wieder weg. Und was ist dann sein Schicksal? Nicht in Kopenhagen, nicht in Weimar. Ich muß Stolberg schreiben, was soll ich ihm schreiben? Es kommt auf Sie an, ob Sie dem Herzog diesen Brief zeigen wollen oder nicht. Ich für mich habe nichts dawider. Im Gegentheil;

denn da ist er gewiß noch nicht, wo man die Wahrheit, die ein treuer Freund sagt, nicht hören will.“ Goethe antwortete, wie bei ihm vorauszusetzen ist, sehr pikirt, und Klopstock, der erst zu Ende August wieder schrieb, erklärte kurz, Goethe sei des Beweises von Freundschaft, den er ihm gegeben, nicht werth gewesen, und Stolberg werde nicht kommen. Dies entschied den Bruch mit Klopstocks und die Entfremdung von den Stolbergen, die sich sogar bald auf deren Schwester Auguste ausdehnte. Und gleichwohl hatte Klopstock sicher nicht Unrecht gehabt, wenn er in der Form vielleicht auch etwas zu schroff war. Denn in einem zwei Jahre späteren Schreiben sagt Wieland selbst, daß Goethe's und des Herzogs Gesundheit in Folge ihres Treibens angegriffen sei; und das Letztere mag darum mehr in wirklichen Ausschweifungen, als in unschuldigen Extravaganzen bestanden haben. Auch fühlte sich die junge Herzogin nach Goethe's eigenem Geständnisse nicht glücklich, und machte kein Hehl daraus, daß sie den Dichter für den Verführer ihres Mannes halte. Auch fand Goethe es bald gerathen, einzulenken und den Herzog und sich aus dem tollen Treiben zu ziehen. Darauf reduzirt sich wohl die „einsichtsvolle Fürstenpädagogik“, die man ihm zugeschrieben hat.

Vorerst aber dauerte das Treiben noch fort; nur

hatte es während des Sommers seinen Schauplatz vom Hofe auf's Land verlegt, nach Ilmenau, wohin vom 18. Juli bis in die Mitte des August eine Fahrt gemacht wurde. Hier wurde alle Etikette förmlich bei Seite gesetzt; und von den Gelagen, die hier und in dem nahen Dorfe Stutzerbach gehalten worden, giebt uns das 1783 entstandene Gedicht „Ilmenau“ eine Schilderung. Es muß bunt hergegangen sein; denn Goethe empfand später bei der Erinnerung an jene Szenen stets den heftigsten Widerwillen. Doch beschäftigte er sich auch mit Landschaftszeichnen, wobei er aber auf's Neue zur Einsicht gelangte, daß ein Künstler nicht aus ihm werde. Aus dieser Zeit stammt das Gedicht „Einschränkung“. Nach der Rückkehr von Ilmenau nahmen ihn die Geschäfte des Amtes, mehr aber noch die Vergnügungen des Hofes in Anspruch, als zu Ende des August der Erbprinz von Darmstadt, des Herzogs Schwager, auf Besuch nach Weimar kam. Er übte wieder „Fürstenpädagogik“ in — parties de plaisir. In stilleren Augenblicken beschäftigte er sich auch mit der Idee der Iphigenie auf Tauris, zu der er die Züge in seinem eigenen Innern fand: dem titanischen Streben wollte er sich entwinden, sich auf den Boden der Resignation stellen. Am 11. September entstand das in biographischer Hinsicht interessante Gedicht „Seefahrt“, das seine letzten Jahre in allegorischer

Weise darstellt. Er rühmt von sich, daß er „mannlich am Steuer stehe“;

> Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
> Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen.
> Herrschend blickt er in die grimme Tiefe,
> Und vertrauet landend oder scheiternd
> Seinen Göttern.

Das Ende des Jahres rückte in reger Vielgeschäftigkeit heran. Am 7. Oktober schreibt Wieland an Merck: „Goethe ist bald da, bald dort, und wollte Gott, er könnte wie Gott allenthalben sein“. Und zehn Tage später: „Goethe ist immer der Nämliche — immer wirksam, uns Alle glücklich zu machen, oder glücklich zu erhalten — und selbst nur durch Theilnahme glücklich — ein großer edler, herrlicher, verkannter Mensch, eben darum verkannt, weil so Wenige fähig sind, sich einen Begriff von einem solchen Menschen zu machen.“ An Denselben schreibt Goethe selbst am 21. November: „Ich wohne noch im Garten und balge mich mit der Jahreszeit herum, und die Abwechselungen der Witterung und der Welthändel um mich frischen mich immer wieder neu an; ich bin weder Geschäftsmann, noch Hofmann, und komm' in Beidem fort. Der Herzog und ich kriegen uns täglich lieber, werden täglich ganzer zusammen; ihm wird's immer wohler, und ist eben eine Kreatur, wie's keine

wieder giebt. Uebrigens ist eine tolle Kompagnie von Volk hier zusammen; auf so einem kleinen Fleck, wie in einer Familie, find't sich's nicht wieder so.“ Ein Ausflug nach Leipzig und Dessau hielt Goethe und den Herzog den größten Theil des Dezembers von Weimar fern.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Da der Schloßbrand zu Weimar 1774 auch das Schauspielhaus in Asche legte, so hatte Goethe bald nach seiner Ankunft in der Residenz für Errichtung eines Liebhabertheaters gesorgt, das unter seiner Leitung zu hoher Blüthe gedieh. Die Bühne wurde in der herzoglichen Wohnung, später im Redoutensaal, und außerhalb Weimars im Ellersburger Schlosse oder auch im Wald und im Tiefurter Park aufgeschlagen. Poeten, Komponisten, Orchester u. s. w. lieferte der Hof; und selbst der Herzog und sein Bruder traten in einzelnen Rollen auf. Goethe gefiel in Heldenrollen, besonders aber in humoristischen, in welchen ihm, da er nicht sorgfältig memorirte, sein Improvisationstalent sehr zu Statten kam. Die weiblichen

Hauptrollen fielen Korona Schröter zu. Goethe dirigirte monarchisch, wußte aber Schauspieler und selbst Publikum vortrefflich in seine genialen Intentionen zu ziehen. Und wenn er auch vieles Phantastische auf seine Bühne brachte, so griff er doch durch andere Darstellungen der Zeit vor, und erhob dadurch sein Liebhabertheater, zu dem sich ohnedies die vorzüglichsten Talente vereinigten, zu einer Musteranstalt. Im Herbst kamen seine „Mitschuldigen" zur Aufführung, in welchen er mit Korona die Hauptrollen spielte.

In den fünf letzten Tagen des Oktober dichtete er der anmuthigen Amalie Kotzebue, Schwester des bekannten nachmaligen russischen Spions, zu Gefallen, die sich zur Uebernahme zweideutiger Liebhaberinnenrollen nicht hatte verstehen wollen, das einaktige Familiendrama „die Geschwister". Die Aufgabe, die er sich gestellt, war so heikel als die der „Stella", es galt die Darstellung der Geschlechtsliebe bei einem vermeintlichen Geschwisterverhältniß, ist aber glücklich gelöst. Zelter schrieb 1828 an den Dichter: „Gestern habe ich zum ersten Mal Dein liebes Stück „die Geschwister" vernommen, und mich sehr an dem gefälligen Stoff ergötzt. Das verdächtig Bewußte in Wilhelms Neigung gegen die zärtliche, keusche, mehr als Schwesterliebe des Mädchens schwebt in feinster Sittlichkeit ohne Affektation, wenn dagegen ein Ehepaar wie Ge=

schwister lebend mir abgeschmackt vorkommt. Denke ich mir die bequeme Konzeption von Innen heraus, so stellt es den Dichter selber als reinen Jüngling dar, wie er, beiden Welten angehörig, aus der produktiven Natur sich zur geistigen Höhe erhebt. Man weiß Alles von Vorn herein, wie es kommen muß; der ganze Stoff breitet sich selber vor Herz und Geist aus, und wirkt wie die Erfüllung einer schönen Verheißung. Die wohlthätige Angst, ja die letzte höchste Freude ist ein seliger Schmerz, den die schöne Seele ohne Ende wünschen möchte. „Das Stück erinnert an Goethe's zärtliches Verhältniß zu seiner Schwester Kornelia. Während der Reise nach Leipzig und Dessau verfaßte Goethe für den Geburtstag der Frau des Herzogs (den 30. Januar) das Singspiel „Lila", welches die hemöopatische Kur einer Gemüthskrankheit, die Heilung der Phantasie durch Phantasie mit großem Aufwand von feenartigem Pomp darstellte. Um dieselbe Zeit ungefähr entstand das Melodrama „Proserpina", welches ebenfalls am Geburtstag der Herzogin aufgeführt wurde. Es schildert in edler Sprache den Schmerz der von Pluto geraubten Proserpina, ihre Sehnsucht nach der Oberwelt, ihre Hoffnung und die durch den Genuß des Granatapfels hervorgerufene Täuschung. Später hat er es zu satyrischen Zwecken in den „Triumph der Empfindsamkeit" eingeschoben,

und über das Motiv den Aufschluß gegeben: „Eine schale Sentimentalität überhandnehmend veranlaßte manche harte realistische Gegenwirkung."

Im Januar 1777 nahm das Arrangement der Festlichkeiten für den Geburtstag den größten Theil der Zeit des geheimen Legationsraths weg, bei dem sich zeitweise indessen schon früher Ueberdruß an den genialen Passionen eingestellt hatte, den jedoch des Herzogs Genußsucht immer noch verscheuchte. Er faßte den festen Entschluß, sich einer ernsten Thätigkeit zu widmen, deren Früchte dem Lande zufallen sollten. Am 8. Januar schrieb er an Lavater: „Es mag so lange währen, als es will, so habe ich doch ein Musterstückchen des bunten Treibens der Welt so recht herzlich mitgenossen. Verdruß, Hoffnung, Liebe, Arbeit, Noth, Abenteuer, Langeweile, Haß, Albernheiten, Thorheit, Freude, Erwartetes und Unversehenes, Flaches und Tiefes, wie die Würfel fallen, mit Festen, Tänzen, Schellen, Seide und Flitter ausstaffirt; es ist eine treffliche Wirthschaft. Und bei Allem, lieber Bruder, Gott sei Dank in mir und meinen wahren Endzwecken ganz glücklich. Ich habe keine Wünsche, als die ich wirklich mit schönem Wanderschritt mir entgegen kommen sehe." Und am 19. Februar an Denselben: „Ich bin stiller in mir als je, schreibe Niemandem, höre von Niemanden, mich kümmert außer

meinem Kreis nun gar nichts." Er zog sich ganz auf sich selbst zurück, und war offenbar in einer Uebergangsperiode seines Lebens begriffen. Ebenfalls im Februar schrieb Wieland an Merck: „Goethe und Herder sind für mich, als ob sie gar nicht da wären. Mit Jenem — was für herrliche Stunden und halbe Tage lebte ich im ersten Jahre! Nun ist's, als ob in den fatalen Verhältnissen, worin er steckt, ihn sein Genius ganz verlassen hätte; seine Einbildungskraft scheint erloschen; statt der allbelebenden Wärme, die sonst von ihm ausging, ist politischer Frost um ihn her. Er ist immer gut und harmlos, aber — er theilt sich nicht mehr mit." Seinem Schwager Schlosser ließ Goethe sogar durch seinen Bedienten Briefe beantworten, ohne auch nur ein einziges eigenhändiges Wort beizufügen. Wir werden auf diese Entwickelungsperiode im Leben unseres Dichters zurückkommen. Hier nur noch einige Worte über dessen Verhältniß zu Herder, der am 2. Oktober 1776 in Weimar angekommen war. Eine innige Vertraulichkeit konnte nie zwischen Beiden aufkommen. Der Superintendent war nicht zu jovialem Lebensgenuß gestimmt; er stand daher auch nur mit Einem Fuße in dem heitern Kreise der Herzoginmutter, und dem Herzog selbst trat er in der vollen Würde seines Amtscharakters gegenüber. Dagegen

schlossen sich die ernste Herzogin Louise, ihr Oberhofmeister Graf Görz, Einsiedel und Knebel eng an Herder an, was wohl Goethe noch mehr verstimmte.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Wir wissen, wie liebebedürftig Goethe war, und wie auf ihn in vollem Maaße das Wort Anwendung fand: „Ein ander Städtchen, ein ander Mädchen." Auch können wir als gewiß annehmen, daß das Genieleben am Hofe zu Weimar den schönen jungen Mann gewiß auch zu Siegen der Liebe getragen haben wird. Er besaß eine starke Sinnlichkeit, und seine Lippe mochte „gewohnt sein, von der Liebe süßem Glück zu schwellen, und wie eine gold'ne Himmelspforte lallende Seligkeit aus- und einzustammeln." Namentlich mochte die schöne Schauspielerin Korona Schröter, die er nach Weimar gebracht hatte, nicht unempfindlich gegen die Liebesbewerbung des leidenschaftlichen Dichters sein, obwohl dieser uns sein Verhältniß zu Der-

selben im Dunkel läßt. In dem Gedicht „Auf Miedings Tod" (1782) setzt er ihr folgendes Denkmal:

Es gönnten ihr die Musen jede Gunst,
Und die Natur erschuf in ihr die Kunst.
So häuft sie willig jeden Reiz auf sich,
Und selbst Dein Name ziert, Korona, Dich.
Sie tritt herbei. Seht sie gefällig stehn!
Nur absichtslos, doch wie mit Absicht schön,
Und hocherstaunt seht Ihr in ihr vereint
Ein Ideal, das Künstlern nur erscheint.

Ein edles, inniges und dauerndes Verhältniß dagegen hatte er zu Charlotte von Stein, der Gemahlin des herzoglichen Stallmeisters, einer der geistvollsten Frauen am Hofe von Weimar, und der innigsten Freundin der Herzogin Louise. Sie war dreiunddreißig Jahre alt, als Goethe sie sah und liebte. Aber sie wies die Gluth seiner Leidenschaft in die Schranken zurück, die ihre Ehe zwischen ihr und ihm aufgerichtet hatte, und erwiderte die gemäßigte und gereinigte Liebe innerhalb dieser Schranken, so daß weder der Neid der Höflinge gegen den glücklichen Dichter in dem Verhältniß einen Tadel fand, noch die Freundschaft des Letzteren zu dem Stallmeister darunter litt. Goethe's Briefwechsel mit der Geliebten verstattete einen vollen Einblick in das zarte Verhältniß und den Einfluß, den es auf sein Seelenleben übte,

und der in einzelnen Gedichten „An Lida," wie im „Torquato Tasso" seine poetische Verherrlichung gefunden hat:

> Und was hat mehr das Recht, Jahrhunderte
> Zu bleiben, und im Stillen fortzuwirken,
> Als das Geheimniß einer edlen Liebe,
> Dem holden Lied bescheiden anvertraut?

Goethe bezeichnet die Liebe zur Stein als seinen „Talisman," als „das reinste, schönste, wahrste Verhältniß, das er außer seiner Schwester je zu einem Weibe gehabt." Zur näheren Charakterisirung führen wir einige Briefstellen an. „Meine Nähe zu Dir fühle ich immer, Deine Gegenwart verläßt mich nie. Durch Dich habe ich einen Maaßstab für alle Frauen, ja für alle Menschen, durch Deine Liebe einen Maaßstab für alles Schicksal." — „Ja liebe Lotte, jetzt wird es mir erst deutlich, wie Du meine eigene Hälfte bist und bleibst. Ich bin kein einzelnes, selbstständiges Wesen, alle meine Schwächen habe ich an Dich angelehnt, meine weichen Seiten durch Dich beschützt, meine Lücken durch Dich ausgefüllt. Wenn ich nun entfernt von Dir bin, so wird mein Zustand höchst seltsam . . . . . . Wie freu' ich mich, Dir ganz anzugehören." — „Nun lebe wohl, Du Geliebteste, Einzige, der sich meine ganze Seele enthüllen und hingeben mag; ich freue mich

Deiner Liebe, und rechne darauf für alle künftigen Zeiten." Nach seiner Rückkehr aus Italien, wo jugendliche Reize ihn mit einem Liebesnetz umsponnen, und nach seinem Verhältniß zu Christiane Vulpius, verschwand die Liebe der um sieben Jahre älteren Frau zu dem Dichter, und erst nach langem Zwischenraum entspann sich wieder ein freundschaftliches Verhältniß. Damals (1789), als alle Anstrengungen, die alte Liebe herzustellen, vergebens waren, schloß er seinen Tasso mit den schmerzlichen Versen:

> Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
> Gab mir ein Gott, zu sagen, was ich leide!

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Im Frühling und Sommer des Jahres 1777 lebte Goethe, wie wir oben schon andeuteten, so weit seine Amtsgeschäfte es erlaubten, zurückgezogen in seiner Gartenwohnung an der Ilm, bauend, pflanzend, zeichnend und mit dem Entwurf des Romans „Wilhelm Meisters Lehrjahre" beschäftigt. Mitten in dieses Stillleben fiel die am 16. Juni einbrechende Trauerbotschaft vom Tode seiner geliebten Schwester, den er nicht so nahe geglaubt. In seinem Tagebuche ist der Tag mit den Worten bezeichnet: „Brief des Todes von meiner Schwester. Dunkler, zerrissener Tag," und die nächstfolgenden Tage mit: „Leiden und Träume." Sein Schmerz war um so tiefer, als er in dem Strudel der Weimarer Wirthschaft der Verstorbenen so selten

ein Wort der Liebe geschrieben hatte. Am 28. Juni schrieb er an seine Mutter: „Ich kann Ihnen Nichts sagen, als daß mir der Tod der Schwester nur desto schmerzlicher ist, da er mich in so glücklichen Zeiten überrascht, wo das Glück sich gegen mich immer gleich bezeigt. Ich kann nur menschlich fühlen, und überlasse mich der Natur, die uns heftigen Schmerz nur kurze Zeit, Trauer lange empfinden läßt. Leben Sie glücklich; sorgen Sie für des Vaters Gesundheit; wir sind nur ein Mal so beisammen." Seinen Schmerz sprechen auch die folgenden Verse aus:

Alles gaben die Götter, die Unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz,
Alle Freuden die unendlichen,
Alle Schmerzen, die unendlichen ganz.

Und als Schlosser sich im November mit Johanna Fahlmer, Jacobi's Tante, verlobte, schrieb er Dieser: „Gott segne Dich, und lasse Dich lange leben auf Erden, wenn Dir's wohl geht. Mir ist's wunderlich auf Deinen Brief; mich freut's, und ich kann's doch nicht zurecht legen. Daß Du meine Schwester sein kannst, macht mir einen unverschmerzlichen Verlust wieder neu; also verzeihe meine Thränen bei Deinem Glücke. Das Schicksal habe seine Mutterhand über Dir, und halte Dich so warm, wie's mich hält, und

gebe, daß ich mit Dir Freuden genieße, die es meiner armen ersten versagt hat."

Eine wohlthuende Zerstreuung gewährte ihm der Namenstag der regierenden Herzogin im August, zu welchem er die Festlichkeiten arrangirte. Nach demselben ging er mit dem Herzog nach Ilmenau, wo er sich beim nächtlichen Tanze mit den Bäuerinnen von Stutzerbach ein Zahnfleischgeschwulst zuzog, das ihn ins Zimmer bannte und verhinderte, an den Jagdpartieen im Eisenach'schen Theil zu nehmen. Er blieb daher auf der Wartburg zurück. Am 21. September traf Merck in Eisenach zu einem Besuche ein, von welchem dessen freundschaftliches Verhältniß zu dem Herzog und sein Briefwechsel mit Demselben datirt. Namentlich bediente sich der Herzog seiner als Rathgeber beim Ankauf von Kunstwerken. Ueber seinen Besuch schrieb er am 3. November an Nicolai: „Ich habe Goethen neuerlich auf der Wartburg besucht, und wir haben zehn Tage zusammen wie die Kinder gelebt. Mich freuts, daß ich von Angesicht gesehen habe, was an seiner Situation ist. Das Beste von Allem ist der Herzog, den die Esel zu einem schwachen Menschen gebrandmarkt haben, und der ein eisenfester Charakter ist. Ich würde aus Liebe zu ihm eben das thun, was Goethe thut. Die Mährchen kommen alle von Leuten, die ohngefähr so viel Auge haben,

zu sehen, wie die Bedienten, die hinterm Stuhl stehen, von ihren Herren und deren Gespräch urtheilen können. Dazu mischt sich die scheußliche Anekdotensucht unbedeutender, negligirter, intriganter Menschen, oder die Bosheit Anderer, die noch mehr Vortheil haben, falsch zu sehen. Ich sage Ihnen aufrichtig, der Herzog ist einer der respektabelsten und gescheidtesten Menschen, die ich je gesehen habe — und, überlegen Sie, dabei ein Fürst und ein Mensch von zwanzig Jahren*). Ich dächte, Goethe's Gesellschaft, wenn man muthwillig voraussetzen will, er sei ein Schurke, sollte doch mit der Zeit ein wenig guten Einfluß haben. Das Geträtsche, daß er sich nach Goethe bilde, ist so unleidlich unwahr als Etwas; denn es ist ihm Niemand unausstehlicher als Goethe's Affen; „Nach Merck's Entfernung stellte sich bei Goethe die Sehnsucht nach seiner Gartenwohnung ein: „Gern," schreibt er, „kehr' ich doch zurück in mein enges Nest, nun bald in Sturm gewickelt, in Schnee verweht, und, will's Gott, in Ruhe vor den Menschen, mit denen ich doch nichts zu theilen habe. Hier habe ich weit weniger gelitten, als ich gedacht habe, bin aber in viel Entfremdung bestimmt, wo ich doch noch Band glaubte. Der Herzog wird mir immer näher und näher, und

*) Der Herzog war acht Jahre jünger als Goethe.

Regen und rauher Wind rückt die Schafe zusammen. — — Regieren!!“ Am 10. Oktober kehrte er zurück, und fühlte sich so wohl, daß er am 14. November in sein Tagebuch schrieb: „Heiliges Schicksal! Du hast mir mein Haus gebaut und ausstaffirt über meine Bitten. Ich war vergnügt in meiner Armuth unter meinem halbfaulen Dache; ich bat Dich, mir's zu lassen, aber Du hast mir Dach und Beschränktheit vom Haupte gezogen wie eine Nachtmütze. Laß mich nun auch frisch und zusammen genommen der Reinheit genießen! Amen, ja Amen winkt der erste Sonnenblick!“ Wahrscheinlich entstand um diese Zeit auch das Gedichtchen „Hoffnung“:

Schaff', das Tagwerk meiner Hände,
Hohes Glück, daß ichs vollende!
Laß, o laß mich nicht ermatten.
Nein, es sind nicht leere Träume!
Jetzt nur Stangen, diese Bäume,
Geben einst noch Frucht und Schatten.

Mit dem zurückgezogenen Leben, in dem er sich nur dem Herzog und den Amtsgeschäften widmete, waren seine Freunde am Unzufriedensten. Allein er ließ sie klagen, und lebte für sich hin. Doch benützte er ein großes Treibjagen zu Ende Novembers zu einer Harzreise, die auch den Zweck hatte, das Berg- und Hüttenwesen, für das er sich seit der kürzlich von ihm be-

triebenen Wiederherstellung des Ilmenauer Bergwerkes lebhaft interessirte, aus unmittelbarer Anschauung genau kennen zu lernen. Am 29. November trat er die Reise an, welche er uns in der berühmten Ode „Harzreise im Winter“ schildert. Er reiste im strengsten Inkognito: „Die Menschen streichen sich recht auf mir auf, wie auf einem Probirstein; ihre Gefälligkeit, Gleichgiltigkeit, Hartleibigkeit und Grobheit, Eines mit dem Andern macht mir Spaß. Ich heiße Weber, bin ein Maler, habe Jura studirt, oder ein Reisender überhaupt, betrage mich sehr höflich gegen Jederman, und bin überall wohl aufgenommen.“ Auf dem Weg zur Baumannshöhle am 1. Dezember schwebte hoch im düsteren Schneegewölk ein Geier über ihm, was er zur Einleitung seiner Ode benützte:

Dem Geier gleich,
Der auf schweren Morgenwolken
Mit sanftem Fittig ruhend
Nach Beute schaut,
Schwebe mein Lied —

In dem Labyrinth der Höhle „verschwanden vor dem ruhigen Blick alle die Wunderbilder, die sich eine düsterwirkende Einbildungskraft so gern aus formlosen Gestalten erschaffen mag; dafür blieb aber auch das eigene Wahre desto reiner zurück.“ In Wernigerode besuchte er unter Wahrung seines Inkognitos einen

jungen Mann, Plessing, einen Wertherkranken, der sich durch Selbstquälerei aufrieb, und wie viele andere gleichgestimmte Jünglinge Briefe mit Schilderung seines Seelenzustandes an Goethe gerichtet, die dieser aber nicht beantwortet hatte. Es gelang ihm nicht, den Unglücklichen zur Vernunft zu bringen, woher die Verse der Ode:

Aber wer heilet die Schmerzen
Deß, dem Balsam zu Gift ward?
Der sich Menschenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank?
Erst verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eigenen Werth
In ungenügender Selbstsucht.

Acht Tage lang besuchte und besah er zu Goslar und Klausthal die Bergwerke des Harzes. Am 10. Dezember bestieg er den Gipfel des berühmten Brockens,

Und Altar des lieblichsten Dankes
Wird ihm des gefürchteten Gipfels
Schneebehangener Scheitel,
Den mit Geisterreihen
Kränzten ahnende Völker.

An Charlotte Stein schrieb er: „Wie ich zum Torfhause kam, saß der Förster bei seinem Morgenschluck in Hemdsärmeln, und diskursive redete ich vom Brocken, und er versicherte die Unmöglichkeit, hinauf zu gehen, und wie oft er Sommers droben gewesen wäre, und wie leichtfertig es wäre, jetzt es zu versuchen. Die Berge waren im Nebel, man sah nichts, und so, sagt' er, ist's auch jetzt oben, nicht drei Schritte vorwärts können Sie sehen, und wer nicht alle Tritte weiß &c. Ich war still, und bat die Götter, das Herz dieses Menschen zu wenden und das Wetter, und war still. So sagt er mir: nun können Sie den Brocken sehen. Ich trat an's Fenster, und er lag vor mir, klar wie mein Gesicht im Spiegel. Da ging mir das Herz auf, und ich rief: Und ich sollte nicht hinauf kommen! haben Sie keinen Knecht, Niemandem — und er sagte: ich will mit Ihnen gehen. — — Ich habe ein Zeichen in's Fenster geschnitten zum Zeugniß meiner Freudenthränen, und wär's nicht an Sie, hielt ich's für Sünde, zu schreiben. Ich hab's nicht geglaubt bis auf der obersten Klippe. Alle Nebel lagen unten, und oben war herrliche Klarheit, und heute Nacht bis früh war er im Mondschein sichtbar, und finster auch in der Morgendämmerung, da ich aufbrach.“ Bei'm Herabsteigen beobachtete er die herrliche Erscheinung farbiger Schatten, die er später in seiner Farbenlehre beschrieben. In den nächsten Tagen besuchte er noch einige Bergwerke, und traf am 16.

Dezember in Weimar ein. Seine gehobene Gemüthsstimmung während dieser Reise schildert die Ode mit den Worten:

Aber den Einsamen hüll'
In Deine Goldwolken;
Umgib mit Wintergrün,
Bis die Rose heranreift,
Die feuchten Haare,
O Liebe, Deines Dichters.

Mit der dämmernden Fackel
Leuchtest Du ihm
Durch die Furten bei Nacht,
Ueber grundlose Wege
Auf öden Gefilden;
Mit dem tausendfarbigen Morgen
Lachst Du in's Herz ihm;
Mit dem birgenden Sturm
Trägst Du ihn hoch empor;
Winterstürme stürzen vom Felsen
In seine Psalmen.

Sechsundvierzigstes Kapitel.

In den ruhigen Tagen nach seiner Rückkehr vollendete Goethe das erste Buch des Wilhelm Meister, auf den wir erst später eingehen können, und schrieb für den Geburtstag der Herzogin das Lustspiel „Die Empfindsamen" (das wir jetzt umgearbeitet und unter dem Titel „Triumph der Empfindsamkeit" besitzen). Dasselbe ward zunächst veranlaßt durch die vielen Wertherkranken, die sich an den Dichter wendeten, und diente nun dazu, seinen Werther unerbittlich zu satyrisiren; auch verspottete er in ihm durch Aufnahme seiner erst ein Jahr alten „Proserpina" die damals herrschende Monodramensucht. Die Ausstattung in Hinsicht auf Dekorationen, Tanz und Musik schnitt er nach dem nächsten Zweck des Stücks, einen pompliebenden Hof

zu ergötzen, zu. Das neue Jahr (1778) riß ihn wieder in einen Strom von Zerstreuungen und Vergnügungen, Schweinhatzen, Schlittenfahrten, Redouten, Stegreifkomödien in Ellersburg, Theaterproben u. s. w., in welche der Selbstmord eines schönen Hoffräuleins, das sich, wie man sagt, aus verschmähter Liebe und den Werther in der Tasche, am 17. Januar in der Ilm ertränkte, einen grellen Mißton brachte. Goethe ging der Tod nahe, und er beschäftigte sich sogleich damit, die Uferstelle der That zu einem Plätzchen des Andenkens herzurichten. „Man übersieht von da", schreibt er an Charlotte Stein, „in höchster Abgeschiedenheit den Ort ihres Todes. Wir haben bis in die Nacht gearbeitet, zuletzt noch ich allein bis in ihre Todesstunde ..... Ich habe an Erinnerungen und Gedanken just genug ...... Diese einladende Trauer hat was gefährlich Anziehendes, wie das Wasser selbst, und der Abglanz, der aus Beiden leuchtet, lockt uns." Diesem Ereigniß verdanken zwei Gedichte, die wir hier mittheilen wollen, ihre Entstehung: Die Ballade „Der Fischer", welche das geheimnißvolle Locken des Wassers allegorisirt, und das Lied „An den Mond", dem in der jetzigen Form jedoch die speziellen Ursprungsbeziehungen entnommen sind.

An den Mond.

Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch ein Mal
Meine Seele ganz;

Breitest über mein Gefild
Lindernd Deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Ueber mein Geschick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit,
Wandle zwischen Freud' und Schmerz
In der Einsamkeit.

Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh!
So verrauschte Scherz und Kuß
Und die Treue so.

Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt!

Rausche, Fluß, das Thal entlang,
Ohne Rast und Ruh,
Rausche, flüstre meinem Sang
Melodieen zu!

Wenn Du in der Winterpracht
Wüthend überschwillst,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillst.

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält,
Und mit dem genießt!

Was vom Menschen nicht gewußt,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht!

———

Der Fischer.

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran,
Sah nach dem Angel ruhevoll,
Kühl bis an's Herz hinan.
Und wie er sitzt, und wie er lauscht,
Theilt sich die Fluth empor;
Aus dem bewegten Wasser rauscht
Ein feuchtes Weib hervor.

Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm:
Was lockst Du meine Brut
Mit Menschenwitz und Menschenlist
Hinauf in Todesgluth?

Ach wüßtest Du, wie's Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund,
Du stiegst herunter, wie Du bist
Und würdest erst gesund.

Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?
Kehrt, wellenathmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?
Lockt Dich der tiefe Himmel nicht,
Das feucht verklärte Blau?
Lockt Dich Dein eigen Angesicht
Nicht her in ew'gen Thau?

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Netzt ihm den nackten Fuß;
Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll
Wie bei der Liebsten Gruß.
Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm,
Da war's um ihn gescheh'n:
Halb zog sie ihn, halb sank er hin,
Und ward nicht mehr geseh'n.

Nach den Geburtstagsfestlichkeiten folgten ruhigere Tage, in denen sich Goethe seinem Stillleben wieder hingab, so daß Wieland am 12. April an Merck schrieb: „Goethe bekomme ich gar nicht mehr zu sehen". Nur auf der Eisbahn war er zuweilen, so lange der Frost es gestattete. Interessant ist folgende Stelle eines Briefs an des Dichters Mutter von einem

Dritten, wenn man sich neben dem Pomp des kleinen Hofes die damaligen elenden Zustände des Volkes in Deutschland vergegenwärtigt: „Neues wüßte ich Ihnen nichts zu schreiben, als daß der geheime Legationsrath dann und wann mit den Herrschaften Abends Schlittschuhe läuft, und zwar en masque. Die Herzoginnen, gnädigen Frauen und Fräuleins lassen sich im Schlitten schieben. Der Teich, welcher nicht klein ist, wird rundum mit Fackeln, Lampen und Pechpfannen erleuchtet. Das Schauspiel wird auf der einen Seite mit Hautboisten- und Janitscharenmusik, auf der andern mit Feuerrädern, Raketen, Kanonen und Mörsern vervielfältigt. Es dauert oft zwei bis drei Stunden." Im Frühjahr sorgte der geheime Legationsrath in seiner Eigenschaft als maître de plaisir für Verschönerung des Parks; doch nahm er auch eine das Vaterland oder vielmehr den Herzog betreffende politische Frage oder vielmehr dynastische Angelegenheit (denn um Vaterland und Politik bekümmerte er sich, so weit sie mit der Person seines Fürsten nicht unmittelbar zusammenhingen, wenig oder gar nicht) seine Thätigkeit in Anspruch. Der Herzog von Weimar nämlich glaubte bei Gelegenheit des bairischen Erbfolgestreits „alte Rechte" (wie Goethe es nennt) auf Land und Leute, die er nicht besaß, geltend machen zu können, und gerieth sogar in eine dem Dichter sehr widerwärtige Kriegsbe-

geisterung, die der Letztere mittelst Ausflügen, Kinderfesten und einer Auerhahnbalz, wozu im glücklichen Moment der Herzog von Dessau einlud, zu dämpfen verstand. Eine Reise nach Berlin, die gleichwohl im Mai unternommen wurde, und welche Goethe viel Genuß, aber nicht die Ehre gewährte, dem großen König vorgestellt zu werden, auf welcher er sich aber in preußischen Staaten hütete, ein „laut' Wort" hervorzubringen, „das sie nicht können drucken lassen", hatte keinen weiteren Erfolg, als daß der „Stern", eine parkartige Anlage am Ufer der Ilm nach dem Muster des unterwegs gesehenen Parks von Wörlitz umgeschaffen wurde. Die phantastischen, mit großem Aufwand verbundenen Festivitäten wollten nun wieder kein Ende nehmen; und natürlich war es wieder der geheime Legationsrath, der den Lustigmacher des genußsüchtigen Hofes spielte. Ein solches Fest war am 9. Juli, dem Namenstag der Herzogin Louise, ein ähnliches am 22. August zur Feier der Rückkehr der Herzogin Amalie von einer Reise, ein drittes am 20. Oktober, dem Geburtstag der Letzteren, bei welchem Goethe in seinem „Jahrmarktfest zu Plundersweilern" als — Marktschreier auftrat. Alle diese Allotrien nahmen seine Zeit so sehr in Anspruch, daß er zu keiner ernstlichen Arbeit kam, und es vollkommen erklärlich ist, wie der gerade und scharfblickende Merck, der am 31. Mai

des folgenden Jahres (1779) wieder auf anderthalb Monate zu Besuch nach Weimar kam, am Ende verstimmt werden und in die Worte ausbrechen konnte: „Was Teufel fällt dem Wolfgang ein, hier am Hofe herumzuschranzen und zu scherwenzen, Andere zu hudeln, oder, was mir Alles Eins ist, sich von ihnen hudeln zu lassen? Giebt es denn nichts Besseres für ihn zu thun?“ Und wie er zu Goethe selbst sagen konnte: „Siehst du, im Vergleich mit dem, was du der Welt sein könntest, und nicht bist, ist mir Alles, was du geschrieben hast, Dreck.“ Von da an datirt der Bruch Goethe's mit Merck, obwohl derselbe noch nicht gleich ausbrach. Ueber dem, was unserm Dichter mit Recht zur Last zu legen ist, dürfen wir jedoch einzelne Züge von Wohlwollen, ja von Edelmuth nicht vergessen. Eben im Jahr 1778 nahm er sich eines ohne eigene Schuld veramten Unglücklichen aus Gera, der sich brieflich an ihn wendete, nachdrücklich an, und unterstützte denselben Jahre lang mit bedeutenden Summen. In der Antwort auf den ersten Brief des Unbekannten kommen die schönen Worte vor: „Dem, der sich mit den Wellen herumarbeitet, ist's wohl der schlimmste Herzensstoß, wenn der Wille nicht Kräfte genug hat, Alle zu retten, die der Sturm an seine Küste treibt.“ Ebenso ließ er sich um dieselbe Zeit die Erziehung eines Findlings aus

der Schweiz angelegen sein, wie er schon ein Mal in Mainz einen vagirenden Knaben aufgegriffen hatte. Aehnlichen Zügen begegnen wir auch weiterhin in seinem Leben; aber man muß dieselben nicht übertreiben. Goethe hat sie mit der großen Mehrzahl der Menschen gemein. Ebenso wenig kann es als ein besonderes Verdienst betrachtet werden, daß er bei den häufigen Feuersbrünsten im Lande hie und da Hülfe leistete. Das thun Tausende, ohne daß man davon spricht; und das Genie hat kein Privilegium der Unmenschlichkeit. Wenn Goethe in seinem Tagebuch bei Gelegenheit sagt: „Das Elend wird mir nach und nach so prosaisch wie ein Kaminfeuer; aber ich lasse doch nicht ab mit meinen Gedanken, und ringe mit dem unerkannten Engel, und soll ich mir auch die Hüfte ausrenken,“ — so hätte er dies in seiner Stellung sicher nicht durch Privatwohlthaten, sondern zuallernächst dadurch beweisen müssen, daß er nicht Angesichts des Elendes des Landes das Geld des Landes zum Vergnügen genußsüchtiger Weiber und Hofschranzen verschwendet hätte. An's Hüfteausrenken war beim Mangel jedes ernstlichen Kampfes ohnedies nicht zu denken.

Die poetische Ausbeute des Jahres 1778 war sehr gering. Außer den angeführten Gedichten und einem anderen „Physiognomische Reisen“ zur Beruhigung der Lavaterianer gegen Lichtenbergs unwidersteh-

liche Angriffe wurden nur einige Szenen des Egmont geschrieben; Wilhelm Meister dagegen blieb liegen. Mit Beginn des Jahres 1779 wurde Goethe auch die Direktion der Kriegs- und Wegbaukommission übertragen. Die vielfachen Reisen, die er auf diesen Anlaß im Ländchen herum machte, regten jedoch seine Produktionskraft wieder an. Namentlich schrieb er vom 14. Februar bis zum 28. März das Drama „Iphigenie auf Tauris" nieder, das wir aber, da es in Italien in eine andere Form gegossen wurde, erst später besprechen. An der Fortsetzung des Egmont hinderten ihn die Frühlings- und Sommerlustbarkeiten des Hofs und der schon angeführte Besuch Merck's. In diese Zeit fällt auch der Bruch mit Jacobi, dessen „Woldemar", das langweiligste Produkt der Schönseligkeit, Goethe mit Recht verspottet hatte; eine Annäherung fand erst im Jahr 1782 wieder statt.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Wir haben die innere Gährung bereits angedeutet, der unser Dichter seit 1777 unterlag. Auch der Herzog scheint von dem im Grunde doch leeren Pomp der Hoffeste nachgerade übersättigt gewesen zu sein, und das Bedürfniß einer etwas geregelteren Lebensweise empfunden zu haben. In den ersten Tagen des August wurden zwischen ihm und Goethe „unaussprechliche Dinge in großer, interessanter Unterhaltung durchgesprochen", die zunächst auf den sorgfältig verheimlichten Plan einer Schweizerreise auslief, von der man als anderer Mensch zurückkommen wollte. Vorher jedoch ernannte der Herzog Goethe — zu dessen Geburtstag — zum geheimen Rath, welcher Gunst im nächsten Jahr eine Besoldungszulage von 200 Thalern folgte, was den Neid der übrigen herzoglichen Diener gewaltig aufregte, der wohl auch durch des Günstlings Benehmen Nahrung empfangen mochte; denn dieser

fühlte sich „seit dem Tage wie durch ein Wunder in eine frische Gegenwart der Dinge versetzt", und „das Lumpige war ohne Einfluß auf seinen Humor", der sich besonders wieder in der Belustigung der Allerhöchsten Herrschaften entwickelte, seine besten Freunde aber, wie Wieland, tief verletzte.

Am 12. September 1779 traten Goethe und der Herzog in tiefstem Inkognito in Begleitung des Oberforstmeisters von Wedel und zweier Bediener die Reise an. Sie führte über Frankfurt, wo die Reisenden in des Dichters Elternhause wohnten, Straßburg, wo Goethe die dorthin verheirathete Lili wiedersah, und von wo er Friederike in Sesenheim besuchte, Emmendingen und Freiburg nach Basel, und von hier aus durch das wildromantische Münsterthal nach Biel, in dessen Nähe Rousseau's Insel besucht wurde, und Bern. Am 9. Oktober begannen sie ihre viertägige Fahrt in's Berner Oberland, in welchem der Anblick des Staubachs die folgende schöne Ode hervorrief:

Gesang der Geister über den Wassern.

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,

Und wieder nieder,
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd.

Strömt von der hohen
Steilen Felswand
Der reine Strahl,
Dann stäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum glatten Fels.
Und leicht empfangen
Wallt er verschleiernd,
Leis rauschend
Zur Tiefe nieder.

Ragen Klippen
Dem Sturz entgegen,
Schäumt er unmuthig
Stufenweise
Zum Abgrund.

Zum flachen Bette
Schleicht er das Wiesenthal hin,
Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Gestirne.

Wind ist der Welle
Lieblicher Buhler,
Wind mischt von Grund aus
Schäumende Wogen.

Seele des Menschen,
Wie gleichst du dem Wasser,
Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind!

Nach einander wurden sodann der Neuenburger und der Genfersee und Genf besucht, der südliche Jura und die Gebirge Savoyens und des Wallis durchstreift und — am 12. November — der St. Gotthard bestiegen. Die Rückreise ging sodann durch Uri über Luzern und Zürich an den Bodensee und nach Schaffhausen, und von da über Stuttgart, Karlsruhe, Mannheim, Darmstadt und Frankfurt nach Hause, wo die Wanderer am 13. Januar 1780 nach viermonatlicher Abwesenheit wieder eintrafen.

Die Eindrücke der Reise lassen wir unsern Dichter aus Brief- und Tagebuchstellen selbst schildern. Von Basel aus schrieb er: „Die Schweiz liegt vor uns, und wir hoffen mit Beistand des Himmels in den großen Gestalten der Welt uns umzutreiben, und unsere Geister im Erhabenen der Natur zu baden." Im Biesthal entwickelte sich in ihm die Idee, die er bis in's späteste Alter festgehalten, daß die vulkanischen Erdrevolutionen nur als lokale Erschütterungen zu betrachten seien, daß aber die Massen, welche die Erdrinde bilden, sich im Ganzen und Großen nach der Schwere und Aehnlichkeit ihrer Theile zusammengesetzt

haben. Auf den Staubbach bezieht sich die Notiz: „Kein Gedanke, keine Beschreibung, noch Erinnerung reicht an die Schönheit und Größe der Gegenstände und ihre Lieblichkeit in solchen Lichtern, Tageszeiten und Standpunkten." In Genf lernte er Saussure, den Erforscher der Alpenkette, kennen, auf dessen Rath trotz der vorgerückten Jahreszeit die Reise in die Savoyer Eisgebirge unternommen wurde. „Unterweges ist es meine Art, die schönen Gegenden zu genießen, daß ich mir meine abwesenden Freunde wechselweise herbeirufe, und mich mit ihnen über die herrlichen Gegenstände unterhalte. Komm' ich in ein Wirthshaus, so ist ausruhen, mich rückerinnern und an Sie schreiben Eins, wenn schon manchmal die allzusehr ausgespannte Seele in sich selbst zusammenfiel und mit einem halben Schlaf sich erholte." Hauptsächlich gab er sich einer klaren, ruhigen Auffassung der wechselnden Naturbilder hin, welche die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Naturkunde vorbereitete. Was sonst unbeachtet dem Reisenden vorüberfliegt, fesselte seine Aufmerksamkeit. „Die Wolken, eine dem Menschen von Jugend auf so merkwürdige Lufterscheinung, ist man auf dem platten Lande doch nur als etwas Fremdes, Ueberirdisches anzusehen gewohnt. Man betrachtet sie nur als Gäste, als Streichvögel, die unter einem andern Himmel geboren, von dieser oder jener

Gegend bei uns augenblicklich vorbeigezogen kommen, als prächtige Teppiche, womit die Götter ihre Herrlichkeit vor unsern Augen verschließen. Hier aber ist man von ihnen selbst, wie sie sich erzeugen, eingehüllt, und die ewige innerliche Kraft der Natur fühlt man sich ahnungsvoll durch jede Nerve bewegen." Auf dem Gotthard ergriff Goethe die Erinnerung, wie er „vor vier Jahren mit ganz anderen Sorgen, Gesinnungen Planen und Hoffnungen in anderer Jahreszeit einige Tage da verweilte und sein künftiges Schicksal nicht vorausahnend, durch ein unbestimmtes Etwas bewegt, Italien den Rücken zukehrte, und seiner jetzigen Bestimmung unwissend entgegen ging." An Frau von Stein schreibt er: „Auch jetzt reizt mich Italien nicht. Daß dem Herzog diese Reise nichts nützen würde jetzo, daß es nicht gut wäre, länger vom Hause zu bleiben, daß ich Euch wiedersehen werde, Alles wendet mein Auge zum zweiten Mal von dem gelobten Lande ab, ohne das zu sehen ich hoffentlich nicht sterben werde." In Zürich war Goethe bis zum 2. Dezember mit Lavater zusammen. Schon am 8. Oktober hatte er Demselben von Thun aus geschrieben: „Ja lieber Bruder, Dich wieder zu sehen ist einer meiner beständigsten Wünsche diese Jahre her, und wird nun auch bald erfüllt. Ich habe Dir viel zu sagen und viel von Dir zu hören. Wir wollen wechselsweise Rechnung von

unserm Haushalten ablegen, einander segnen und für die Zukunft stärken ...... Mein Gott, dem ich immer treu geblieben bin, hat mich reichlich gesegnet im Geheimen; denn mein Schicksal ist den Menschen ganz verborgen; sie können nichts davon sehen, noch hören. Was sich davon offenbaren läßt, freu' ich mich, in Dein Herz zu legen." Trotz dieser salbungsvollen Sprache war sich Goethe aber wohl bewußt, wie sie nur noch „mit ihren Existenzen nahe standen, mit ihren Gedanken und Imaginationen aber gar weit auseinander gingen gleich zwei Schützen, die, mit dem Rücken aneinander lehnend, nach ganz verschiedenen Zielen schießen." Daher schrieb er am 28. Oktober von Genf aus: „Eins werden wir aber doch wohl thun, daß wir einander unsere Partikularreligion ungehudelt lassen. Du bist gut darin, aber ich bin manchmal hart und unhold; da bitt' ich Dich im Voraus um Geduld. Denn z. E. da hat mir Tobler Deine Offenbarung Johannis gegeben; an der ist mir nun Nichts noch als Deine Handschrift; darüber habe ich sie auch zu lesen angefangen. Es hilft aber nicht, ich kann das Göttliche nirgend, und das Poetische nur hie und da finden; das Ganze ist mir fatal, mir ist's, als röch' ich überall einen Menschen durch, der gar keinen Geruch von dem gehabt hat, der da ist A und O. Siehst Du, lieber Bruder, wenn nun Deine Vorerinnerung gerade das

Gegentheil besagt, und unter dem 29. September 1779! da werden wir wohlthun, wenn wir irgend ein sittsam Wort sprechen. Ich bin ein sehr irdischer Mensch; mir ist das Gleichniß vom ungerechten Hausvater, vom verlornen Sohne, vom Säemann, von der Perle, vom Groschen u. s. w. göttlicher (wenn je was Göttliches da sein soll) als die sieben Botschafter, Leuchter, Hörner, Siegel, Sterne und Wehe. Ich denke auch aus der Wahrheit zu sein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne." In der That vertrugen die Beiden sich auch sehr gut mit einander, und ihre Freundschaft dauerte bis in's Jahr 1782 fort, in welchem sich der Bruch darstellte, der zwischen zwei so verschiedenen Geistern nicht ausbleiben konnte. Während der weiteren Rückreise entstand nun das Singspiel „Jery und Bätely," das Goethe völlig fertig mit nach Deutschland nahm, das aber in Italien gänzlich umgearbeitet wurde. Diese Schweizeridylle sollte anschaulich machen, wie der Mann des Mädchens Sprödigkeit besiegt und ihre Liebe gewinnt, indem er sie Gefahren entreißt. In Stuttgart besahen die Reisenden die Militärakademie des Herzogs Karl von Württemberg, und hier erblickte der damals zwanzigjährige Schiller zum ersten Mal den Dichter, dessen Ruhm er in der Folge theilen sollte.

Inhalt.

Druck von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

VOLUME 2

Johann Wolfgang Goethe.

Eine Biographie

von

W. Neumann.

Zweiter Theil.

Begnüge Dich, aus einem kleinen Staate,
Der Dich beschützt, dem wilden Lauf der Welt
Wie von dem Ufer ruhig zuzusehen.
Tasso.

Suchst Du das Höchste, das Größte? Die Pflanze kann es Dich lehren,
Was sie willenlos ist, sei du es wollend, das ist's.
Xenion.



Cassel,
Ernst Balde.
1854.

Johann Wolfgang Goethe.

IV. Periode der klassischen Kunstpoesie.

(1780—1805.)

Achtundvierzigstes Kapitel.

Die Schweizerreise war, obwohl sie in die Wintermonate fiel, vom günstigsten Wetter begleitet gewesen. „Man muß gestehen," sagt Wieland, „daß Goethe das wahre enfant gâté der Natur und aller Schicksals-, Glücks- und Zufallsgötter ist..... Alle Elemente und Wetter machenden Götter und alle übrigen, die das große Kartenspiel des Zufalls mischen, sind freundlich und gutlaunig gewesen, und haben vom Anfange bis zu Ende lauter gute Karten gegeben." Mehr aber noch als über dieses Glück, erstaunte man in Weimar über die Veränderung, welche die Reise an den Reisenden selbst bewirkt hatte. Der Herzog brachte nicht blos einen „Schwedenkopf" mit nach Hause (d. h. kurz geschnittene Haare), sondern er schien sich auch

von der bisherigen genialen Liederlichkeit lossagen und mit größerem Ernste dem sogenannten Regentenberufe widmen zu wollen. Auch bei unserm Dichter zeigte sich die Veränderung nicht blos darin, daß er die burschikose Genietracht ablegte, und in gestickter Weste und Staatskleidern erschien, sondern daß auch er mehr Ernst und Besonnenheit in seine Haltung legte. Wir begegnen in seinem Tagebuch der Bemerkung: „Ich fühle nach und nach ein allgemeines Zutrauen, und gebe Gott, daß ich's verdienen möge, nicht wie's leicht ist, sondern wie ich's wünsche. Was ich trage an mir und Andern, sieht kein Mensch. Das Beste ist die tiefste Stille, in der ich gegen die Welt lebe und wachse und gewinne, was sie mir mit Feuer und Schwert nicht nehmen können.“ Welchen Stachel die liederliche Genialität bei einzelnen Personen, z. B. bei der Herzogin Louise, zurückgelassen haben mag, lesen wir zwischen den Zeilen eines Briefs des Herzogs: „Meine Frau habe ich ziemlich wohl getroffen; nur ist ihre ohnedies nicht sehr leichte Natur durch den gänzlichen Mangel an Abwechselung etwas niedergeschlagen, und da wie bekannt ein den Prinzessinnen ganz versagtes Ding das Losarbeiten ist, so ist die Ermunterung bei uns etwas Unmögliches.“ Es war also hohe Zeit, daß auf die Bahn der Solidität eingelenkt wurde. Selbst die Herzogin Amalie, die doch selbst an den

Exzentrizitäten Antheil genommen, freute sich der Aenderung und fügte besorgt hinzu: „Gott gebe, daß die weimarische Atmosphäre nichts wieder verdirbt.“ Auch gegen seine Umgebung wurde Goethe milder; welchen Eindruck er früher selbst auf seine Freunde gemacht hatte, geht aus einem Briefe Knebels an Lavater hervor: „Etwas wehe thut es mir, daß Sie Goethe verkennen. Was soll ich sagen? Ich weiß es wohl, er ist nicht allezeit liebenswürdig; er hat widrige Seiten, ich habe sie wohl erfahren. Aber die Summe des Menschen zusammen genommen ist unendlich gut. Er ist mir ein Erstaunen auch selbst von Güte..... Verkannt muß er werden, und er selbst scheint darin zu existiren; die Schönheit, die sich unter der Maske zeigt, reizt ihn noch mehr. Er ist selbst ein wunderbares Gemisch oder eine Doppelnatur von Held und Komödiant, doch prävalirt die erste. Er ist so biegsam als Einer von uns; aber Eitelkeit hat er noch etwas, seine Schwäche nicht zu zeigen. Da läßt er denn gemeiniglich leere Lücken, oder stellt einen Stein davor, oder wenn er sie sehen läßt, schlägt er mit Fäusten zu, daß man sie nicht berühre.“ Goethe mußte sich der Unliebenswürdigkeit seines Wesens wohl bewußt gewesen sein; denn schon von Zürich aus hatte er an Knebel geschrieben: „Ausdrücken kann ich Dir nicht, wie lieb Ihr mir täglich werdet, und wie

ich Gott bitte, daß er uns, wenn wir wieder näher rücken, immerfort möge fühlen und genießen lassen, was wir an einander haben, daß die ehernen, hölzernen und pappenen Schalen, die uns oft trennen, mögen zertrümmert und auf ewig in's höllische Feuer geworfen werden. Wann werden wir lernen, uns der eingebildeten Uebel entschlagen, und die wahren alsdann einander zutraulich im Moment an's Herz legen! Hebe diesen Brief auf, ich bitte Dich, und wenn ich unhold werde, zeig' ihn mir vor, daß ich in mich kehre."

Die Ausflüge und Festlichkeiten hörten zwar nicht gänzlich auf, konnten jedoch den festen Entschluß Goethe's, sich einer ernsten Amtsthätigkeit zu widmen, nicht beirren. Sobald er von einer Grippe, die er von der Reise mitgebracht, genesen war, machte er sich eifrig an die „leidige" Kriegskommissionsrepositur. „Hab' ich doch das", schrieb er im Mai 1780 in sein Tagebuch, „in anderthalb Jahren nicht können zu Stand bringen; es wird doch! Und ich will's so sauber schaffen, als wenn's die Tauben gelesen hätten. Freilich es ist des Zeugs zu viel, und der Gehilfen wenig." Unter der Mitwirkung des tüchtigen Landkommissarius Bälly arbeitete er an der Verbesserung der Kammergüter; namentlich ließ er in einigen gegen Franken hin gelegenen Aemtern so regelmäßige Abzugsgräben

und Wässerungen einrichten, daß die benachbarten würzburgischen Unterthanen sie nachahmten. Um die einzelnen Lebensvorfälle des Jahres 1780 zusammen zu nehmen, berichten wir hier, daß er im April mit dem Herzog nach Leipzig reiste, mehrmals nach Gotha ritt, um Materialien zu einem historischen Werke zu holen, oft durch Feuersbrünste in Anspruch genommen war, und im September seine gewöhnliche Tour in's Oberland machte. Dazu kamen mineralogische und botanische Streifzüge, Naturstudien und poetische Arbeiten, Hoffestlichkeiten und Besuche von interessanten Fremden, so daß er sich in einer ungemeinen Vielgeschäftigkeit bewegte, von der uns seine Tagebuchnotizen vom 26. Mai bis 26. August ein Bild geben: Theaterproben, Reisen nach Gotha, mineralogische Beschäftigungen, Dekorationsmalerei, Wirthschaftseinrichtung des Prinzen Konstantin, Feuerspritzenprobe, des Herzogs Vorbereitung und Aufnahme in die Freimaurerloge, physikalische Versuche zu Ellersburg, an verschiedenen Tagen wiederholtes Diktiren an den Vögeln und deren Aufführung, Feuersbrünste in Großbrembach, in Stadt Ilm, in Apolda, in Lobeda, Fahrten zum Bergsturz bei Kahla, herrschaftlichen Besuch und Diner in Jena, Lust und Leben in Ellersburg, Aufführung von Jery und Bätely, Besuch von benachbarten Herrschaften, von Fremden, als Leisewitz,

Schröder und Gotter u. s. w. Goethe selbst wurde im Juni ebenfalls in die Freimaurerloge aufgenommen. Im Mai schrieb er an Lavater: „In weltlichen Dingen erwerb' ich täglich mehr Gewandtheit, und vom Geiste fallen mir täglich Schuppen und Uebel, daß ich denke, er müßte zuletzt ganz nackend dastehen; und doch bleiben ihm noch Hüllen genug." Und im August: „Das Tagewerk, das mir aufgetragen ist, das mir täglich leichter und schwerer wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart. Diese Pflicht wird mir täglich theurer, und darin wünscht' ich's den größten Menschen gleich zu thun, und in nichts Größerem. Diese Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen, überwiegt alles Andere, und läßt kaum augenblickliches Vergessen zu. Ich darf mich nicht säumen; ich bin schon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte, und der babylonische Thurm bleibt stumpf unvollendet. Wenigstens soll man sagen, es war kühn entworfen, und wenn ich lebe, sollen, will's Gott, die Kräfte bis hinauf reichen." Der durch Gerüchte über seinen Gesundheitszustand und seine ganze Lage in Weimar beunruhigten Mutter schrieb er: „Was meine Lage betrifft, so hat sie unerachtet großer Beschwernisse auch sehr viel Erwünschtes für mich, wovon der beste Beweis ist, daß ich mir keine andere möglich denken kann, in die ich gegenwärtig hinübergehen möchte. Sie erinnern Sich der letzten Zeiten, die ich bei Ihnen, ehe ich hierherging, zubrachte; unter solchen fortwährenden Umständen würde ich gewiß zu Grunde gegangen sein. Wie viel glücklicher war es, mich in ein Verhältniß gesetzt zu sehen, dem ich von keiner Seite gewachsen war, wo ich durch manche Fehler des Uebergriffs und der Uebereilung mich und Andere kennen zu lernen Gelegenheit genug hatte, wo ich, mir selbst und dem Schicksal überlassen, durch so viele Prüfungen ging, die so vielen hundert Menschen nicht nöthig sein mögen, deren ich aber zu meiner Ausbildung äußerst bedürftig war. Und noch jetzt, wie könnte ich mir nach meiner Art zu sein, einen glücklicheren Zustand wünschen, als einen, der für mich etwas Unendliches hat? Denn wenn sich auch in mir täglich neue Fähigkeiten entwickelten, meine Begriffe sich immer aufhellten, meine Kraft sich vermehrte, meine Unterscheidung sich berichtigte, und mein Muth lebhafter wurde, so finde ich doch täglich Gelegenheit, alle diese Eigenschaften bald im Großen, bald im Kleinen anzuwenden." Und weiter: „Glauben Sie mir, daß ein großer Theil des guten Muths, womit ich trage und wirke, aus dem Gedanken quillt, daß alle diese Aufopferungen frei-

willig sind, und daß ich nur dürfte Postpferde anspannen lassen, um das Nothdürftige und Angenehme des Lebens mit einer unbedingten Ruhe bei Ihnen wieder zu finden." Nur dadurch allerdings, daß Goethe sich in die regste Vielthätigkeit warf, konnte er dem Schicksal der meisten Stürmer und Dränger entgehen, dem Schicksal, von der Leidenschaft aufgezehrt zu werden.

Um die guten Eindrücke der Schweizerreise in des Herzogs Seele zu fixiren, entschloß Goethe sich zur Ausarbeitung einer Biographie des aus dem dreißigjährigen Krieg bekannten Herzogs Bernhard von Weimar. Er beschäftigte sich mit dem Plan und den Vorarbeiten jedoch nur vom März bis zum Juni 1780, weil er nach Durchsicht vieler Dokumente und Kollektaneen fand, daß das Leben des Soldaten sich nicht als einzelnes biographisches Gemälde aus der Geschichte seiner Zeit mit Vortheil absondern lasse, und auch weil andere Pläne von größerem poetischen Reiz sich in den Vordergrund drängten. Doch kam die Anregung des historischen Sinnes dem Egmont zu gut, zu welchem er im Jahre 1781 zurückkehrte.

Neunundvierzigstes Kapitel.

Gleich nach der Rückkehr von der Reise arbeitete Goethe nach einzelnen im Moment beschriebenen Blättchen und Briefen eine Beschreibung derselben aus, die er schon Anfangs April im Zirkel der alten Herzogin vorlas, und von der Wieland urtheilte: „Das Ding ist eins von seinen meisterhaftesten Produktionen, und mit dem ihm eigenen großen Sinne geschrieben. Das Besondere aber, was ihn auch hier wie fast in allen Werken von Homer und Shakespeare unterscheidet, ist, daß das Ich überall durchschimmert, wiewohl ohne alle Jaktanz und mit unendlicher Feinheit. Des Herzogs wird darin, wenigstens in der Skizze, die uns Goethe las, selten, und nur mit wenigen Zügen gedacht; aber diese Züge sind so

charakteristisch, und zeichnen einen so edeln und fürstlichen Menschensohn, daß mir's, wenn ich der Herzog wäre, mehr schmeicheln würde, als eine Eloge von Mr. Thomas mit Trompeten und Pauken." In diesem Lob macht uns Wieland auf einen Zug aufmerksam, der in der Folge immer stärker bei Goethe hervortritt, nämlich auf dessen oft bis zur widerlichsten Schmeichelei gehenden unbedingten Respekt vor allen, auch dem kleinsten „Großen der Erde." Die Gestalt, in der wir die Schweizerreise jetzt besitzen, ist wahrscheinlich eine Umarbeitung der ersten Skizze.

Göthe's Kunstinteresse entfaltete sich auch in dem Jahr 1780. Eine besondere Theilnahme widmete er der seit Kurzem unter der Leitung des Malers Kraus stehenden Zeichnungsakademie; auch übte er sich selbst fortwährend im Zeichnen, namentlich im Kopiren von Kupferstichen, in den er, was mit seinen später zu besprechenden anatomischen Beschäftigungen zusammenhing, die menschliche Gestalt studiren konnte. Für Charlotte Stein fertigte er Porzellanmalereien an, und mit Oeser, der zweimal zum Besuch in Weimar war, wurden die Grundsätze der Dekorationsmalerei durchgesprochen. Für Lavater endlich vervollständigte er eine Sammlung von Albrecht Dürer, dessen Arbeiten er dabei studirte, und vor dem er alle Tage mehr Respekt zu bekommen gesteht, wie

er auch des Herzogs Liebhaberei förderte, werthvolle Handzeichnungen und Kupferstiche zu sammeln, wobei außer den Niederländern auch Deutsche und Italiener Beachtung fanden, und er sich in die Geschichte der Kunst und in die Richtung der einzelnen Malerschulen einarbeitete. „Ach Gott", rief er bei'm Anblick der schönen Caracche Rafaels aus, „daß man so lange leben muß, eh' man so was sieht und sehen lernt!" Bei seinen eigenen Arbeiten fand er, daß er sich vergebliche Mühe gebe, vom Detail in's Ganze zu lernen: „Ich habe immer nur mich aus dem Ganzen in's Detail herausarbeiten und entwickeln können. Durch Aggregation begreife ich nichts; aber wenn ich recht lange Holz und Stroh zusammengeschleppt habe, und immer mich vergebens zu wärmen suche, wenn auch schon Kohlen darunter liegen, und es überall raucht, so schlägt denn doch endlich die Flamme in Einem Wink über's Ganze zusammen." Auch die Musik ging nicht leer aus; über sie hatte er mit einem Jugendfreunde, dem Musiker Kayser, der sich im Winter von 1780 in Weimar aufhielt, und den er zu seiner Ausbildung in Wien gemeinschaftlich mit Mitteln ausstattete (wie er auch dem Maler Tischbein vom Herzog von Gotha ein Reisestipendium erwirkt hatte), belehrende Gespräche. Man machte Versuche, große Musikstücke, z. B. Händels Messias, aufzu-

führen, wobei er „neue Ideen von Deklamation" gewann.

Ueberhaupt blieb er dem Theater mit der alten Neigung zugethan: „Das Theatralische ist noch eins von den wenigen Dingen, an denen ich noch Kinder- und Künstlerfreude habe." Im Frühjahr (1780) gingen seine Iphigenia und Jery und Bätely über die Breter. Das durch die Erstere veranlaßte Studium des Euripides hatte ihn zu dem griechischen Drama überhaupt, und so auch zu den Komödieen des Aristophanes geführt, dessen „Vögel" er im Mai und den folgenden Monaten in einigen Sonntagsstunden frei und mit Beziehung auf moderne Verhältnisse zu bearbeiten anfing, ohne daß die versprochene Fortsetzung je zu Stande gekommen wäre. Statt der in's Land der Vögel ziehenden beiden Athenienser des Aristophanes stellt Goethe zwei mit ihrer Existenz unzufriedene Literaten, Hoffegut und Treufreund, dar, welche, nachdem sie bei Schuhu, dem großen Kritikus, der mit Allem unzufrieden ist und mit allen Unzufriedenen in Korrespondenz steht, ihren Zweck, ein arbeitsloses und flottes Leben zu führen, nicht erreichen konnten, ebenfalls zu den Vögeln gerathen, die sie mit politisch-socialen Lockspeisen zu kirren suchen. Ueberhaupt ist das Bruchstück von Ideen getragen, die an die späteren revolutionären Ansichten über

Recht und Eigenthum erinnern, und also, obwohl schon in der Dichtung des Aristophanes begründet, eine Geburt der eben erst verklingenden Sturm- und Drangperiode Goethe's sind. Das Stück wurde mit dem beschwichtigenden, von Korona Schröter gesprochenen Prolog am 18. August in Ellersburg aufgeführt, und machte nach Wieland einen „gar possirlichen Effekt". „Außer der mächtigen Freude", fügt Wieland bei, „die der Herzog und die Herzogin Mutter an diesem Schwank gehabt haben, ist's auch für Goethe's Freunde tröstlich, zu sehen, daß er mitten unter den unzähligen Plagereien seiner Ministerschaft noch so viele gute Laune im Salz hat." Eine andere humoristische Dichtung, „Das Neueste von Plundersweilern", wurde auf Weihnachten fertig, wie denn überhaupt der Winter von 1780 auf 1781 mit seinen zum Theil auch durch zahlreiche fürstliche Besuche vermehrten Lustbarkeiten unsern Dichter wieder nöthigte, „im Dienste der Eitelkeit die Feste der Thorheit zu schmücken": „Man übertäubt mit Maskeraden und glänzenden Erfindungen oft eigene und fremde Noth. Ich traktire diese Sachen als Künstler, und so gehts noch." Das „Neueste aus Plundersweilern", ein Gedicht zu einer Reihe von vom Hofmaler Kraus gemalten satyrischen Bildern, welches, vom Marktschreier von Plundersweilern vorgetragen, die Letzteren erklärt,

persifflirt die Literatur der Sturm- und Drangperiode, und verschont Goethe's Produkte selbst nicht im Mindesten. Außerdem rief der Winter eine Reihe von Gedichten hervor, die unter dem Titel „Maskenzüge" in Goethe's Werken stehen, weil sie bei den Hoffesten dramatisch durch Maskengesellschaften dargestellt wurden. In einem der Aufzüge, dem des Winters, war dem Dichter die Geliebte (Charlotte Stein) in der Maske der Nacht zur Seite.

Ueber diesen Winter führt Goethe mancherlei Klage. Am 20. Februar 1781 schrieb er an Merck: „Mein Winter ist in mancher Unruhe verlebt worden. Kaum drei Wochen hinter einander ohne irgend einen fürstlichen Besuch, welches mir zwar viel Ehre immer brachte, doch aber immer so viel Muse, Zeit und endlich gute Laune nahm, daß ich fast nicht weiß, ob ich gewann oder verlor." Und an Lavater schrieb er um dieselbe Zeit: „Ich bin zeither krank, meist ohne es zu sagen, daß Niemand frage, und der Kredit aufrecht bleibe. Ich halt' es oft mit den Zähnen, wenn die Hände versagen." Und weiter: „Ich lade fast zu viel auf mich, und wieder kann ich nicht anders. Staatssachen sollte der Mensch, der d'rein versetzt ist, sich ganz widmen; und ich möchte doch so viel Anders auch nicht fallen lassen." Erst das Frühjahr 1781 brachte wieder Ruhe und damit auch Lebenslust. „Die

nächsten Wochen des Frühlings", heißt es in einem Briefe an Lavater vom 9. April, „sind mir sehr gesegnet; jeden Morgen empfängt mich eine neue Blume und Knospe. Die stille, reine, immer wiederkehrende, leidenlose Vegetation tröstet mich oft über der Menschen Noth, ihre moralischen, noch mehr physischen Uebel. Zu seinem Geburtstag (28. August) veranstaltete die alte Herzogin in Tiefurt ein komisches Pantomimenspiel „Minervens Geburt, Leben und Thaten", welches mit einer Verherrlichung seines Genius schloß, wogegen Goethe sie nicht lange darauf mit einem ähnlichen Stück, „Das Urtheil des Midas", überraschte. Der Winter von 1781 auf 1782 brachte nach einem verhältnißmäßig ungestörten Sommer wieder neue Lustbarkeiten, deren wir aber in einem spätern Kapitel gedenken müssen.

Fünfzigstes Kapitel.

Indem unser Dichter „im Dienste der Eitelkeit die Feste der Thorheit schmückte", ließ er sich jedoch keineswegs von einer ernstern poetischen Thätigkeit abhalten. Schon im März 1780 trug er sich mit der Idee des Torquato Tasso, und begann im October die Ausarbeitung der ersten Szenen so eifrig, daß er in wenigen Wochen mit dem Drama bis zum zweiten Akt vorrückte, obwohl dieser vieler Unterbrechungen halber erst im Herbst 1781 fertig wurde. Da das Stück später überdies umgedichtet wurde, so kommen wir darauf zurück, und bemerken hier nur im Vorbeigehen, daß die zwei ersten Akte ganz innig mit dem Seelenleben des Dichters zur Zeit ihrer Entstehung verwebt sind. Nicht nur schildern sie die unangenehme Stellung eines Dichters am Hofe, sondern auch und hauptsächlich verleihen sie dem Verhältnisse zur Frau von

Stein den poetischen Ausdruck, sind, wie Schäfer bemerkt, „ein Dankopfer auf dem Altar der Liebe". Diese Liebe war jetzt über die Jahre des Noviziats hinausgekommen; und „seine liebe Lotte" verweigerte dem Dichter selbst das „Du" nicht, der ihr schrieb: „Deine Liebe ist das schöne Licht all' meiner Tage, Dein Beifall ist mein bester Ruhm, und wenn ich einen guten Namen von Außen recht schätze, so ist's um Deinetwillen." — Auch der Roman Wilhelm Meister wurde in den beiden Jahren fortgesetzt, kam aber nicht über das zweite Buch hinaus. Zwei Figuren dieses Romans, der Graf und die Gräfin, fanden ihr Urbild in dem gräflichen Paare Werther zum Neunheiligen, bei welchem Goethe mit dem Herzog im März 1781 einige Zeit zubrachte. — Zu den ernsten Produkten des Jahres 1781 gehört ferner „Ein Gespräch über die deutsche Literatur", welches Goethe am 6. Januar diktirte. Es ward veranlaßt durch die Schrift des Königs von Preußen, „de la littérature allemande", welche die Deutschen durch ihr wegwerfendes Urtheil kränkte. Auch Goethe war in der Schrift des Königs, besonders in den früher angeführten Worten über den Götz, hart mitgenommen. Sein Gespräch kennen wir nur durch Merck; nach einem Brief an Mösers Tochter mag er jedoch den königlichen Schriftsteller nicht nach Verdienst be-

urtheilt haben. In dem Briefe heißt es nämlich: „Ein Vielgewaltiger, der Menschen zu Tausenden mit eisernem Szepter führt, muß die Produktion eines freien und ungezogenen Knaben unerträglich finden. Ueberdies möchte ein billiger und toleranterer Geschmack wohl keine auszeichnende Eigenschaft eines Königs sein, so wenig sie ihm, wenn er sie auch hätte, einen großen Namen erwerben würde; vielmehr dünkt mich, das Ausschließende zieme sich für Große und Vornehme.“ Wie ein Mann von Selbstgefühl auch bei der abgöttischsten Verehrung der „irdischen Größen“ sich so wegwerfen und einem Kritiker gegenüber sich als ungezogenen Knaben bekennen mag, bloß weil dieser Kritiker ein König ist, das ist kaum begreiflich; aber es bestätigt sich auch hier die Bemerkung, der wir noch mehr als ein Mal begegnen werden, daß Goethe in seiner Prosa Alles zurücknimmt, was seine Poesie errungen hat, so daß es nicht in Verwunderung setzen darf, daß derselbe Mensch, der sich kurz vorher in prometheischer Hoheit gegen die Zeuße aller Religionen empört, nun vor einem irdischen Gott im Staube kriecht. Es ist eine niederschlagende Wahrheit, aber es ist Wahrheit, daß der größte Dichter der Deutschen, was den politischen Charakter betrifft, noch tief unter dem gewöhnlichsten Spießbürger steht. Das Gespräch über die deutsche Literatur setzte Goethe nicht, wie er zu-

gesagt hatte, fort, weil inzwischen Möser in seinem „Schreiben über die deutsche Sprache und Literatur“ die Ehre der Letzteren weit besser rettete, als Goethe bei seiner politischen Charakterlosigkeit einem König gegenüber je im Stande gewesen wäre. Dieser erkennt das Uebergewicht Möser's in diesem Punkte vielmehr in einem Briefe an dessen Tochter ausdrücklich an: „Ich unterschreibe es besonders sehr gern, wenn Ihr Herr Vater meine Schriften als Versuche ansieht, als Versuche in Rücksicht auf mich als Schriftsteller, und auch auf das Jahrzehnt, um nicht zu sagen, Jahrhundert unserer Literatur.“

Auch die lyrische Muse winkte Goethe in der Periode, über welche sich dieses Kapitel erstreckt, freundlich; namentlich kam eine Reihe von anakreontischen Liedern zu Stande, wie „An die Zikade“ (nur Uebersetzung aus Anakreon), „Die Nektartropfen“, „Der Becher“, „Liebebedürfniß“, „Nachtgedanken“ u. s. w. Einige dieser Gedichte waren ursprünglich in das „Tiefurter Journal“ eingeschrieben, ein handschriftliches Wochenblatt, das die alte Herzogin auf ihrem Sommersitze Tiefurt im August 1781 gestiftet hatte, und das sich aus anonymen Beiträgen der Mitglieder ihres Kreises, Gedichten, Räthseln, Anekdoten u. s. w. nach und nach zusammensetzte.

Einundfunfzigstes Kapitel.

Mit dem Jahre 1780 begann Goethe auch seine naturwissenschaftlichen Studien, denen er auch in der Folge und keineswegs zum Vortheil seiner poetischen Produktivität so viele Zeit widmete, ohne im Grunde mehr als Dilettant werden zu können. Wie er sich früher einer pantheistisch-mystischen Naturbetrachtung hingegeben hatte, haben wir gesehen; jetzt studirte er Buffon's „Epoques de la nature" (Epochen der Natur), welche ebenfalls die Natur in ihrer Mannigfaltigkeit als ein zusammengehöriges, in wechselseitigen Beziehungen sich begegnendes Ganzes auffassen. „Ich acquiescire dabei", schrieb er am 7. April 1780 an Merck, „und leide nicht, daß Jemand sagt, es sei eine Hypothese oder ein Roman. Es ist leichter, das

zu sagen, als es ihm in die Zähne zu beweisen. Es soll mir Keiner Etwas gegen ihn sagen, als der ein größeres und zusammenhängenderes Ganzes machen kann. Wenigstens scheint mir das Buch weniger Hypothese als das erste Kapitel Moses zu sein." Wahrscheinlich dieses Werk regte die Idee eines Romans „Ueber das Weltall" an, mit der er sich beschäftigte, die aber nicht ausgeführt wurde. Auch Reisebeschreibungen las er fleißig, namentlich Saussures Alpenreise. Speziell aber gab er sich „mit einer völligen Leidenschaft" mineralogischen Forschungen hin, zu welchen ihn schon sein Interesse für den Ilmenauer Bergbau führte. Einen jungen Mann, der auf der Freiberger Bergakademie studirt hatte, ließ er ein halbes Jahr lang das Ländchen durchziehen, um seine mineralogischen Sammlungen zu vervollständigen und die Materialien zu einer mineralogischen Beschreibung des Landes zusammen zu bringen. Auch machte er selbst zu gleichem Zweck Exkursionen, die er auf die angränzenden Gebiete, das Würzburgische, Fuldaische, Hessische, Chursächsische u. s. w. erstreckte. Am 7. September 1780 schreibt er an Merck: „Wir sind auf die hohen Gipfel gestiegen, und in die Tiefen der Erde eingekrochen, und möchten gar zu gern der großen formenden Hand nächste Spuren entdecken. Es kommt gewiß noch ein Mensch, der darüber klar sieht. Wir wollen ihm

vorarbeiten. Wir haben recht schöne große Sachen entdeckt, die der Seele einen Schwung geben, und sie in der Wahrheit ausweiten.“ Bald waren die meisten Stein- und Gebirgsarten der Umgegenden in seinem Besitz; und nun erst vermochte er auch mineralogischen Büchern Etwas abzugewinnen, und studirte dieselben mit Eifer. „Durch dieses Alles“, schrieb er an Merck, der selbst ein ausgezeichneter Mineralog war, „und durch die Kramereien einiger Vorgänger bin ich im Stande, einen kleinen Aufsatz zu liefern, der gewiß interessant sein soll. Ich habe jetzt die allgemeinsten Ideen und gewiß einen reinen Begriff, wie Alles aufeinander steht und liegt, ohne Prätension auszuführen, wie es auf einander gekommen ist. Da ich ein Mal nichts aus Büchern lernen kann, so fang ich erst jetzt an, nachdem ich die meilenlangen Blätter dieser Gegenden umgeschlagen habe, auch die Erfahrungen Anderer zu studiren und zu nutzen..... Ich bin überzeugt, daß bei so vielen Versuchen und Hilfsmitteln ein einziger großer Mensch, der mit den Füßen, oder dem Geist die Welt umlaufen könnte, diesen seltsam zusammen gebauten Ball ein für alle Mal erkennen und uns beschreiben könnte.“ Auch eine poetische Frucht trugen die mineralogischen Ausflüge des Jahres 1781, nämlich die Ode „Meine Göttin“, in welcher er die Natur als seine „schöne unverwelkliche Gattin“ besingt, die ihm „mit Himmelsband verbunden“ sei.

Ohne die mineralogischen Beschäftigungen aufzugeben, warf er sich im folgenden Jahre (1781) zugleich auf osteologische und anatomische Studien, zu welchen ihn die Physiognomik und die Zeichnungsübungen geleitet hatten. Er bediente sich dabei der Anleitung des Professors Loder zu Jena, wo er sich zu diesem Behuf im Oktober 1781 einige Zeit aufhielt. Am 14. November schrieb er darüber an Merck: „Diesen Winter habe ich mir vorgenommen, mit den Lehrern und Schülern unserer Zeichnenakademie den Knochenbau des menschlichen Körpers durchzugehen, sowohl um ihnen als mir zu nützen, sie auf das Merkwürdige dieser einzigen Gestalt zu führen, und sie dadurch auf die erste Stufe zu stellen, das Bedeutende in der Nachahmung sinnlicher Dinge zu erkennen, zu suchen. Zugleich behandle ich die Knochen als einen Text, woran sich alles Leben und alles Menschliche anhängen läßt, habe dabei den Vortheil, zwei Mal die Woche öffentlich zu reden, und mich über Dinge, die mir werth sind, mit aufmerksamen Menschen zu unterhalten, ein Vergnügen, welchem man in unserm Welt-, Geschäfts- und Hofleben gänzlich entsagen muß. Diejenigen Theile, die abgehandelt werden, zeichnet alsdann ein Jeder, und macht sie sich zu eigen.

Durch diesen Weg denke ich selbst in der Zeichnung, Richtigkeit und Bedeutsamkeit der Formen zuzunehmen." In einem fast gleichlautenden Briefe an Lavater heißt es sodann weiter: „Dabei habe ich mir vorgenommen, das Wort Physiognomik und Physiognomie gar nicht zu brauchen, vielmehr die Ueberzeugung davon durch die ganze Reihe des Vortrages einem Jeden einleuchten zu lassen."

Nach solcher mannigfaltigen Thätigkeit schrieb Goethe am Sylvestertag des Jahres 1781 in sein Tagebuch: „Mehr Ordnung, Bestimmtheit und Konsequenz in Allem. Festhalten an meinem Plan, Aufklärung und Entwickelung mancher Dinge. Ueberall Glück und Geschick. Ruhe und Ordnung zu Hause."

Zweiundfunfzigstes Kapitel.

Mit dem Beginn des Jahres 1782 wurde unserem Dichter seine amtliche Wirksamkeit etwas behaglicher, da er die Kriegskommission endlich in Ordnung gebracht hatte. Ueberhaupt hatten die zwei vorhergehenden Jahre den vom Vater ererbten Sinn für Ordnung und Genauigkeit stärker als je hervortreten lassen. Lavater hatte er geschrieben: „Halte künftig meine Briefe hübsch in Ordnung, und laß sie lieber heften, wie ich es mit den Deinigen auch thun werde; denn die Zeit vergeht und das Wenige, was uns übrig bleibt, wollen wir durch Ordnung, Bestimmtheit und Gewißheit in sich selbst vermehren." In seinem Tagebuch begegnen wir der Bemerkung: „Ich muß den Zirkel, der sich in mir umdreht von guten

und bösen Tagen, näher bemerken: Leidenschaften, Anhänglichkeit, Trieb, Dies oder Jenes zu thun, Erfindung, Ausführung, Ordnung, Alles wechselt und hält einen regelmäßigen Kreis. Heiterkeit, Trübe, Stärke, Elastizität, Schwäche, Gelassenheit, Begier, ebenso. Da ich sehr diät lebe, wird der Gang nicht gestört, und ich muß nur noch herauskriegen, in welcher Zeit und Ordnung ich mich um mich selbst bewege". Im Tagebuch predigt er sich Mäßigkeit, warnt sich vor dem englischen Bier, und fügt bei: „Wenn ich den Wein abschaffen könnte, wär' ich sehr glücklich!" Auch die Sinnlichkeit gegenüber dem schönen Geschlecht kam in's Verkühlen; nur in die Ritzen, meinte er, dürfe man noch nicht schauen, da brenne es noch. Ergötzlich ist der Stoßseufzer:

Ach, man sparte viel!
Selt'ner wär' verrückt das Ziel,
Wär' weniger Dumpfheit, vergebenes Sehnen,
Ich könnte viel glücklicher sein —
Gäb's nur keinen Wein
Und keine Weiberthränen.

„Die menschlichen Gebrechen", fährt das Tagebuch fort, „sind rechte Bandwürmer; man reißt wohl ein Mal ein Stück los, aber der Stock bleibt immer sitzen. Ich will doch Herr werden. Niemand, als wer sich ganz verleugnet, ist werth zu herrschen, und kann herrschen".

Er überzeugte sich, daß eine mannigfaltige Thätigkeit Bedürfniß seines Lebens sei. „Sind auch Dinge", heißt es im Tagebuch mit Beziehung auf seine amtlichen Geschäfte, „die mir nicht anstehen, so komme ich darüber gar leicht weg, weil es ein Artikel meines Glaubens ist, daß wir durch Standhaftigkeit und Treue in dem gegenwärtigen Zustande ganz allein der höheren Stufe eines folgenden werth und sie zu betreten fähig werden, es sei nun hier zeitlich oder dort ewig." Oft freilich kamen die Amtspflichten in Konflikt mit seinem Dichterbewußtsein; und unter vielen andern läßt folgende Stelle aus dem kürzlich entstandenen zweiten Buch von Wilhelm Meisters Lehrjahren in sein Inneres blicken: „Wie sehr irrst Du, wenn Du glaubst, daß ein Dichterwerk, dessen erste Vorstellung die ganze Seele füllen muß, in unterbrochenen, zusammengegeizten Stunden könne hervorgebracht werden. Nein, der Dichter muß ganz sich, ganz in seinen geliebten Gegenständen leben. Er, der vom Himmel innerlich auf's Köstlichste begabt ist, der einen immer sich selbst vermehrenden Schatz im Busen verwahrt, er muß auch, von Außen ungestört, mit seinen Schätzen in der stillen Glückseligkeit leben, die ein Reicher vergebens mit aufgehäuften Gütern um sich her-

vorzubringen sucht..... Der Dichter, der wie ein Vogel gebaut ist, um die Welt zu überschweben, auf hohen Gipfeln zu nisten, und seine Nahrung von Knospen und Früchten, einen Zweig mit dem andern leicht verwechselnd, zu nehmen, er sollte zugleich wie der Stier am Pfluge ziehen, wie der Hund sich auf eine Fährte gewöhnen, oder vielleicht gar, an die Kette geschlossen, einen Meierhof durch sein Bellen sichern?" Manchmal fällt es ihm schon schwer auf's Herz, „daß das Leben so stark vorrücke."

Daher waren ihm die Winterlustbarkeiten noch mehr zuwider als voriges Jahr. Sie waren dies Mal besonders glänzend und rauschend, weil wieder mehrere fürstliche Besuche sich eingestellt hatten. Am 3. Februar schrieb Goethe an Knebel: „Seit Anfang des Jahres hat es viel Treibens zur Komödie und Redouten gegeben, da ich denn freilich meine Hand, den Kreisel zu treiben, habe hergeben müssen, die von andern Expeditionen herzlich müde ist..... Ich unterhalte Dich von Nichts als Lust; inwendig sieht's viel anders aus, was Niemand besser als wir andern Leib- und Hofmedici wissen können." Er lieferte wieder die Programme der Redoutenaufzüge und einige Gedichte, und richtete zum Geburtstag der jungen Herzogin ein Kinderballet ein. Doch fiel ihm dies Mal auch der Kontrast der Hoffeste mit dem Elend

des Volks auf; wenigstens schrieb er am 17. April an Knebel: „Ich steige durch alle Stände aufwärts, und sehe den Bauersmann der Erde das Nothdürftige abfordern, das doch auch ein behaglich Auskommen wäre, wenn er nur für sich selbst schwitzte; Du weißt aber, wenn die Blattläuse auf den Rosenzweigen sitzen, und sich hübsch dick und grün gesogen haben, dann kommen die Ameisen, und saugen ihnen den filtrirten Saft aus den Leibern, und so geht's weiter; und wir haben's so weit gebracht, daß oben immer in einem Tage mehr verzehrt wird, als unten beigebracht werden kann." Hatte er doch früher schon ein Mal dem Herzoge in der Verkleidung eines Landmannes ein Gedicht überreicht, in welchem folgende Verse vorkommen, die wir zwar jetzt abgeschmackt finden, die aber doch beweisen, daß der elende Zustand des Volkes, Goethe nicht ganz entgangen war:

Geb' Euch Gott allen guten Segen,
Nur laßt Euch sein uns angelegen;
Denn wir bäurisch treues Blut
Sind doch immer Euer bestes Gut,
Und könnt' Euch mehr an uns erfreu'n
Als an Pferden und Stuterei'n.

Ueberdies war Goethe um jene Zeit leidend; ein Brief des Herzogs an Knebel vom 8. Februar sagt, er gehe gelb und bleich umher, und flicke an sich herum.

In den Monaten März und April hatte er „das alberne Geschäft der Rekrutenaushebung" landauf, landab zu besorgen, und vollendete auf einer der Touren das Gedicht, „auf Miedings (des Theatermaschinisten) Tod". Während der Reisen arbeitete er auch an Egmont, und brachte denselben zu einem gewissen Abschluß. Am 20. März schrieb er: „Zum Egmont habe ich Hoffnung, doch wird's langsamer gehen, als ich dachte. Es ist ein wunderbares Stück. Wenn ich's noch zu schreiben hätte, schriebe ich es anders, und vielleicht gar nicht. Da es nun aber dasteht, mag es stehen; ich will nur das allzu Aufgeknöpfte, Studentenhafte der Manier zu tilgen suchen, das der Würde des Gegenstandes widerspricht." An Möser's Tochter sandte er das Stück am 5. Mai mit folgenden Worten: „Sie erhalten hier einen Versuch, den ich vor einigen Jahren gemacht habe, ohne daß ich seit der Zeit so viel Muse gefunden hätte, um das Stück so zu bearbeiten, wie es wohl sein könnte. Legen sie es, wie es ist, Ihrem Herrn Vater vor, und dann bitte ich Sie, recht aufrichtig und ausführlich zu sein, und mir umständlich zu melden, was er darüber sagt. Mir ist ebensowohl um sein Lob als um seinen Tadel zu thun. Ich wünschte zu wissen, von welcher Seite er es ansieht." In dieser Zeit der Reisen entstanden auch die ersten jener Epigramme, in welchen

Goethe die griechischen Formen nachzuahmen versuchte, und in welchen er, da es ihm an Muse zu größeren Produktionen gebrach, seine flüchtigen poetischen Gedanken festhielt. Zu diesen Epigrammen, deren mehrere als Inschriften im Weimarer und Tiefurter Park angebracht wurden, gehören „Ferne" — an Lida gerichtet —, „Versuchung" — an Lydia —, „Süße Sorgen", „Einsamkeit", „Erkanntes Glück", „Erwählter Fels" u. s. w. Mit mehreren der im vorletzten Kapitel erwähnten anakreontischen Liedern bilden sie eine Gruppe von Lidaliedern, die vom Hauch eines innigen, aber geheimen Liebesglücks durchweht und wahrscheinlich theilweis auf die interessante Baronin, theilweis auf die schöne Schauspielerin zu beziehen sind, von welcher Letzteren er wohl im „Becher" sagen durfte: „Wenn ich Deinen lieben Leib umfasse."

An die kleinen thüringischen Höfe kam Goethe im Frühjahr 1782 öfter, und ward an denselben ebenso ausgezeichnet empfangen, als er sich mit Geschick in der höfischen Atmosphäre bewegte. Am 12. Mai schrieb er der Geliebten aus Meiningen: „Meine Sachen gehen ordentlich und gut; es ist freilich nichts Wichtiges, noch Schweres, indessen, da ich, wie Du weißt, Alles als Uebung behandle, so hat auch dies Reiz genug für mich. Ich habe als Gesandter eine förmliche Audienz bei beiden Herzogen gehabt, die

Livreen auf dem Saal, der Hof im Vorzimmer, an den Thürflügeln zwei Pagen, und die gnädigen Herren im Audienzgemach. Morgen geh' ich nach Koburg, dieselbe Komödie zu spielen, will in Hildburghausen mich auch an Hof stellen, und gegen Ende der Woche nach Rudolstadt gehen, da ich ein Mal auf dem Wege bin, und hiermit alle thüringischen Höfe absolvire."

Zu Ende Mai erhielt er die Nachricht von Frankfurt, daß sein Vater am 27. gestorben sei. Der gute Mann muß zuletzt sehr unerträglich gewesen sein; denn in einem Briefe des Herzogs an Merck heißt es: „Goethe's Vater ist ja nun abgestrichen, und die Mutter kann nun endlich Luft schöpfen." Durch den Todesfall erbte der Dichter ein Vermögen, das ihn in den Stand setzte, auf seine Reisen und Sammlungen bedeutendere Summen zu verwenden.

Dreiundfunfzigstes Kapitel.

Am 1. Juni bezog Goethe, obwohl er sich ungern von seiner Gartenwohnung trennte, eine geräumige und prächtige Wohnung in der Stadt, in der er sich mit Hilfe der alten Herzogin, die für einen Theil des Ameublements sorgte, auf großem Fuße einrichtete, während der Garten die Zuflucht seiner Musestunden blieb. Bald darauf wurde er auf den Wunsch des Herzogs von Kaiser Joseph II. in den Adelstand versetzt, und trat, wenn schon nicht förmlich ernannt, an die Stelle des plötzlich entlassenen Kammerpräsidenten von Kalb. In einem herzoglichen Reskript vom 11. Juni heißt es: „Die Geschäfte Eures Departements gehen vorerst in der zeitherigen Ordnung und in dem hergebrachten gewöhnlichen Gang unter der Leitung

des jedes Mal vorsitzenden geheimen Kammerrathes fort. Ihr zusammen expedirt die kurrenten und ordinären, durch Etat und andere Vorschriften bestimmten Angelegenheiten, so wie zeither geschehen. So viel hingegen alle etwas beträchtlicheren, aus der gewöhnlichen Bahn herausschreitenden, eine Abweichung von dem, was obgedachtermaaßen durch Etat und sonst festgesetzt ist, mit sich führenden Vorfallenheiten anbelangt, geht unsere Intention dahin, daß da wir unsern geheime-Rath Goethe Gelegenheit, sich mit denen Kammerangelegenheiten näher bekannt zu machen, und uns in diesem Fach in der Folge nützliche Dienste zu leisten, verschaffen wollen, Ihr über alle dergleichen Vorfallenheiten mit demselben Rücksprache halten, ihn, wenn er, so oft es seine übrigen Dienstverrichtungen gestatten, denen Sessionen Eures Kollegii beiwohnen will, sowie außer denselbigen mit allen ihm nöthig scheinenden Informationen an Handen gehen, die von ihm verlangten Akten ihm verabfolgen, und alle Auskunft geben lassen sollet." Die neue Erhebung des Günstlings erregte mancherlei Achselzucken; Wieland schrieb an Merck: „Der Schlag kam ihm (dem Kalb) so unerwartet als dem Publiko, welches sich noch nicht davon erholen kann. Goethe soll einstweilen, heißt es, die Kammerpräsidentenstelle nur versehen. Man nenne es aber, wie man wolle, so wird er, ohne seine Stelle

im geheimen Konseil aufzugeben, in der Kammer präsidiren ..... Homer war wohl auch a man of genius, nicht wahr? und baut in seiner Odyssee einen Palast oder ein Boot so gut als der beste Architekt oder Schiffszimmermeister. Ob ihm aber die Amphiktyonen darum den Tempelbau zu Delphi oder das Kommando einer Flotte übergeben, oder er, wenn sie es gethan, sich dazu verstanden hätte — was meint der Herr Bruder?" Goethe warf sich jedoch mit Eifer in den neuen Wirkungskreis. An Merck schrieb er: „Es geht mir wie dem Treufreund in meinen Vögeln; mir wird ein Stück des Reichs nach dem andern auf einem Spaziergang übertragen. Dies Mal muß mir's freilich Ernst und sehr Ernst sein, denn mein Herr Vorgänger hat saubere Arbeit gemacht." Und an Knebel, mit dem er um jene Zeit wohl besonders vertraut war: „Jeden Tag, je tiefer ich in die Sachen eindringe, sehe ich, wie nothwendig dieser Schritt war. Als Geschäftsmann hat er (Kalb) sich mittelmäßig, als politischer Mensch schlecht, und als Mensch abscheulich aufgeführt" (gleichwohl war er mit 1000 Thalern Pension entlassen worden!) ....., „Nun hab' ich von Johanni an zwei volle Jahre aufzuopfern, bis die Fäden nur so gesammelt sind, daß ich mit Ehren bleiben oder abdanken kann. Ich sehe aber auch weder rechts noch links."

Mit Ausnahme einiger Sommerlustbarkeiten und eines Besuchs des Prinzen August von Gotha, den Goethe während der Abwesenheit des Herzogs im September zu unterhalten hatte, verfloß indessen der Rest des Jahres 1782 ziemlich ruhig, da besonders die winterlichen Hoffeste wegfielen, weil die junge Herzogin zum ersten Mal schwanger war. Unser Dichter widmete daher seinem bisherigen Lebensgang einen Rückblick und ordnete seine Briefe und Dokumente. Am 21. November schreibt er an Knebel: „Alle Briefe an mich seit 72 und viele Papiere jener Zeiten liegen bei mir in Päcken ziemlich ordentlich gebunden. Ich sondere sie ab und lasse sie heften. Welch' ein Anblick! mir wird's doch manchmal heiß dabei; aber ich lasse nicht ab, ich will diese zehn Jahre vor mir liegen sehen, wie ein lange durchwandertes Thal vom Hügel gesehen wird. Meine jetzige Stimmung macht diese Operation erträglich und möglich." Im November knüpfte er auch mit Fritz Jacobi, der freudig die dargebotene Hand ergriff, wieder ein freundliches Verhältniß an. Gegen Weihnachten reiste er mit dem Herzog nach Leipzig, wo er sich bis zum 3. Januar aufhielt, und sich dies Mal mit der Stadt „auf eine neue Weise bekannt machte".

Wir haben schon im Eingang dieses Kapitels bemerkt, daß Goethe sich auf großem Fuße einrichtete.

Er trug nun auch dem gesellschaftlichen Leben seinen Tribut ab, und begrub in der Behaglichkeit desselben von nun an vollends, was er an sozialpolitischen Idealen aus seiner Sturm= und Drangperiode noch an den Weimarer Hof mitgebracht haben mochte. Ein Brief an Knebel giebt darüber Aufschluß: „Alle Wochen gebe ich einen großen Thee, wovon Niemand ausgeschlossen ist, und entledige mich dadurch meiner Pflichten gegen die Sözietät auf's Wohlfeilste . . . . . Und so fange ich an, mir wieder selber zu leben und mich wieder zu erkennen. Der Wahn, die schönen Körner, die in meinem und meiner Freunde Dasein reifen, müßten auf diesen Boden gesäet werden, hat mich ganz verlassen, und ich finde mein jugendliches Glück wieder hergestellt. Wie ich mir in meinem väterlichen Hause nicht einfallen ließ, die Erscheinungen der Geister und die juristische Praxis zu verbinden, ebenso getrennt lasse ich jetzt den Geheimerath und mein anderes Selbst, ohne das ein Geheimerath sehr gut bestehen kann. Nur im Innersten meiner Plane, Vorsätze und Unternehmungen bleibe ich mir geheimnißvoll selbst getreu, und knüpfe so wieder mein gesellschaftliches, politisches, moralisches und poetisches Leben in einen verborgenen Knoten zusammen. D. h. ich ließ die Welt in meinem Ich aufgehen und betheilige mich nur an mir selber."

Vierundfunfzigstes Kapitel.

Im Jahr 1782 entstanden zunächst eine Reihe von Romanzen und Balladen, die zu den schönsten Blüthen der Goethe'schen Poesie gehören. Als Proben theilen wir die Romanze „Der Sänger" mit, in welche u. A. die Einsprache des Dichters gegen die Belastung mit einem neuen Amte (dem Kammerpräsidium) niedergelegt ist, und die wunderschöne Ballade „Erlkönig", welche das dunkle, geheimnißvolle Naturgefühl versinnlicht, worin der uralte Glaube an Elfen wurzelt.

Der Sänger.

Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke schallen?
Laßt den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale wiederhallen!

Der König sprach's, der Page lief;
Der Knabe kam, der König rief:
„Laßt mir herein den Alten!"

Gegrüßet seid mir, edle Herrn,
Gegrüßt Ihr, schöne Damen!
Welch' reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt Augen Euch, hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergötzen.

Der Sänger drückt' die Augen ein,
Und schlug in vollen Tönen.
Die Ritter schauten muthig d'rein,
Und in den Schooß die Schönen.
Der König, dem es wohlgefiel,
Ließ ihm zum Lohne für sein Spiel
Eine Gold'ne Kette bringen.

Die gold'ne Kette gieb mir nicht;
Die Kette gieb den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern;
Gieb sie dem Kanzler, den Du hast,
Und laß ihn noch die gold'ne Last
Zu andern Lasten tragen.

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.

Doch darf ich bitten, bitt' ich Eins:
Laßt mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen.

Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
O Trank voll süßer Labe!
O wohl dem hochbeglückten Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's Euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk Euch danke.

Erlkönig.

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgst Du so bang Dein Gesicht? —
Siehst, Vater, Du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif? —
Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif.

„Du liebes Kind, komm' geh' mit mir!
Gar schöne Spiele spiel' ich mit Dir;
Manch' bunte Blumen sind an dem Strand,
Meine Mutter hat manch' gülden Gewand." —

Mein Vater, mein Vater, und hörest Du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht? —
Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;
In dürren Blättern säuselt der Wind.

„Willst, feiner Knabe, Du mit mir geh'n?
Meine Töchter sollen Dich warten schön;
Meine Töchter führen den nächtlichen Reih'n,
Und wiegen und tanzen und singen Dich ein." —

Mein Vater, mein Vater, und siehst Du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düsteren Ort? —
Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau,
Es scheinen die alten Weiden so grau. —

„Ich liebe Dich, mich reizt Deine schöne Gestalt,
Und bist Du nicht willig, so brauch' ich Gewalt." —
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein — Leids gethan! —

Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
Er hält in den Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Müh' und Noth;
In seinen Armen das Kind war — todt.

Die Mehrzahl der zu Stande gekommenen Romanzen und Balladen wurde in die ersten Bücher des Wilhelm Meister oder in das Singspiel „die Fischerin" eingeschaltet. Das Letztere war ein „Wald- und Wasserdrama," welches Goethe zur Aufführung in Tiefurt während der Sommerlustbarkeiten gedichtet hatte. An jene Gedichte schließt sich eine Reihe von Hymnen, die noch sämmtlich wie die älteren Oden in freien Rhythmen gedichtet sind, deren Inhalt aber beweist, daß die Sturm- und Drangperiode bereits hinter unserm Dichter

liegt, denn aus ihnen spricht statt des prometheischen Trotzes das demüthigende Gefühl des Bewußtseins der Schranken des Geistes. Wir theilen drei dieser Oden als Proben mit: „Das Göttliche", „Gränzen der Menschheit" und „Ganymed." Als das Göttliche im Menschen wird die Fähigkeit, hilfreich und gut zu sein, das Nützliche und Rechte zu schaffen, erkannt; jenseits der Gränzen der Menschheit existiren allmächtige und ewige Götter; im Ganymed spricht sich die liebevolle Hingebung an die in der Natur waltende Gottheit aus.

Ganymed.

Wie im Morgenglanze
Du rings mich anglühst,
Frühling, Geliebter!
Mit tausendfacher Liebeswonne
Sich an mein Herz drängt
Deiner ewigen Wärme
Heilig Gefühl,
Unendliche Schöne!

Daß ich Dich fassen möcht'
In diesen Arm!
Ach an Deinem Busen
Lieg' ich, schmachte,
Und Deine Blumen, Dein Gras
Drängen sich an mein Herz,
Du kühlst den brennenden
Durst meines Busens,
Lieblicher Morgenwind!

Ruft d'rein die Nachtigal
Liebend nach mir aus dem Nebelthal.
Ich komm', ich komme!
Wohin? Ach, wohin?

Hinauf, hinauf strebt's.
Es schweben die Wolken
Abwärts, die Wolken
Neigen sich der sehnenden Liebe.
Mir! Mir
In Eurem Schooße
Aufwärts!
Umfangend umfangen!
Aufwärts an Deinem Busen,
Alliebender Vater!

Gränzen der Menschheit.

Wenn der uralte
Heilige Vater
Mit gelassener Hand
Aus rollenden Wolken
Segnende Blitze
Ueber die Erde sät,
Küß' ich den letzten
Saum seines Kleides,
Kindliche Schauer
Treu in der Brust.

Denn mit Göttern
Soll sich nicht messen
Irgend ein Mensch.

Hebt er sich aufwärts,
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sterne,
Nirgends haften dann
Die unsichern Sohlen,
Und mit ihm spielen
Wolken und Winde.

Steht er mit festen,
Markigen Knochen
Auf der wohlgegründeten,
Dauernden Erde,
Reicht er nicht auf,
Nur mit der Eiche
Oder der Rebe
Sich zu vergleichen.
Was unterscheidet
Götter von Menschen?

Daß viele Wellen
Vor jenen wandeln,
Ein ewiger Strom;
Uns hebt die Welle,
Verschlingt die Welle,
Und wir versinken.

Ein kleiner Ring
Begränzt unser Leben,
Und viele Geschlechter
Reihen sich dauernd
An ihres Daseins
Unendliche Kette.

Das Göttliche.

Edel sei der Mensch,
Hilfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.

Heil den unbekannten,
Höhern Wesen,
Die wir ahnen!
Sein Beispiel lehr' uns
Jene glauben.

Denn unfühlend
Ist die Natur:
Es leuchtet die Sonne
Ueber Bös' und Gute,
Und dem Verbrecher
Glänzen wie dem Besten
Der Mond und die Sterne.

Wind und Ströme,
Donner und Hagel
Rauschen ihren Weg,
Und ergreifen
Vorübereilend
Einen um den Andern.

Auch so das Glück
Tappt unter die Menge,
Faßt bald des Knaben

Lockige Unschuld,
Bald auch den kahlen,
Schuldigen Scheitel.

Nach ew'gen, ehr'nen
Großen Gesetzen,
Müssen wir Alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden.

Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche;
Er unterscheidet,
Wählet und richtet.
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Er allein darf
Den Guten lohnen,
Den Bösen strafen,
Heilen und retten;
Alles Irrende, Schweifende
Nützlich verbinden.

Und wir verehren
Die Unsterblichen,
Als wären sie Menschen,
Thäten im Großen,
Was der Beste im Kleinen
Thut oder möchte.

Der edle Mensch
Sei hilfreich und gut!
Unermüdet schaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sei uns ein Vorbild
Jener geahneten Wesen!

Auch Wilhelm Meister wurde fortgesetzt, und gedieh im Jahr 1782 bis zum dritten Buch; ebenso ging Goethe an eine Umarbeitung seines Werther, doch nicht zum Vortheil dieses Romans. Daneben hatten auch die naturwissenschaftlichen Studien ihren ununterbrochenen Fortgang. In den größeren Räumen seiner neuen Wohnung hatte er seine Sammlungen um sich ausbreiten können, und war dadurch auf manchen glücklichen Gedanken gerathen. Er ließ die Charpentier'sche mineralogische Karte erweitern, so daß sie vom Harz bis zum Fichtelgebirge, vom Riesengebirge bis an die Rhön reichte. Mit der Freundin pflog er des Abends Erörterungen über geologische Gegenstände; denn in dem Bemühen, Andern seine wissenschaftlichen Resultate zu verdeutlichen, förderte er sich selbst. Er übte sich in der vergleichenden Betrachtung; so schreibt er an Merck: „Ich weiß meine Osteologie auf den Fingern auswendig herzusagen, und bei jedem Thierskelet die Theile nach den Namen, welche man den menschlichen beigelegt hat, sogleich zu finden und zu

vergleichen." Ueber die Ausdehnung seiner Naturstudien schreibt er am 21. November an Knebel: „Die Kosmogonie und die neuesten Entdeckungen darüber, die Mineralogie und neuestens der Beruf, mich der Oekonomie zu nähern, die ganze Naturgeschichte umgiebt mich wie Bacons großes salomonisches Haus, worüber sich Herder und Nikolai streiten." Wahrscheinlich ist, daß er im Spätjahr auch die Naturgeschichte des Aristoteles studirte.

Fünfundfunfzigstes Kapitel.

Nach der Rückkehr von Leipzig hatte Goethe wieder ruhige Tage in Weimar. Mittlerweile ging „die Hoffnung des Landes" (wie man zu sagen pflegt) in Erfüllung; die junge Herzogin gebar nämlich am 2. Februar 1783 ihr erstes Kind, einen Knaben, einen Erbprinzen. Natürlich war wie herkömmlicher Weise in allen solchen Fällen, „der Jubel des Landes über die Maaßen groß; die Ankunft des Prinzen hat allen Leuten den Kopf verrückt." Die Geburt eines Prinzen ist allerdings ein zu segenbringendes Ereigniß, als daß man die Freude ganzer Städte und Länder darüber nicht sollte begreifen können; in Weimar aber muß sie damals doch etwas exorbitant, etwas übertrieben gewesen sein. Denn wenn der Hofprediger

Herder in seiner Dankpredigt nicht in den Hyperbeln gesprochen hat, mit denen bei solchen Anlässen in der Regel der Servilismus die Stufen des Thrones leckt, so wäre die dunkle Nacht der Geburt des Knäbleins „Licht und Regung" geworden, und hätten sich am frühen Morgen Land und Leute in die „Tempel" gestürzt, um Gott durch Lieder und stille Gebete zu danken. Wie dem auch sei, am Hof scheint das Ereigniß einen beruhigenden Einfluß gehabt zu haben. Goethe schreibt am 3. März an Knebel: „die Ankunft des Erbprinzen, die größte Begebenheit, die sich für uns zutragen konnte, hat eine zwar nicht sichtbare, doch sehr fühlbare Wirkung. Die Menschen sind nicht verändert, jeder einzelne ist, wie er war; doch das Ganze hat eine andere Richtung, und wenn ich's sagen soll: Er wirkt in seiner Wiege wie der Ballast im Schiffe durch die Schwere und Ruhe." Den Herzog hatten die neuen Vaterpflichten offenbar nachdenklich gemacht; wenigstens schrieb er am 17. Februar an Merck: „Sie haben Recht, daß Sie Sich mit mir freuen; denn wenn je gute Anlagen in meinem Wesen waren, so konnte sich Verhältnisse halber bis jetzt kein sicherer Punkt finden, wo sie zu verbinden waren. Nun ist aber ein fester Haken eingeschlagen, an welchen ich meine Bilder aufhängen kann. Mit Hilfe Goethe's und des guten Glücks will ich sie so ausmalen, daß

wo möglich die Nachkommenschaft sagen soll; ed egli fu pittore." der Tag der Taufe zwar und im März der Kirchgang der Herzogin wurden mit Festivitäten gefeiert, zu welchen auch Goethe das Seinige beitrug, obwohl es ihm immer lästiger wurde, „Großmeister der Affen" zu sein; hernach aber blieb es ziemlich ruhig. Der Herzog scheint sich mehr den Regierungsgeschäften zugewendet zu haben, denn Göthe schrieb im Juni an die Freundin: „Der Herzog ist auf sehr guten Wegen; wir haben über viel Dinge gar gut gesprochen; es klärt sich Vieles in ihm auf, und er wird gewiß in sich glücklicher und gegen Andere wohlthätiger werden." daher redete der Dichter ihm auch in dem Gratulationsgedichte „Ilmenau am 3. Sept." (der 3. Sept. war des Herzogs Geburtstag) zu:

So wandle Du — der Lohn ist nicht gering —
Nicht schwankend hin, wie jener Sämann ging,
Daß bald ein Korn, des Zufalls leichtes Spiel,
Hier auf den Weg, dort zwischen Dornen fiel;
Nein! streue klug und reich mit männlich steter Hand
Den Segen aus auf ein geackert Land.
Dann laß es ruh'n. Die Ernte wird erscheinen,
Und Dich beglücken und die Deinen.

Goethe seinerseits widmete sich der Kammerpräsidentur und spielte in den nächsten Jahren mit Ernst „die Rolle des Alhafi". Und obwohl er sich „über das

Glück und Gedeihen seiner Administration" freute, so fühlte er sich doch häufig gedrückt durch die Geschäfte, und seine poetische Produktivität war unbedeutend. Dazu kam, daß er auch im Finanzwesen „streng über seine Pläne und Grundsätze" halten wollte, während der Herzog nicht zu bewegen war, einen jährlichen Ausgabenetat festsetzen zu lassen und nicht zu überschreiten. Er beschwert sich, es gehe ihm so viel durch den Kopf, daß er manchmal die Schiefertafel abwischen müsse, um wieder rechnen zu können; das Gegenwärtige dringe so auf ihn zu, daß er nur sehen müsse, wie er durchkomme. Der Freundin äußerte er ein Mal, es sei ein sauer Stückchen Brot, wenn man darauf angenommen sei, die Disharmonie der Welt in Harmonie zu bringen; das ganze Jahr suche ihn kein angenehmes Geschäft auf, und er werde von Noth und Ungeschick der Menschen hin- und hergezogen. In der niedergeschlagenen Stimmung, die ihn oft beherrschte, schrieb er am 7. September (1783) das folgende schöne Gedichtchen an die Wand eines Breterhäuschens auf dem Gickelhahn bei Ilmenau, wo er übernachtete:

Wanderers Nachtlied.

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh',
In allen Wipfeln
Spürest Du

Kaum einen Hauch;
Die Vöglein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest Du auch.

Um ihn aufzuheitern, kaufte der Herzog dann und wann Handzeichnungen oder Kupferstiche für ihn. „Was ich behalte", schrieb der Herzog am 2. Juni an Merck, „ist Alles zu Nutzen und Frommen meines Herrn Kammerpräsidenten, dem man mit so etwas ein bischen Freude machen, und seine Taziturnität entrunzeln kann". An denselben schrieb er am 3. Januar 1784: „Göthe schickt sich überaus gut in das, was er vorzustellen hat, ist im eigendlichen Verstande l'honnête homme à la cour; leidet aber nur allzusichtlich an Seel' und Leib unter der drückenden Last, die er sich zu unserem Besten aufgeladen hat. Mir thut's zuweilen im Herzen weh, zu sehen, wie er bei dem Allen Contenance hält, und den Gram gleich einem verborgenen Wurm an seinem Inwendigen nagen läßt. Seine Gesundheit schont er so viel wie möglich; auch hat er sie sehr vonnöthen." Noch vor dem Schluß des Jahres 1783 schrieb Goethe selbst an die für seine Gesundheit besorgte Mutter: „Sie haben mich nie mit dickem Kopf und Bauche gekannt, und daß man von ernsthaften Sachen ernsthaft wird, ist auch natürlich, besonders wenn man von Natur nachdenklich ist, und das Gute und Rechte in

der Welt will. Lassen Sie uns hübsch dieses Jahr daher als Geschenk annehmen, wie wir überhaupt unser ganzes Leben anzusehen haben, und jedes Jahr, das zurückgelegt wird, mit Dank erkennen. Ich bin nach meiner Konstitution wohl, kann meinen Sachen vorstehen, den Umgang guter Freunde genießen, und behalte noch Zeit und Kräfte für ein' und andere Lieblingsbeschäftigung. Ich wüßte nicht mir einen bessern Platz zu denken oder zu ersinnen, da ich ein Mal die Welt kenne, und mir es nicht verborgen ist, wie es hinter den Bergen aussieht. Sie von Ihrer Seite vergnügen Sie Sich an meinem Dasein jetzt; und wenn ich auch vor Ihnen aus der Welt gehen sollte, ich habe Ihnen nicht zur Schande gelebt, hinterlasse gute Freunde und einen guten Namen, und so kann es Ihnen der beste Trost sein, daß ich nicht ganz sterbe. Indessen leben Sie ruhig; vielleicht gibt uns das Schicksal noch ein anmuthiges Alter zusammen, was wir denn auch mit Dank ausleben wollen."

Die poetische Ausbeute des Jahres 1783 war, wie wir schon bemerkten, geringe. Ein Drama Elpenor wurde begonnen, blieb aber bald liegen; nur Wilhelm Meister wurde bis Weinachten bis zum Schluß des vierten Buchs geführt. Mit Herder verkehrte er mehr als früher. Seine naturwissenschaftlichen Studien wurden fortgesetzt; auch machte er im September in

Begleitung des zehnjährigen Knaben seiner Geliebten eine Reise nach Göttingen und Kassel, die für seine mineralogische Sammlung reiche Beute lieferte, und ihn mit dem Naturforscher Sömmering in Kassel bekannt machte, der sich damals mit der Füllung der eben erfundenen Luftbälle beschäftigte.

Sechsundfunfzigstes Kapitel.

Durch seinen unermüdlichen Eifer hatte Goethe bald Ordnung in der Verwaltung des Ländchens hergestellt. Am 16. Februar 1784 schrieb er an Knebel: „Ich bin fleißig, und meine Sachen gehen gut; und obgleich übrigens unsere Verhältnisse allerlei Schwingungen unterworfen sind, so steht doch das Oeconomicum auf einem guten Grunde, und das ist die Hauptsache. Persönlich bin ich glücklich. Die Geschäfte, die Wissenschaften, ein paar Freunde, — das ist der ganze Kreis meines Daseins, in dem ich mich klüglich verschanzt habe.“ Am 24. Februar des genannten Jahres fand die feierliche Eröffnung des neuen Johannisschachts im Ilmenauer Bergwerke statt. Goethe hatte Jahre lang mit großen Kosten die Wiederaufnahme des Berg-

werks vorbereitet, und sah nun seine Anstrengungen mit Erfolg gekrönt. Gleichwohl schreibt er in der Eröffnungsrede mit hofmännischer Schmeichelei alles Verdienst dem Herzog zu, und spricht nur im Vorübergehen von seiner Mitwirkung. Die Rede schließt mit den Worten: „Jede neue Anstalt ist wie ein Kind, dem man mit einer geringen Wohlthat forthilft, für die ein Erwachsener nicht danken würde, und so wünsche ich, daß ein Jeder die unsrige ansehen möge. Es thue ein Jeder, auch der Geringste, dasjenige, was er in seinem Kreise zu deren Beförderung thun kann, und so wird es gut gehen. Gleich zu Anfange, jetzo, meine Herren, ist es Zeit, dem Werke aufzuhelfen, es zu schützen, Hindernisse aus dem Weg zu räumen, Mißverständnisse aufzuklären, widrige Leidenschaften zu unterdrücken, und dadurch zu dem gemeinen Besten mitzuwirken. Kommt dereinst der Bergbau in einen lebendigen Umtrieb, wird die Bewegung und Nahrung dadurch in diesen Gegenden stärker, erhebt sich die Stadt Ilmenau wieder zu ihrem alten Flor, so kann ein Jeder, er sei, wer er wolle, er habe viel oder wenig gethan, zu sich sagen: auch ich bin nicht müßig geblieben, und auch ich habe mich dieses Unternehmens, das nunmehr zu einer männlichen Stärke gereift ist, liebreich angenommen, ich habe es nähren, schützen, erziehen helfen, und es wird nun zu meiner Freude

uns die Nachkommenschaft für das, was wir von heute an thun werden, segnen, und die Unsrigen diesen Segen genießen.“ Auch findet sich in der Rede stellenweise ein Ausdruck von Religiösität, von der Goethe persönlich sehr fern war, die daher ihre Einschmuggelung offenbar aus der schon zu jenen Zeiten gang und gäben Ansicht, „das gemeine Volk müsse Religion haben,“ verdankt. Er fordert die Zuhörer auf, sich vor Eröffnung des Schachts noch mit ihm zu dem „Hause des Herrn“ zu begeben, „des Gottes, der die Berge gegründet, die Schätze in ihrer Tiefe verborgen, und dem Menschen den Verstand gegeben hat, sie an das Licht des Tages zu bringen,“ und den er bitten will, „daß das zweideutige Metall, das öfter zum Guten als zum Bösen angewendet wird, nur zu Seiner Ehre und zum Nutzen der Menschheit gefördert werde.“ Uebrigens ging das Ilmenauer Bergwerk schon im Jahre 1795 wieder ein. Wenige Tage nach der Eröffnung des Bergwerks hatte Goethe Gelegenheit, sich in Gefahr besonnen und hilfreich zu zeigen: in Folge eines Eisbruchs trat die Saale bei Jena aus, und richtete große Verheerungen an, indeß während der Wassersnoth ein Dorf abbrannte, wobei sechs Menschen um's Leben kamen. Der Herzog schrieb am 6. März an Merck: „Goethe hat sich bei der hiesigen Gefahr sehr brav gehalten und die besten Anstalten

getroffen.“ Noch im Mai war er beschäftigt, das Verschwemmte wieder herzustellen, worauf er dann den ganzen Juni dem Eisenacher Ausschußtage zu widmen hatte.

Zu Goethe's Geschäftskreis gehörte die Verwaltung der herrschaftlichen Einkünfte und Güter, und diese machte ihm nicht wenig zu schaffen, indem er die unlängst aufgekommene Güterzerschlagung einführte. Man hatte sich mit dieser Reform schon seit 1780 theoretisch beschäftigt, gelangte aber erst im Jahr 1785 zur Ausführung. Nachdem sie ein Mal im Gang war, wickelte sich bis zur italienischen Reise die amtliche Thätigkeit unseres Dichters von Tag zu Tag mit dem Mechanismus ab, dessen Stempel in ruhigen Zeiten eine wohlgeordnete Verwaltung trägt.

Die Einförmigkeit seines Geschäftsgangs gab Goethe Muse, seinen naturhistorischen Liebhabereien nachzuhängen. Vor der Hand blieben geologisch-mineralogische Untersuchungen sein erstes Steckenpferd, und die zahlreichen Streifzüge, die er im Harz und in Thüringen machte, vermehrten seine Sammlung und seine Kenntnisse. In den Harz nahm er im Jahr 1784 den Maler Kraus mit. An Merck schrieb er am 2. Dezember: „Vom Harze werde ich nun bald die wichtigste Suite beisammen haben, die existiren kann; von Gebirgsarten, versteht sich; denn nach reichen und kostbaren Stufen lasse ich mich nicht gelü-

sten; es ist mir auch zu dem, was ich vorhabe, wenig an Kostbarkeiten gelegen ..... Kraus hat mir alle Felsarten nicht malerisch, sondern wie sie dem Mineralogen interessant sind, gezeichnet. Es kann diese Sammlung, wenn wir sie in der Folge fortsetzen, sehr schön und vollständig werden."

Um Pfingsten 1785 durchforschte Goethe mit Knebel den Saalgrund, und machte mit demselben gegen Ende Juni eine mineralogische Reise in's Fichtelgebirge, die er schon Jahrs vorher projektirt, aber nicht ausgeführt hatte. Die Unterhaltung während derselben erstreckte sich jedoch nicht bloß auf mineralogische Gegenstände, sondern Goethe entwarf Zeichnungen, las die zuletzt fertig gewordenen Abschnitte aus Wilhelm Meister vor, und ging mit Knebel Shakespeares Hamlet durch. Am 1. Juli führte sie ihre Wanderung nach der Zinnwäsche auf den Seeberg, an die Mainquellen und auf den Ochsenkopf; am 5. trafen sie in Karlsbad ein, wo sie bereits die Herzogin Louise, die Frau von Stein, Herder „mit einem ganzen Heere von umbris und capite censis" aus Weimar fanden, so daß es schien, der „thüringische Musenhof" sei plötzlich nach Böhmen verlegt worden. Knebel machte von hier aus noch eine Reise nach Baiern und Tirol, über die er fortlaufende mineralogische Berichte an Goethe schickte.

„Du siehst", erwiderte ihm dieser, „wie nothwendig jene ersten großen Begriffe sind, auf denen ich ruhe und zu ruhen empfehle, um über große und neue Gegenstände der Natur und Kultur richtig und leicht zu urtheilen. Der Mensch ist mit seinem Wohnort so nahe verwandt, daß die Betrachtung über diesen auch uns über den Bewohner aufklären muß." Um dieselbe Zeit hatte sich Goethe jedoch auch der Botanik mit Eifer zugewendet, die schon im ersten Jahr seines Weimarer Aufenthalts sein Interesse erregt hatte. Das Leben in freier Natur und seine amtliche Beschäftigung mit Bodenkultur, Wiesenbau und Forstwesen hatten ihn nach und nach oberflächlich mit der Pflanzenwelt bekannt gemacht, auch war er durch den Umgang mit dem Apotheker Bucholtz, welcher die Anlegung eines botanischen Gartens bei Weimar leitete, mit dem Hofrath Büttner in Jena und mit mehreren botanisirenden Jünglingen, darunter der nachherige Professor Batsch von Jena, der wissenschaftlichen Botanik näher gebracht worden, und hatte Rousseau's, Linne's und Geßner's botanische Werke studirt. Von Linne, dessen Philosophie der Botanik eine Zeitlang gleichsam sein tägliches Brot war, bekennt er sogar, daß derselbe nach Shakespeare und Spinoza die größte Wirkung auf seine geistige Entwickelung gehabt habe. Aber auch bei ihm mußte er seiner geistigen Organi-

sation gemäß das Ueberlieferte erst reproduziren, bevor es lebendig in ihm werden konnte: „Indem ich", sagt er, „sein scharfes, geistreiches Absondern, seine treffenden, zweckmäßigen, oft aber willkürlichen Gesetze in mich aufzunehmen suchte, ging in meinem Innern ein Zwiespalt vor; das, was er mit Gewalt aus einander zu halten suchte, mußte nach dem innersten Bedürfniß meines Wesens zu Vereinigung anstreben". Ein junger, in der Botanik bewanderter Ziegenhainer hatte ihn nach Karlsbad begleitet, und war hier schon mit Sonnenaufgang im Gebirge, von wo er täglich seinen Pflanzenbündel an den Brunnen brachte, ehe Goethe noch seine Becher geleert hatte. Dies brachte Goethe mit manchem der Wissenschaft kundigen Brunnengast in Verbindung.

Goethe blieb länger als die übrigen Weimarischen Gäste in Karlsbad, um Exkursionen in das Erzgebirge zu machen, dessen Bergwerke er besichtigte. Als er in der ersten Hälfte des September (1785) gesund und mit reicher mineralogischer Beute beladen, nach Hause kam, traf er am Hof den Besuch der Fürstin Gallitzin von Münster und ihrer Begleiter von Fürstenberg, Hemsterhuis und Sprickmann. Die Fürstin repräsentirte den unklaren, mystischen Gemüthsdrang gegen die Vernunft, der sie bereits zum Uebertritt in die katholische Kirche geführt

hatte, und war in manchen Stücken dem verstorbenen Fräulein von Klettenberg sehr ähnlich, weshalb Goethe sich innig an sie schloß. Er sagt von ihr: „Sie kam früh zu dem Gefühl, daß die Welt uns nichts gebe, daß man sich in sich selbst zurückziehen, daß man in einem beschränkten Kreise um Zeit und Ewigkeit besorgt sein müsse. Als die schönste Vermittelung zwischen beiden Welten entsproßte Wohlthätigkeit, die mildeste Wirkung einer ernsten Aszetik; das Leben füllt sich aus mit Religionsübung und Wohlthun." Und an Jacobi schrieb er am 21. Oktober: „Diese herrliche Seele hat uns durch ihre Gegenwart zu mancherlei Gutem geweckt und gestärkt, und die Ihrigen haben uns schöne Stunden und Freude gegeben. Du kennst mich und sie, und wenn ich Dir sage, daß wir dies Mal ganz natürlich gegen einander und offen gewesen sind, so kannst Du Dir das Uebrige wohl denken. Am meisten freut mich, daß Frau von Stein und sie sich haben kennen lernen." Wahrscheinlich gab diese Bekanntschaft Veranlassung zu den Bekenntnissen einer schönen Seele, die um jene Zeit entstanden sein mögen, und jetzt das sechste Buch des Wilhelm Meister bilden, denen aber allerdings die Lebensschicksale des Fräuleins von Klettenberg zu Grunde liegen.

Siebenundfunfzigstes Kapitel.

In Weimar widmete sich Goethe seinen Amtspflichten und seinen Privatstudien so ausschließlich, daß er als das vollständige Gegentheil von früher erschien. Sein Ernst theilte sich dem Hofe mit, und es war in Weimar und in Tiefurt so stille, daß die alte Herzogin sagte: „Sie schlafen alle", und der Herzog im Dezember 1785 an Knebel schrieb: „Unsere Gesellschaft ist wirklich die allerennuyanteste vom ganzen Erdboden." Schon im Januar hatte Wieland geklagt: „Bisher ist die Herzogin Mutter unser einziger Trost gewesen. Ohne sie würde Weimar nach weniger Zeit wieder ein so unbedeutendes, langweiliges und seelentödtendes Nest werden als irgend eines in deutschen und welschen Landen." Dazu

hatte das Liebhabertheater schon mit Ende 1783 aufgehört; doch war eine Schauspielertruppe engagirt worden, die bis in's Jahr 1791, in welchem eine Hofbühne errichtet ward, in Weimar und Sommers im nahen Bad Lauchstedt spielte. Von ihr berichtet der Herzog am 15. Januar 1784 in einem Briefe an Knebel: „Die Gesellschaft ist eben nicht ausnehmend gut, doch hat sie das Glück, ziemlich gute Stimmen zu besitzen, und sehr guten Geschmack in Auswahl der komischen Opern zu haben; sie spielen meistens italienische Musik, deren Schönheit die Güte des Spiels und der Uebersetzung ersetzt." Goethe beschäftigte sich damals stark mit anatomisch-osteologischen Studien, wie er denn gegen das Ende des Jahres die Entdeckung machte und in einer eigenen Abhandlung veröffentlichte, daß der Mensch wie die Thiere in der oberen Kinnlade einen eigenen Zwischenknochen besitze. Gleichwohl hatte er zu den Maskenfesten des Karnevals noch ein Redutengedicht geliefert, außerdem aber im gleichen Jahre (1784) nur einige Epigramme zu Stande gebracht, denen er im folgenden Jahre eine weitere Reihe hinzufügte. Im Anfang des Jahres 1785 vollendete er sodann auch ein Singspiel im italienischen Geschmack, „Scherz, List und Rache", in welchem die Mystifikation eines geizigen Pedanten dargestellt wird, das aber auf der Bühne nie Erfolg

hatte. Er schob die Schuld davon auf seinen Jugendfreund Kayser, dem er das Stück zur Komposition nach Zürich geschickt hatte. Um jene Zeit legte Goethe seine Ansichten über dramatische Dichtung und theatralische Darstellung im Wilhelm Meister nieder, von welchem das vierte Buch am 12. November 1783, im Oktober 1784 das fünfte und im November 1785 das sechste Buch fertig wurde; das siebente beschäftigte ihn bis zum Frühjahr 1786. Freunde, welchen er einzelne Abschnitte mittheilte, schenkten dem Roman ihren Beifall; doch bekennt er selbst, daß er wegen der häufigen Unterbrechungen weit hinter seiner Idee zurückbleibe.

Diese dichterischen Produktionen konnten jedoch begreiflich wenig zur Erheiterung der Hofkreise beitragen. Diese ließen sich vielmehr durch Goethe ebenfalls in naturhistorische Liebhabereien reißen, um so mehr, da man es darauf anlegte, Proselyten zu machen. Besonders schloß sich ihm in dieser Richtung der Hofrath von Voigt, Direktor des Ilmenauer Bergwerks, an, sowie auch der Herzog. Der Letztere schrieb schon im Dezember 1784 an Knebel: „Die Naturwissenschaft ist so menschlich, so wahr, daß ich Jedem Glück wünsche, der sich ihr auch nur Etwas ergiebt. Sie fängt an leicht zu werden, so daß auch gern trägere Menschen sich eher dazu einladen lassen. Sie ist so

leicht wahr zu behandeln, daß sie den Geschmack zum Unwahren überwiegen kann; sie beweist und lehrt so bündig, daß das Größte, das Geheimnißvollste, das Zauberhafteste so ordentlich, einfach, öffentlich, unmagisch zugeht; sie muß doch endlich die armen unwissenden Menschen von dem Durst nach dem dunkeln Außerordentlichen heilen, da sie ihnen zeigt, daß das Außerordentliche ihnen so nahe, so deutlich, so unaußerordentlich, so bestimmt wahr ist. Ich bitte täglich meinen guten Genius, daß er auch mich von aller andern Art von Bemerken und Lernen abhalte, und mich immer auf dem ruhigen, bestimmten Weg leite, den uns der Naturforscher so natürlich vorschreibt.“ Die Naturwissenschaften waren es auch, welche Herder und Goethe einander näherten, und zwar zur Zeit, als der Erstere die naturwissenschaftlichen Abschnitte seiner Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit ausarbeitete, von denen der Letztere mit ihm zusammen im Dezember 1783 die ersten Kapitel las. An Jacobi schrieb damals Goethe: „Von meinem Leben ist es wieder ein schönes Glück, daß die leidigen Wolken, die Herdern so lange von mir getrennt haben, endlich, und wie ich überzeugt bin, auf immer sich verziehen mußten.“ Und Herder schrieb am 2. März 1785 an Knebel: „Goethe trägt seinen Kopf und sein Herz immer auf der rech-

ten Stelle, und ist in jedem Schritt seines Lebens ein Mann. Wie viele giebt's solcher?" Die häufigen Gespräche zwischen Beiden gingen von den Naturansichten auf die höchsten Probleme des Denkens über. Herders Frau erzählt z. B. in einem ihrer Briefe von dem Beisammensein in einer schönen Mondnacht, in welcher Goethe sich über den Zustand der Seele nach dem Tode aussprach, „nur ein wenig nicht schwärmerisch genug für das überirdische Licht, in dem wir dahingleiteten". Gleiche Gespräche wurden auch mit Jakobi gepflogen, als dieser im Herbst 1784 zu Weimar auf Besuch war. Mit welcher Innigkeit Jacobi sich wieder an Goethe schloß, beweist folgende Briefstelle (vom 13. Oktober 1784): „Ich habe Dich also wiedergesehen, und wie vielmehr als das! Als ich wegging, war es mir nicht, als ob ich Dich verließe; ich war innig glücklicher, froher, heiterer, als ich kam. Du weißt, wie ich Eindrücke annehme und sie in mir haften. Auch die leiseste Berührung, die ich kaum im Augenblick selbst gewahr wurde, entwickelt sich im Stillen, und wächst zu vollem Leben auf. So bin ich jetzt noch im seligsten Genusse Deiner, und weiß von nichts, das mir vergangen wäre. Erhalte mich so; Du kannst es — Du weißt es!" Um jene Zeit war Jacobi mit Mendelssohn über Lessings Spinozismus in Streit gerathen, weshalb das

System Spinoza's häufig von Goethe und Herder besprochen, auch die philosophischen Abhandlungen von Hemsterhuisen gelesen wurden. Am 9. Juni 1785 schrieb Goethe über Spinoza: „Ich kann nicht sagen, daß ich jemals die Schriften dieses trefflichen Mannes in einer Folge gelesen habe, daß mir jemals das ganze Gebäude seiner Gedanken völlig überschaulich vor der Seele gestanden hätte. Meine Vorstellungs- und Lebensart erlauben's nicht. Aber, wenn ich hineinsehe, glaub' ich ihn zu verstehen, d. h. er ist mir nie mit sich selbst in Widerspruch, und ich kann für meine Sinnes- und Handelsweise sehr heilsame Einflüsse daher nehmen." Noch größeren Antheil an der Streitfrage nahmen Goethe und Herder, als Jacobi 1785 und 1786 seine Schriften gegen Mendelsson veröffentlichte. Goethe war mit der Glaubensphilosophie Jacobi's nicht einverstanden, da er den Standpunkt spinozistischen Realismus einnahm, und tadelte besonders, daß Jener Spinozismus und Atheismus zusammenwarf: „Spinoza beweist nicht das Dasein Gottes; das Dasein ist Gott, und wenn ihn Andere deshalb Atheum schelten, so möchte ich ihn theissimum und christianissimum nennen und preisen." An Jacobi selbst schrieb er: „Uebrigens bist Du ein guter Mensch, daß man Dein Freund sein kann, ohne Deiner Meinung zu sein; denn wie wir von einander

abstehen, habe ich erst wieder aus dem Büchlein selbst gesehen." Mit Lavater dagegen hatte die Verschiedenheit der Religionsansichten schon mit dem Jahr 1783 völlige Auflösung des freundschaftlichen Verhältnisses herbeigeführt. Nach seiner alten Weise hatte Goethe versucht, das Resultat der religionsphilosophischen Erörterungen mit Lavater, Jacobi und Herder in einem Epos „Die Geheimnisse" poetisch zu fixiren, das aber (bis März 1785) nicht über die 48 Stanzen der Einleitung hinauskam, und von da an Bruchstück blieb. Die Einleitung führt uns den frommen Bruder Markus vor, der nach mancherlei Irrgängen in einem freundlichen Thale ein herrliches Gebäude antrifft, dessen Sinnbild ein mit Rosen umschlungenes Kreuz ist, und welches zwölf Ritter bewohnen, die nach überstandenem mühe- und gefahrvollen Leben hier Gott im Stillen dienen, und einem Oberen sich angeschlossen haben, der den Namen Humanus führt. Offenbar strebte er auf Humanisirung des Christenthums, weshalb er auch an Lavater (früher) geschrieben hatte, er sei „zwar kein Widerchrist, aber ein dezidirter Nichtchrist."

Achtundfunfzigstes Kapitel.

Im Sommer 1786 ging Goethe in Gesellschaft des Herzogs wieder nach Karlsbad, wo er vergnügte Tage durchlebte, deren er sich noch in Italien mit großem Behagen erinnerte. Aber es lag nicht in seinem Plane, nach Weimar zurückzukehren. Italien war von Kindheit auf das Land seiner Sehnsucht gewesen; und wenn er diese bisher zurückgedrängt hatte, so war dies geschehen, weil er ohne eine vielseitige Vorbildung den Aufenthalt daselbst für zu aufregend und verwirrend hielt. Jetzt hatte er sich diese Vorbildung erworben, und die Sehnsucht war so mächtig wieder in ihm erwacht, daß er seit einigen Jahren schon die alten römischen Schriftsteller meiden mußte, weil sie ihm das Bild Italiens zu lebhaft vor die Seele führten.

Herder verspottete ihn, weil er all' sein Latein aus Spinoza lerne. Er faßte daher den Entschluß, gleich von Karlsbad nach Italien zu reisen, und führte denselben auch am 3. September aus, ohne daß außer dem Herzog irgend Jemand darum gewußt hätte. Er stahl sich, wie er selbst sagt, in einer Postchaise fort, und eilte dem Süden zu.

Nach Karlsbad hatte er seine sämmtlichen Schriften mitgenommen, um sie gesammelt für den Göschen'schen Verlag zu redigiren. Die vier ersten Bände wurden bald an den Verleger abgesendet; allein an der Absendung der vier letzten, die nur Bruchstücke und Entwürfe enthielten, verhinderten ihn die Vorstellungen seiner Freunde und Bekannten, die ihn im Bad umgaben. Sie hatten ihm an seinem Geburtstag mehrere Gedichte im Namen seiner unvollendet gebliebenen Arbeiten überreicht, in welchen diese Klage führen und um Fortsetzung bitten. Goethe nahm daher den ganzen Handschriftenpack nach Italien mit, um ihn daselbst der Feile zu unterwerfen.

Die erwähnte Ausgabe seiner Werke wird durch ein Gedicht „Zueignung" eingeleitet, dessen schöne Stanzen er schon am 8. August 1784 auf einem Ausflug in den Harz niedergeschrieben hatte. Wir theilen es hier vollständig mit, weil es für den Biographen von höchstem Interesse ist, — „weil es", wie

Viehoff in seinem Leben Goethe's sagt, „einen der wichtigsten Wendepunkte in Goethe's poetischer Laufbahn bezeichnet. Diese Produktion beweist mehr als irgend Etwas, daß die Umwandlung, die meistens ausschließlich auf Rechnung seines Aufenthaltes in Italien gesetzt wird, schon vor der Abreise dahin entschieden begonnen hat. Wie das Gedicht schon durch den sanften lieblichen Fluß der Rede, die Melodie der Sprachklänge, die ganze klassische Formvollendung den Eindruck macht, als könne es nur unter dem schönen Himmel Italiens entstanden sein, so spricht sich auch im Inhalte die heitere Ruhe, der selige Frieden aus, der ihn dort in so hohem Maaße beglücken sollte. Es ist nicht als Darstellung der ursprünglichen Dichterweise zu betrachten; aber wohl spricht hier Goethe aus, daß er nun erst im ganzen und vollen Sinne des Wortes sich zum Dichter geweiht fühle."

Zueignung.

Der Morgen kam, es scheuchten seine Tritte
Den leisen Schlaf, der mich gelind umfing,
Daß ich erwacht aus meiner stillen Hütte
Den Berg hinauf mit frischer Seele ging;
Ich freute mich bei einem jeden Schritte
Der neuen Blume, die voll Tropfen hing;
Der junge Tag erhob sich mit Entzücken,
Und Alles ward erquickt, mich zu erquicken.

Und wie ich stieg, zog von dem Fluß der Wiesen
Ein Nebel sich in Streifen sacht hervor.
Er wich und wechselte, mich zu umfließen,
Und wuchs geflügelt mir um's Haupt empor;
Des schönen Blicks sollt' ich nicht mehr genießen,
Die Gegend deckte mir ein trüber Flor,
Bald sah ich mich von Wolken wie umgossen,
Und mit mir selbst in Dämm'rung eingeschlossen.

Auf ein Mal schien die Sonne durchzudringen,
Im Nebel ließ sich eine Klarheit seh'n.
Hier sank er leise, sich hinabzuschwingen,
Hier theilt er steigend sich um Wald und Höh'n.
Wie hofft' ich, ihr den ersten Gruß zu bringen!
Sie hofft' ich nach der Trübe doppelt schön.
Der luft'ge Kampf war lange nicht vollendet,
Ein Glanz umgab mich, und ich stand geblendet.

Bald machte mich, die Augen aufzuschlagen,
Ein inn'rer Trieb des Herzens wieder kühn,
Ich konnt' es nur mit schnellen Blicken wagen,
Denn Alles schien zu brennen und zu glüh'n.
Da schwebte, mit den Wolken hergetragen,
Ein göttlich' Weib vor meinen Augen hin,
Kein schöner Bild sah ich in meinem Leben,
Sie sah mich an und blieb verweilend schweben.

Kennst Du mich nicht? sprach sie mit einem Munde,
Dem aller Lieb' und Treue Ton entfloß;
Erkennst Du mich, die ich in manche Wunde
Des Lebens Dir den reinsten Balsam goß?

Du kennst mich wohl, an die zu ew'gem Bunde
Dein strebend Herz sich fest und fester schloß.
Sah ich Dich nicht mit heißen Herzensthränen
Als Knabe schon nach mir Dich eifrig sehnen?

Ja! rief ich aus, indem ich selig nieder
Zur Erde sank, lang' hab' ich Dich gefühlt.
Du gabst mir Ruh', wenn durch die jungen Glieder
Die Leidenschaft sich rastlos durchgewühlt;
Du hast mir wie mit himmlischem Gefieder
Am heißen Tag die Stirne sanft gekühlt!
Du schenktest mir der Erde beste Gaben,
Und jedes Glück will ich durch Dich nur haben!

Dich nenn' ich nicht. Zwar hör' ich Dich von Vielen
Gar oft genannt, und Jeder heißt Dich sein,
Ein jedes Auge glaubt auf Dich zu zielen,
Fast jedem Auge wird Dein Strahl zur Pein.
Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen,
Da ich Dich kenne, bin ich fast allein;
Ich muß mein Glück nur mit mir selbst genießen,
Dein holdes Licht verdecken und verschließen.

Sie lächelte, sie sprach: Du siehst, wie klug,
Wie nöthig war's, Euch wenig zu enthüllen!
Kaum bist Du sicher vor dem gröbsten Trug,
Kaum bist Du Herr vom ersten Kinderwillen,
So glaubst Du Dich schon Uebermensch genug,
Versäumst die Pflicht des Mannes zu erfüllen!
Wie viel bist Du von Andern unterschieden?
Erkenne Dich, leb' mit der Welt in Frieden!

Verzeih' mir, rief ich aus, ich meint' es gut;
Soll ich umsonst die Augen offen haben?
Ein froher Wille lebt in meinem Blut,
Ich kenne ganz den Werth von Deinen Gaben!
Für Andre wächst in mir das edle Gut,
Ich kann' und will das Pfund nicht mehr vergraben!
Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?

Und wie ich sprach, sah mich das hohe Wesen
Mit einem Blick mitleid'ger Nachsicht an;
Ich konnte mich in ihrem Auge lesen,
Was ich verfehlt und was ich recht gethan;
Sie lächelte, da war ich schon genesen,
Zu neuem Frieden stieg mein Geist heran;
Ich konnte nun mit innigem Vertrauen
Mich zu ihr nah'n und ihre Nähe schauen.

Da reckte sie die Hand aus in die Streifen
Der leichten Wolke und des Dufts umher,
Wie sie ihn faßte, ließ er sich ergreifen,
Er ließ sich zieh'n, es war kein Nebel mehr.
Mein Auge konnt' im Thale wieder schweifen,
Gen Himmel blickt' ich, er war hell und hehr.
Nur sah ich sie den reinsten Schleier halten,
Er floß um sie und schwoll in tausend Falten.

Ich kenne Dich, ich kenne Deine Schwächen,
Ich weiß, was Gutes in Dir lebt und glimmt!
So sagte sie, ich hör' sie ewig sprechen,
Empfange hier, was ich Dir lang' bestimmt,

Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
Der dies Geschenk mit stiller Seele nimmt:
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.

Und wenn es Dir und Deinen Freunden schwüle
Am Mittag wird, so wirf ihn in die Luft!
Sogleich umsäuselt Abendwindeskühle,
Umhaucht Euch Blumenwürzgeruch und Duft.
Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft.
Besänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich, und die Nacht wird helle.

So kommt denn, Freunde, wenn auf Euren Wegen
Des Lebens Bürde schwer und schwerer drückt,
Wenn Eure Bahn ein frisch erneuter Segen
Mit Blumen ziert, mit gold'nen Früchten schmückt,
Wir geh'n vereint dem nächsten Tag entgegen!
So leben wir, so wandeln wir beglückt.
Und dann auch soll, wenn Enkel um uns trauern,
Zu ihrer Lust noch uns're Liebe dauern.

Neunundfunzigstes Kapitel.

Bevor wir mit unserm Dichter nach Italien wandern, wollen wir auf den Entwickelungsgang seines Lebens seit dem Jahr 1774 einen Rückblick werfen. Im achtunddreißigsten Kapitel dieser Lebensbeschreibung haben wir angeführt, wie in diesem Jahre Goethe das Studium des Spinoza begann, und im siebenundfunfzigsten, wie er kurz vor seiner Abreise nach Italien auf diesen Philosophen zurückkam. Wir erinnern uns, daß er sich aus demselben ein System großartiger Entsagung aufbaute, und wie er dasselbe nach und nach in's Leben übertrug. In Weimar sahen wir ihn sogleich sich in den Strudel des leidenschaftlichsten Genielebens mit seinem Gönner, dem Herzog, stürzen; aber schon im zweiten Jahre 1777 seines dortigen Aufenthalts beginnt der Uebergang in eine andere Lebens- und Dichterperiode. Der Sturm der

Leidenschaft mäßigte sich, und der Dichter fing an, die Befriedigung in sich selbst zu suchen. Damals schrieb er (am 19. Februar 1777) Nachts in seinem warmen Gartenstübchen, während draußen über Schnee und hellen Mondschein Waldhörner durch's Thal herüber bliesen, an Lavater, er sei unter dem anhaltenden Reiben und Treiben des Lebens stiller in sich als je, schreibe an Niemand, und es kümmere ihn außer seinem Kreise nun gar nichts. Der Tod der Schwester im Juni desselben Jahres trieb ihn noch mehr zur Einkehr in sich selbst; er schrieb der Mutter: „Mit meiner Schwester ist mir so eine starke Wurzel, die mich an der Erde hielt, abgehauen worden, daß die Aeste von oben, die davon Nahrung hatten, auch absterben müssen.“ Uebersättigung an den Hofvergnügungen stellte sich bald ein, Goethe zog sich von seinen Freunden zurück, und faßte den Entschluß, den Herzog und sich (1799) durch eine Schweizerreise einen kräftigen Anlauf in eine neue Richtung nehmen zu lassen. Kurz vor dem Antritt derselben schrieb er in sein Tagebuch: „Zu Hause aufgeräumt, meine Papiere durchgesehen und alle alten Schalen verbrannt. Andere Zeiten, andere Sorgen! Stiller Rückblick auf's Leben, auf die Verworrenheit, Betriebsamkeit, Wißbegierde der Jugend; wie sie überall herumschweift, um etwas Befriedigendes zu finden. Wie ich besonders in Geheimnissen, dunklen, imagina-

tiven Verhältnissen eine Wollust gefunden habe; wie ich alles Wissenschaftliche halb angegriffen, und bald wieder habe fahren lassen; wie eine Art von demüthiger Selbstgefälligkeit durch Alles geht, was ich damals schrieb; wie kurzsinnig in menschlichen und göttlichen Dingen ich mich umgedreht habe; wie des Thuns, auch des zweckmäßigen, Denkens und Dichtens so wenig; wie in zeitverderbender Empfindung und Schattenleidenschaft gar viel Tage verthan; wie wenig mir davon zu Nutze gekommen, und da die Hälfte des Lebens vorüber ist, wie nun kein Weg zurückgelegt, sondern vielmehr ich nur dastehe, wie Einer, der sich aus dem Wasser rettete, und den die Sonne anfängt, wohlthätig abzutrocknen. Die Zeit, daß ich im Treiben der Welt bin, seit 1775 Oktober, getrau' ich noch nicht zu übersehen. Gott helfe weiter und gebe Lichter, daß wir uns nicht selbst soviel im Wege stehen, lasse uns von Morgen bis Abend das Gehörige thun, und gebe uns klare Begriffe von den Folgen der Dinge, daß man nicht sei wie Menschen, die den ganzen Tag über Kopfweh klagen und gegen Kopfweh brauchen, und alle Abende zu viel Wein zu sich nehmen. Möge die Idee des Reinen, die sich auf den Bissen erstreckt, den ich in den Mund nehme, immer lichter in mir werden." Nach der Rückkehr von der Reise trat die innere Veränderung äußerlich hervor, indem der Dichter

sich unter den Akten seines amtlichen Wirkungskreises begrub, und seine freien Stunden vorzugsweise naturwissenschaftlichen Studien und Experimenten widmete. An der „Narrenrolle", die er zur Ergötzung des Hofes zuweilen noch spielen mußte, fand er je länger je weniger Behagen, und es entwickelten sich die vom Vater ererbten Charakterzüge, der Sinn für Ordnung und Regelmäßigkeit in Thun und Lassen, in hohem Grade. Wie sehr er auf allen Wegen Befriedigung suchte, davon zeugt auch, daß er sich im Sommer 1780 in den Freimaurerorden aufnehmen ließ, über den er jedoch bald enttäuscht war, wie er denn später in Rom gegen Moritz äußerte: „Auch Sie können noch so schwach sein, darin Etwas zu suchen?" Aber Nichts vermochte den inneren Zwiespalt zu heilen; und je mehr die heterogensten Beschäftigungen und Sorgen um ihn heranwuchsen, je mehr unter der Last derselben eine poetische Produktivität schwand, um so mehr sehnte er sich nach einer stillen und ernstlichen künstlerischen Thätigkeit. Die Gedichte „Die Zikade" und „Der Sänger" sowie die im zweiundfunfzigsten Kapitel angeführte Stelle aus Wilhelm Meister sprechen seine gedrückte Stimmung aus. Immer stärker entwickelte sich in ihm das Bewußtsein, daß er unter den jetzigen Verhälnissen seinen Lebenszweck verfehlen müsse, daß unter der Last der Geschäfte, die er sich aufgebürdet, sich

sein Wesen nicht entfalten könne, und daß es hohe Zeit sei, sich aus dem „Hocken und Kleben an Einem Orte“ durch einen kühnen Sprung in eine andere geistige Atmosphäre zu retten. Ihn befriedigt weder das Wissen, noch die Natur; in der vollendeten Kunstform muß er die innere Bewegung beherrschen, und daher seine Sehnsucht nach Italien, in dessen Fülle von Schönheit und Kunst er seine Befriedigung endlich findet, worauf sich die Selbstbeherrschung, die weise Enthaltsamkeit Maaß und Schranke in Leben und Dichten einstellen, und das Entsagen seine Maxime wird. Der Weg durch die antike bildende Kunst und die antike klassische Poesie mußte ihn den festen Punkt finden lassen, um den sein Dasein sich drehte. Dahin ging seit längerer Zeit die Richtung seines Dichtens: in Proserpina, in der Iphigenie, im Tasso, im Elpenor und unter den kleineren Dichtungen in den Epigrammen und anakreontischen Liedern, die ganz den antiken Geist athmen.

Auch auf die religiöse Entwickelung des Dichters wollen wir einen Rückblick werfen. Ueber sie gibt vor Allem der Briefwechsel mit Lavater Aufschluß. Es erhellt daraus unwidersprechlich, daß Goethe wie Gelzer sagt, auf Seiten derer stand, die nicht in einem Individuum, sondern in der Gattung, nicht in Christus, sondern in der Menschheit die Offenbarung

des göttlichen Lebens verehren. Am 22. Juni 1781 schrieb er an den Züricher Pastor: „Deinen Christus habe ich noch niemals so gern als in Deinen Briefen angesehen und bewundert. Es erhebt die Seele, und gibt zu den schönsten Betrachtungen Anlaß, wenn man Dich das herrliche, krystallhelle Gefäß mit der höchsten Inbrunst fassen, mit einem eigenen hochrothen Trank schäumend füllen, und den über den Rand hinübersteigenden Gisch mit Wollust niederschlürfen sieht. Ich gönne Dir gern dieses Glück, denn Du müßtest ohne dasselbe elend werden. Bei dem Wunsch und der Begierde, in Einem Individuo Alles zu genießen, und bei der Unmöglichkeit, daß Dir Ein Individuum, genugthun kann, ist es herrlich, daß aus allen Zeiten uns ein Bild übrig blieb, in das Du Dein Alles übertragen und in ihm Dich bespiegeln, Dich selbst anbeten kannst. Nur das kann ich nicht anders als ungerecht und einen Raub nennen, der sich für Deine gute Sache nicht ziemt, daß Du alle köstlichen Federn der tausendfachen Geflügel unter dem Himmel ihnen, als wären sie usurpirt, ausraufest, um Deinen Paradiesvogel damit ausschließlich zu schmücken; dieses ist, was uns nothwendig verdrießen und unleidlich scheinen muß, die wir uns einer jeden durch Menschen und dem Menschen offenbarten Weisheit zu Schülern hingeben, und als Söhne Gottes ihn in

uns selbst und allen seinen Kindern anbeten. Ich weiß wohl, daß Du Dich darin nicht verändern kannst, und daß Du vor Dir Recht behältst; doch finde ich es auch nöthig, da Du Deinen Glauben und Deine Lehre wiederholend predigest, Dir auch den unsrigen als einen ehernen bestehenden Fels der Menschheit wiederholt zu zeigen, den Du und eine ganze Christenheit mit den Wogen eines Meeres vielleicht ein Mal übersprudeln, aber weder überströmen, noch in seinen Tiefen erschüttern könnt." Im Frühjahr 1782 gab Lavater den „Pontius Pilatus" heraus, worauf ihm Goethe am 1. August schrieb: „Du hältst das Evangelium, wie es steht, für die göttliche Wahrheit; mich würde eine vernehmliche Stimme vom Himmel nicht überzeugen, daß das Wasser brennt und das Feuer löscht, daß ein Weib ohne Mann gebiert, und daß ein Todter aufersteht; vielmehr halte ich dieses für Lästerungen gegen den großen Gott und seine Offenbarung in der Natur. Du findest nichts schöner als das Evangelium; ich finde tausend geschriebene Blätter alter und neuer von Gott begnadigter Menschen ebenso schön und der Menschheit nützlich und unentbehrlich. Und so weiter! Nimm nun, lieber Bruder, daß es mir mit meinem Glauben so heftig ernst ist, wie Dir mit dem Deinen, daß ich, wenn ich öffentlich zu reden hätte, für die nach meiner Ueberzeugung von

Gott eingesetzte Aristokratie mit eben dem Eifer sprechen und schreiben würde, als Du für das Einreich Christi schreibst: müßte ich alsdann das Gegentheil von Vielem behaupten, was Dein Pilatus als unwidersprechlich auffordernd in's Gesicht sagt?" Auf Goethe machte der Pilatus einen widrigen Eindruck; er war ihm ein schlagender Beweis, „wie sich bei Lavater der höchste Menschenverstand und der krasseste Aberglauben durch das feinste und unauflöslichste Band zusammenknüpfte." Wie das Jahr 1783 schon den Bruch mit dem Züricher Pastor herbeiführte, und wie aus den religionsphilosophischen Beschäftigungen Goethe's im Jahr 1785 ein Epos („Die Geheimnisse") hervorgehen sollte, dessen Aufgabe die Darstellung der Verklärung des Christenthums zum Humanismus gewesen wäre, darüber haben wir im vorletzten Kapitel berichtet.

Sechzigstes Kapitel.

Kennst Du das Land, wo die Zitronen blüh'n
Im dunklen Laub die Goldorangen glüh'n,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht?
Kennst Du es wohl?
Dahin! Dahin
Möcht' ich mit Dir, o mein Geliebter, zieh'n!

Die Reise durch Baiern und Tirol bis auf den Brenner wurde in fünf Tagen abgemacht. Goethe reiste im strengsten Inkognito, nannte sich Möller, und galt für einen reisenden Kaufmann; er beobachtete fleißiger den Wind und das Wetter als die Merkwürdigkeiten der Städte, ja er stellte unterwegs eine meteorologische Theorie zusammen, die er den Freun-

den in Weimar zuschickte. Gleichwohl fesselte auch einiges Andere vorübergehend seine Aufmerksamkeit; in Regensburg z. B. wohnte er der Aufführung des jährlichen Schauspiels der Schüler des Jesuitenkollegiums bei, und überzeugte sich bei der Gelegenheit von der Klugheit des Ordens, der nicht wie andere Orden „eine alte abgestumpfte Andacht fortsetze, sondern sie dem Geist der Zeit zu Liebe durch Prunk und Pracht wieder aufstutze.“ In München besuchte er die Naturalien- und Kunstsammlungen, machte jedoch im Antikensaal die Bemerkung, daß „seine Augen auf diese Gegenstände nicht geübt seien“, und in der Bildergallerie die, daß er seinen Blick erst wieder an Gemälde gewöhnen müsse. Ebensowenig kam er unterwegs zum Analysiren von Pflanzen, obwohl er seinen Linne mitführte. Am 9. September (1786) war er auf dem Brenner in von der umgebenden Alpennatur gehobener, heiterer Stimmung; er nahm aus dem Handschriftenpaket die Iphegenie heraus, um in den Musestunden der Weiterreise ihre Umformung zu beginnen. Am 10. gegen Mittag langte er zu Botzen an, wo gerade Messe war. Der Anblick der ersten Rebhügel hatte seine Sehnsucht nach Italiens heiterm Himmel verstärkt, und er hielt sich daher nicht auf. „Mir ist jetzt,“ schrieb er nach Weimar, „um die sinnlichen Eindrücke zu thun, die kein Buch, kein Bild giebt.

Die Sache ist, daß ich wieder Interesse an der Welt nehme, meinen Beobachtungsgeist versuche und prüfe, wie weit es mit meinen Wissenschaften und Kenntnissen geht, ob mein Auge licht, rein und hell ist, wie viel ich in der Geschwindigkeit fassen kann, und ob die Falten, die sich in mein Gemüth geschlagen und gedrückt haben, wieder auszutilgen sind. Schon jetzt, daß ich mich selbst bediene, immer aufmerksam, immer gegenwärtig sein muß, gibt mir diese wenigen Tage her eine ganz andere Elastizität des Geistes; ich muß mich um den Geldkurs bekümmern, wechseln, bezahlen, notiren, schreiben, anstatt daß ich sonst nur dachte wollte, sann, befahl und diktirte." Auf der Weiterreise schon muthete ihn Alles italienisch an: die reiche Vegetation, von Attich und Epheu überwucherte Felsen und Mauern, die Frauen mit aufgebundenen Zöpfen, die Männer mit bloßer Brust in leichten Jacken, das Sumsen der Insekten in milder Abendluft. „Ich lasse mir's gefallen", schrieb er nach Hause, „als wenn ich hier geboren und erzogen wäre, und nun von einer Grönlandsfahrt vom Wallfischfange zurückkäme." Zu Roveredo, wo er am 11. September eintraf, hörte er die ersten italienischen Laute. Statt gerade nach Verona zu fahren, schlug er den Umweg nach Torbole am Gardasee ein. Hier sah er die ersten früchtebeladenen Oelbäume, hier schwelgte er mit

Entzücken im Reichthum der südlichen Pflanzenwelt und hier schrieb er für die Iphigenie den herrlichen Monolog:

— Das Land der Griechen mit der Seele suchend,
Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brausend mir herüber.

Auf einer Seefahrt gelangte er in das venetianische Oertchen Malsesine, dessen Bewohner ihn am Zeichnen eines alten, am Wasser liegenden Schlosses verhindern wollten, weil sie ihn für einen Sendling des „unruhigen" Kaisers Joseph II. hielten, dem sie keine guten Absichten gegen die Republik Venedig zutrauten. Am 16. ritt er auf einem Maulthier in Verona ein, um sich daselbst ein paar Tage aufzuhalten. Das Amphitheater war das erste bedeutende Monument des Alterthums, welches er besichtigte; außerdem betrachtete er das schöne Thor Porta stupa, das Portal des Theatergebäudes, die Kirchen und die Gemälde und Antiquitätensammlungen; auch war er Zeuge eines Ballspiels, in welchem Veroneser gegen Vizentiner in knapper, weißer Kleidung kämpften, und er durch deren schöne Stellungen an den Borghesischen Fechter erinnert ward. In Vizenza brachte er vom 19. an beinahe eine Woche zu, um die architektonischen Kunstwerke des Palladio (eines Baumeisters aus dem sechszehnten Jahrhundert) zu studiren, namentlich die

Basilika und das olympische Theater. Mit Interesse wohnte er an einem Abend einer Versammlung der Akademie der Olympier bei, in welcher man in Prosa und Versen unter der lebhaftesten Theilnahme des Publikums die Frage erörterte, ob Erfindung oder Nachahmung den schönen Künsten mehr Vortheil gebracht habe? „Wenn man doch auch," schrieb er nach Hause, „vor seiner Nation so stehen, und sie persönlich belustigen dürfte! Wir geben unser Bestes Schwarz auf Weiß; Jeder kauzt sich damit in eine Ecke, und knoppert daran, wie er kann." Am 26. war er in Padua, wo er sich die Werke des Palladio kaufte und sich für den ungeheuern Audienzsaal des Rathhauses, die Kirchen der Justine und der Eremitaner, den großen Platz Prato della Valle, besonders aber für den schönen botanischen Garten wie überhaupt für die fruchtbare Gegend interessirte. Eine Fächerpalme machte ihm den Gedanken wieder lebendig, „bei dem er in seiner botanischen Philosophie stecken geblieben war, ohne abzusehen, wie er sich entwirren solle", nämlich, „daß man sich alle Pflanzengestalten vielleicht aus Einer entwickeln könne."

Am 28. September Abends schrieb er seinen Feunden: „So ist denn auch Gott sei Dank Venedig mir kein bloßes Wort mehr, kein hohler Name." Er war auf der Brenta hierhergefahren, und der Anblick

der ersten Gondel in den Lagunen hatte ihm Jugenderinnerungen zurückgerufen, ein Gondelmodell, das der Vater aus Italien gebracht hatte. Ohne Führer durchstreifte er zwei Tage lang das Labyrinth der Stadt, um sich zunächst einen Totaleindruck zu verschaffen; dann bestieg er mit einem Plane der Stadt den Markusthurm, von dem aus er zum ersten Mal in seinem Leben das Meer sah. Nun besuchte er die öffentlichen Gebäude, die Kunstschätze und die Umgebungen. Wenn er im Sonnenschein durch die hellgrünen Lagunen fuhr, und die buntgekleideten und beweglichen Gondolieri auf den Gondelrändern sich in der blauen Luft abzeichnen sah, so begriff er die durchsichtige Klarheit der Gemälde der venetianische Schule. Die Prachtgebäude der Lagunenstadt zogen ihn besonders an. „Die Baukunst", schreibt er, „steigt wie ein alter Geist aus dem Grabe hervor; sie heißt mich ihre Lehre wie die Regeln einer ausgestorbenen Sprache studiren, nicht um sie auszuüben oder mich an ihr lebendig zu erfreuen, sondern nur um die ehrwürdige, für ewig abgeschiedene Existenz der vergangenen Zeitalter in einem stillen Gemüth zu verehren." In den Antikensammlungen erinnerte ihn ein Stück des Gebälks vom Tempel des Antonius und der Faustina an ein früher gesehenes Kapitäl des Pantheons, und er sagt darüber in seinen Briefen: „Das ist freilich etwas Anderes als

unsere kauzenden, auf Kragstämmlein über einander geschichteten Heiligen der gothischen Zierweisen, etwas Anderes als unsere Tabakspfeifensäulen, spitze Thürmlein und Blumenzacken, die ich nun Gott sei Dank auf ewig los bin." So weit war er also jetzt von seiner Begeisterung für die gothische Baukunst zurückgekommen! Er wohnte einem Oratorium in der Mendikantenkirche, einer Oper mit Ballet im St. Mosestheater und einer Komödie im St. Lukastheater bei, wobei er fand, daß auch hier das Volk die Basis bildet: die Zuschauer spielten mit, und die Menge verschmolz mit dem Theater in ein Ganzes. Auch andere Theater besuchte er, und bei der Aufführung einer neuen italienischen Originaltragödie, in der es wild und grausam herging, ward ihm zuerst klar, wie die Italiener ihre elfsilbigen Jamben behandeln, und deklamiren, und er begriff, warum das italienische und griechische Trauerspiel so lange Reden enthält: Völker, die im Leben viel auf's Reden halten, müssen dergleichen auch auf der Bühne lieben, zumal wenn bei ihnen Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen herrscht, deren einer Goethe im herzoglichen Palast beiwohnte, und die ihm unendlich besser gefiel, „als unsere Stuben- und Kanzleihockereien." Goethe hörte auch auf dem Uferdamme die Erzähler einem aufmerksamen Zuhörerkreis ihre Geschichten vortragen, und verschaffte sich

den Genuß des berühmten Gesangs der Schiffer, die den Tasso und Ariost auf ihre eignen Melodieen vortragen. Er besuchte das Arsenal, und hing auf dem Fischmarkt und am Meeresufer seinen naturhistorischen Liebhabereien nach. Schon jetzt war die Einwirkung des italienischen Aufenthalts groß, daß er nach Hause schrieb: „Könnte ich nur den Freunden einen Hauch dieser leichten Existenz hinübersenden! Jawohl ist dem Italiener das Ultramontane eine dunkle Vorstellung. Auch mir kommt das Jenseits der Alpen nun düster vor, doch winken freundliche Gestalten immer aus dem Nebel. Nur das Klima würde mich reizen, diese Gegenden jenen vorzuziehen, denn Geburt und Gewohnheit sind mächtige Fesseln. Ich möchte hier nicht leben, wie überall an keinem Orte, wo ich unbeschäftigt wäre; jetzt macht mir das Neue unendlich viel zu schaffen." Und weiter: „Gott sei Dank wie mir Alles wieder lieb wird, was mir von Jugend auf werth war! Wie glücklich befinde ich mich, daß ich den alten Schriftstellern wieder näher treten darf!" Am 14. Oktober reiste Goethe von Venedig ab, und kam über Ferrara und Cento, wo er zum ersten Mal die Appenninen sah, nach Bologna. Unterwegs beschäftigte er sich mit dem Plan eines Dramas Iphigenie in Delphi, einer Erweiterung seiner Iphigenie auf Tauris, der zwar die Vollendung der Letzteren, welcher er in Venedig

seine Morgenstunden gewidmet hatte, unterbrach, aber gleichwohl unausgeführt blieb. In Bologna betrachtete er alles Sehenswerthe, ward jedoch im Vollgenuß der Gemälde der Dominichino, Guido Reni, Guercino da Cento und Caracci durch die „meist unsinnigen Gegenstände" der Bilder (die Heiligen) gestört: „Entweder Missethäter oder Verzückte, Verbrecher oder Narren, wo denn der Maler, um sich zu retten, einen nackten Kerl, eine hübsche Zuschauerin herbeischleppt, allenfalls seine geistlichen Helden als Gliedermänner traktirt, und ihnen recht schöne Faltenmäntel überwirft. Da ist nichts, was einen menschlichen Begriff gäbe!" Nur die Arbeiten von Raphael fesselten ihn mehr, besonders eine h. Zäzilia und eine h. Agathe, deren „gesunde, sichere Jungfräulichkeit" ihn so ansprach, daß er äußert: „Ich habe mir die Gestalt wohl gemerkt, und werde ihr im Geist meine Iphigenie vorlesen, und meine Heldin Nichts sagen lassen, was diese Heilige nicht aussprechen möchte." In der Nähe von Bologna, zu Paderno, besuchte er die Bologneser Schwerspathlager, und stellte mineralogische und geologische Beobachtungen an.

Am 21. Oktober trat er die Reise über die Appenninen an, und war am 23. in Florenz, das er jedoch, von der Sehnsucht nach Rom getrieben, schon nach drei Stunden wieder verließ, die Betrachtung seiner

Kunstschätze für die Rückreise versparend. Sein weiterer Weg führte ihn über Arezzo, Perugia und Foligno, von wo er einen Abstecher nach Assisi machte, um ein zweites großartiges Denkmal antiker Baukunst in Augenschein zu nehmen, den in eine christliche Kirche verwandelten, aber vollständig erhaltenen Minerventempel, der ihm die Aeußerung entlockte: „Was sich durch die Beschauung dieses Werkes in mir entwickelt, ist nicht auszusprechen, und wird ewige Früchte bringen." Ein drittes großes Werk des Alterthums sah er in Spoleto in der aus zehn Bogen gewölbten Wasserleitung. Doch mitten unter den Kunsteindrücken fiel ihm in den päpstlichen Staaten die Verwahrlosung des Volkes und der zum krassesten Aberglauben herabgesunkene kirchliche Kultus um so greller auf, so daß die Idee des ewigen Juden wieder lebendig in ihm ward.

Einundsechzigstes Kapitel.

Am 28. Oktober (1786) betrat unser Dichter durch die Porta del Popolo die „heilige Stadt," und schrieb nach Weimar: „Nun bin ich hier und ruhig, und wie es scheint, auf mein ganzes Leben beruhigt. Denn es geht, man darf wohl sagen, ein neues Leben an, wenn man das Ganze mit Augen sieht, das man theilweise in- und auswendig kennt. Alle Träume meiner Jugend sehe ich nun lebendig, die ersten Kupferbilder, deren ich mich erinnere, sehe ich nun in Wahrheit, und Alles, was ich in Gemälden und Zeichnungen, Kupfern und Holzschnitten, in Gips und Kork schon lange gekannt, steht nun beisammen vor mir. Wohin ich gehe, finde ich eine alte Bekanntschaft in einer neuen Welt; es ist Alles, wie ich mir's dachte, und Alles

neu. Ebenso kann ich von meinen Betrachtungen, von meinen Ideen sagen. Ich habe keinen ganz neuen Gedanken gehabt, nichts ganz fremd gefunden, aber die alten sind so bestimmt, so lebendig, so zusammenhängend geworden, daß sie für neu gelten können." Schon gleich am Allerseelentag (2. November) hatte er Gelegenheit, Rom als die Hauptstadt der katholischen Welt anzuschauen. Er sah den Papst in seiner Hauskapelle auf dem Quirinal, von Kardinälen umgeben, ein prächtiges Seelenamt abhalten; da er dabei aber nicht sprach, sondern nur mit allerlei Gesten sich hin- und herbewegte, so regte sich in dem deutschen Dichter „die protestantische Erbsünde," und er wendete sich von dem Schauspiel zur Betrachtung der Kunstwerke hinweg, wie er nun überhaupt mit dem neuen Rom sich weniger als mit dem alten zu schaffen machte. Die Kunstwerke studirte er epochenweise nach Anleitung der Winckelmann'schen Kunstgeschichte, und als Führer auf seinen Wanderungen diente ihm der Maler Wilhelm Tischbein, mit dem er schon früher in brieflicher Verbindung gestanden war. „Ich werde nie," schrieb er aus Rom, „und wenn auch mein Schicksal wäre, das schöne Land zum zweiten Male zu besuchen, soviel in kurzer Zeit lernen können, als jetzt in Gesellschaft dieses ausgebildeten, erfahrenen feinen, richtigen, mir mit Leib und Seele anhängen-

den Mannes." Tischbein, der schon 1782 Zeichnungen nach Goethe's Gedichten gemacht hatte und jetzt das große Porträt des Dichters malte, welches diesen in Lebensgröße darstellt, in einen Mantel gehüllt und auf einem umgestürzten Obelisken ruhend und die Ruinen der Campagna di Roma überschauend, suchte ebenfalls die Malerkunst mit der Poesie zu verbinden, und lud Goethe ein, zu seinen Gemälden Gedichte zu machen, was jedoch nicht geschehen konnte. Sein Inkognito hielt Goethe soweit als möglich fest; und daraus erwuchs ihm der Vortheil, daß die Menschen, statt von seinen Arbeiten Rechenschaft zu verlangen, von sich selbst oder von den Gegenständen, die sie interessirten, sprachen, und dadurch zur Förderung seiner Kenntnisse beitrugen. Doch konnte er dem Bekanntwerden nicht immer ausweichen, und so kam es, daß er am 4. Januar (1787) als Mitglied in die Dichtergesellschaft Arkadia aufgenommen wurde. Aus seinen Kunststudien können wir hier nur Weniges hervorheben. Hatte er sich auf der Reise vorzüglich mit Bauwerken beschäftigt, so wendete er sich in Rom vor Allem den Gemälden zu, und überwand den Widerwillen gegen die „unsinnigen Gegenstände" der künstlerischen Darstellung. Die Logen Raphaels, die Freskogemälde von Dominichino, die Farnesische Gallerie von Carraccio, die Sixtinische Kappelle mit

dem jünsten Gericht und den Deckengemälden des Michel Angelo versetzten ihn in Entzücken, und mit Bewunderung sah er das Pantheon, St. Peter (von deren Kuppel herab er die „ewige Stadt" mit ihren Kirchen, Palästen und Ruinen, die Ebene, Tivoli, Frascati, Castelgandolpho, den Berg Soracte, die Appenninen und das Meer überschaute), das Coliseo, den Apoll von Belvedere u. s. w. Um die Eindrücke dieser Kunstwelt auf sein Gemüth zu verfolgen, reihen wir einige Briefstellen hier an. Nach zehntägigem Aufenthalt in Rom schrieb er: „Ich lebe nun hier mit einer Klarheit und Ruhe, von der ich lange kein Gefühl hatte. Meine Uebung, alle Dinge, wie sie sind, zu sehen und abzulesen, meine Treue das Auge Licht sein zu lassen, meine völlige Entäußerung von aller Prätention kommen mir ein Mal wieder recht zu statten, und machen mich im Stillen höchst glücklich .... Ich entdecke in mir ein Gefühl, das mich unendlich freut, ja das ich sogar auszusprechen wage. Wer sich mit Ernst hier umsieht, und Augen hat, zu sehen, muß solid werden, er muß einen Begriff von Solidität fassen, der ihm nie so lebendig ward. Der Geist wird zur Tüchtigkeit gestempelt, gelangt zu einem Ernst ohne Trockenheit, zu einem gesetzten Wesen mit Freuden. Mir wenigstens ist es, als wenn ich die Dinge dieser Welt nie so richtig geschätzt hätte als hier. Ich freue

mich der gesegneten Folgen auf mein ganzes Leben." Am 20. Dezember schrieb er sodann: „Die Wiedergeburt, die mich von Innen heraus umarbeitet, wirkt immer fort. Ich dachte wohl hier was Rechtes zu lernen; daß ich aber soweit in der Schule zurück gehen, daß ich soviel verlernen, ja durchaus umlernen müßte, dachte ich nicht; nun bin ich aber ein Mal überzeugt, und habe mich ganz hingegeben, und je mehr ich mich selbst verleugnen muß, desto mehr freut es mich. Ich bin wie ein Baumeister, der einen Thurm aufführen wollte, und ein schlechtes Fundament gelegt hatte; er wird es noch bei Zeiten gewahr, und bricht gern wieder ab, was er schon aus der Erde gebracht hat; seinen Grundriß sucht er zu erweitern, zu veredeln, sich seines Grundes mehr zu versichern, und freut sich schon im Voraus der gewissen Festigkeit des künftigen Baues. Gebe der Himmel, daß bei meiner Rückkehr auch die moralischen Folgen an mir zu fühlen sein möchten, die mir das Leben in einer weiteren Welt gebracht hat. Ja es ist mit dem Kunstsinn auch zugleich der sittliche, welcher große Erneuerung leidet." Merkwürdiger Weise regten die Alterthümer Roms auch den Sinn für Geschichte in ihm an: „Auch die römischen Alterthümer," schreibt er am 3. Dezember, „fangen an, mich zu freuen. Geschichte, Inschriften, Münzen, von denen ich sonst nichts wissen mochte,

Alles drängt sich heran." Am 29. Dezember sodann schreibt er: „Von hier aus liest sich die Geschichte ganz anders als an jedem Ort der Welt. Anderwärts liest man von Außen hinein, hier glaubt man von Innen hinaus zu lesen; es lagert sich Alles um uns her, und geht wieder aus von uns. Und das gilt nicht allein von der römischen Geschichte, sondern von der ganzen Weltgeschichte. Kann ich doch von hier aus die Eroberer bis an die Weser und bis an den Euphrat begleiten, oder wenn ich ein Maulaffe sein will, die zurückkehrenden Triumphatoren in der heiligen Straße erwarten; indessen habe ich mich von Korn- und Geldspenden genährt, und nehme behaglich Theil an aller dieser Herrlichkeit." Die Kunststudien führten Goethe auch wieder zur Anatomie, sozwar, daß er an einem künstlichen Muskelkörper im Lazareth St. Spirito das Skelett zugleich mit Bändern und Muskeln studirte. Ueberhaupt ruhten seine naturhistorischen Liebhabereien, besonders die botanischen, auch zu Rom nicht: „Meine botanischen Grillen," schreibt er, „bekräftigen sich an allem diesem, und ich bin auf dem Wege, neue, schöne Verhältnisse zu entdecken wie die Natur, ein Ungeheures, das wie Nichts aussieht, aus dem Einfachsten das Mannigfaltigste entwickelt."

Außer Tischbein schloß sich unserm Dichter bei diesem ersten Aufenthalte in Rom noch besonders

Karl Philipp Moritz an, ein armer deutscher Gelehrter, der nach Rom gekommen war, um sich durch eine Reisebeschreibung die Mittel zu einer Reise zu verschaffen. Seine antiquarischen und mythologischen Kenntnisse kamen Goethe sehr zu statten, und noch mehr seine Ansichten über die deutsche Prosodie, welche den Dichter ermunterten, die Iphigenie in jambisches Versmaaß zu übertragen. Goethe erwies sich dankbar gegen ihn, und ward sein „Wärter und Beichtvater, Finanzminister und geheimer Sekretär“, als er mit Ende November durch einen Armbruch für mehrere Monate an's Bett gefesselt wurde. Moritz selbst schrieb über Goethe an einen Freund in der Heimath: „Es ist eine Wollust, einen großen Mann zu sehen; wie warm empfinde ich dies jetzt. Wie ein wohlthätiger Genius konnte mir Goethe nirgends erwünschter erscheinen als hier. O warum kannst du nicht auch dich an seines Geistes milder Flamme wärmen! Ich fühle mich durch seinen Umgang veredelt; die schönsten Träume längstverflossener Jahre gehen in Erfüllung.“

Ursprünglich sollte Rom das südlichste Ziel der italienischen Reise Goethe's sein. Aber er sehnte sich nun auch nach Neapel und Sizilien, und beschloß, nach dem Karneval dahin zu gehen, als seine Weimarer Freunde ihm zuredeten, und der Herzog ihn auf

unbestimmte Zeit seiner Amtspflichten enthob. In den letzten drei Wochen seines römischen Aufenthalts war er nun vom Morgen bis in die Nacht in Bewegung, theils um aufzusuchen, was er von Merkwürdigkeiten noch nicht gesehen, theils um das Beste zum zweiten und dritten Mal zu betrachten: „Meine Liebschaften“, äußerte er, „reinigen und entscheiden sich, und nun erst kann mein Gemüth dem Größeren und Echtesten mit gelassener Theilnahme sich entgegenheben.“ Auch zeichnete er unter Anleitung der ihm befreundeten Künstler fleißig Bauten und Kunstwerke, wobei er jedoch auf's Neue merkte, welche breite Kluft zwischen Begreifen und Ausführen liegt. Zu den künstlerischen Freunden, mit welchen er fast ausschließlich verkehrte, gehörte in den letzten Wochen auch die berühmte Malerin Angelika Kaufmann, der er beim zweiten Aufenthalt in Rom noch näher trat. Das Karneval wollte ihm wenig behagen; er schrieb vielmehr nach Hause, man müsse das Karneval in Rom gesehen haben, um den Wunsch los zu werden, es je wieder zu sehen. Gleich nach Beendigung desselben, am 22. Februar (1787), reiste er in Tischbeins Gesellschaft nach Neapel ab, nachdem er beinahe vier Monate zu Rom verweilt hatte.

Zweiundsechzigstes Kapitel.

In Rom gelangte Goethe zur vollständigen religiösen, sittlichen und ästhetischen Freiheit des Künstlers, und das ganze Gefühl der Versöhnung und Befriedigung, das er empfand, legte er in der Iphigenie nieder, unbestritten einem seiner besten Werke, welches in Italien in die Form umgegossen wurde, in der wir es jetzt besitzen. Der Umarbeitung hatte er auch in Rom seine Frühstunden gewidmet, und als er das Stück am 10. Januar 1787 nach Weimar schickte, nannte er es in dem Begleitbriefe, sein Schmerzenskind aus mehr als Einem Sinne." Die Freunde in Rom, denen er es vorgelesen hatte, waren, da sie etwas Berlichingisches erwarteten, mit Ausnahme der Angelika Kaufmann, wenig befriedigt, und auch

in Weimar fand es so kühle Aufnahme, daß der Dichter einige Monate später schrieb: „Ich merke wohl, daß es meiner Iphigenia wunderlich gegangen ist, und daß im Grunde mir Niemand für die unendlichen Bemühungen dankt. Doch das soll mich nicht abschrecken, mit Tasso eine ähnliche Operation vorzunehmen." Auch Schiller äußerte sich noch nach Jahren ungünstig über das Stück. Das Urtheil eines neueren Literarhistorikers, Vilmar, dagegen lautet und zwar in Uebereinstimmung mit fast allen neueren Kritikern: „In der Iphigenie offenbart sich am Augenscheinlichsten die Lösung des großen Problems unserer neuen Dichterzeit: den Geist des Alterthums mit deutschem Leibe zu umkleiden, so daß der Geist den Leib als seinen Leib, der Leib den Geist als seinen Geist anerkennen muß. Die tiefe, majestätische Ruhe, welche über alle Figuren dieses Dramas bei der mächtigsten inneren Bewegung ausgegossen ist, die großartige Einfachheit der Handlung und der Sprache, die lichte Durchsichtigkeit des Ganzen, alles dies ist in dem vollsten Sinne des Alterthums, ist nicht eine Nachahmung, sondern eine lebendige Reproduktion desselben; zugleich aber wehet durch das Stück ein Geist der Innigkeit, ein leiser Hauch des Friedens (wie namentlich in der Wendung, welche der Dichter dem antiken Stoffe am Schlusse gegeben hat), und dieser

gehört zum deutschen Erbtheil. Handlung ist verhältnißmäßig wenig vorhanden, und es ist nicht zu leugnen, daß dieser unserm Drama oft gemachte Vorwurf, dessen Richtigkeit auch Schiller anerkannte, begründet ist: es enthält mehr nur die Darstellung der Gesinnungen, diese sind zur Handlung gemacht und gleichsam vor die Augen gebracht worden. Eben durch diesen in einen Vorzug verwandelten Mangel aber ist Iphigenie ein stehendes Vorbild für unser Drama, welchem dieses bis dahin nur auf sehr unzulängliche Weise entsprochen hat, ein Vorbild und eine Warntafel für die, welche nur in der Handlung und zwar in der gehäuften Handlung, in dem Gewühl der Szenen das Wesen und die Wirkung des Dramas suchen, noch mehr Vorbild und Warnzeichen für die Andern, welche mit Vernachlässigung der Handlung in rednerischen Expositionen sich ergehen, und die Leere ihres dramatischen Rahmens mit Worten auszufüllen streben: hier können sie lernen, Gesinnung zur Handlung machen. Daß uns übrigens Iphigenie ferner steht als Götz, müssen wir denen, welche damals ganz andere Dinge als dieses griechische Drama von Goethe erwarteten, und sich durch die Iphigenie stark getäuscht fühlten, zugeben. Weit entfernt aber, daraus dem Dichter einen Vorwurf machen zu wollen, — dessen Größe eben darin besteht, das Verschiedenartigste mit

gleicher Virtuosität erfassen und beherrschen zu können — müssen wir ihm nur dankbar sein, daß er um den aufsprudelnden Geist seines Nationaldramas den uns auf unserer jetzigen Kulturstufe völlig unentbehrlichen Zaun des reinen griechischen Maaßes, die unentbehrliche feste Schranke antiker Form gezogen, und uns gezeigt hat, daß zwischen diesen zwei Endpunkten unsere ganze Dramatik, unsere ganze Dichtkunst sich bewegen müsse."

Ueber die Grundidee des Stücks sagt ein anderer Kritiker: „Es ist die Kraft, womit sittliche Wahrheit, tief ergreifende Innerlichkeit und Reinheit des weiblichen Gemüthes verklärend, sühnend und versöhnend auf Alles wirkt, was in ihre Nähe kommt; verklärend wirkt Iphigenie auf ihre ganze Umgebung, auf Thoas und seine Skythen, sühnend in der Heilung des Orestes und der Lösung des alten Fluchs, der auf dem tantalischen Hause liegt, versöhnend in der Löschung des zwischen Orest und Thoas entbrennenden Streites." In der That stimmt damit die eigene Erklärung des Dichters überein in den Versen, mit welchen er sein Drama dem Schauspieler Krüger übersendete:

Was der Dichter diesem Bande
Glaubend, hoffend anvertraut,

Werd' im Kreise deutscher Lande
Durch des Künstlers Wirken laut;
So im Handeln, so im Sprechen
Liebevoll verkünd' es weit:
Alle menschlichen Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit.

Die Handlung, auf welcher das Stück ruht, ist die Befreiung Iphigeniens aus dem Lande der Taurier, menschenopfernder Barbaren, in welches die Königstochter durch Fügung der Götter verschlagen worden, und in welchem Bande der Dankbarkeit und Freundschaft sie festhalten wollen; an diese Heimkehr knüpft sich die Entsühnung eines vom Götterfluch beladenen Königshauses. Indem der Friede und das Heil des Vaterhauses als Folge der Entsühnung außerhalb des Stückes liegt, mußte der Dichter, um von der entsühnenden Wirkung Iphigeniens den Zuschauer im Voraus zu überzeugen, das geheimnißvolle Einwirken eines Gemüthes auf ein anderes in einem hohen Grade von Anschaulichkeit darstellen, und dies ist mit vollendeter Kunst namentlich im dritten Aufzug geschehen, in welchem die Sühnung und Heilung des Orestes vom Furienwahnsinn des Muttermörders erfolgt. „So hat Goethe", sagt Viehoff, „hier das Meisterbild einer Seelenkur ausgeführt, welches im Ganzen wie in mehreren Einzelnheiten an

Lila*) erinnert, aber durch tieferes Eindringen in das innerste Weben der Gemüthswelt und durch Zartheit, Adel und Schwung der Darstellung jenes psychologische Gemälde weit hinter sich zurückläßt."

*) S. im 43. Kapitel.

Dreiundsechzigstes Kapitel.

Am 25. Februar 1787 langte Goethe in Neapel an, wo ein neues Leben für ihn begann. Statt sich wie in Rom beinahe ausschließlich der Kunst und der Vergangenheit zu widmen, gab er sich in diesem Paradiese mehr der frischen Gegenwart und dem heiteren Lebensgenusse hin: „Wenn man in Rom gern studiren mag", schreibt er, „so will man hier nur leben; für mich ist es eine wunderliche Erfindung, nur mit genießenden Menschen umzugehen." Am Abend des 27., nachdem er die ersten Eindrücke aufgenommen hatte, schreibt er: „Man sage, erzähle, male, was man will, hier ist mehr als Alles! Die Ufer, Buchten und Busen des Meeres, der Vesuv, die Stadt, die Vorstädte, die Kastelle, die Lusträume! Wir sind auch

noch Abends in die Grotte des Posilippo gegangen, da eben die untergehende Sonne zur andern Seite hereinschien. Ich verzieh es Allen, die in Neapel von Sinnen kommen, und erinnerte mich mit Rührung meines Vaters, der einen unauslöschlichen Eindruck besonders von den Gegenständen, die ich heute zum ersten Male sah, erhalten hatte. Ich bin nun nach meiner Art ganz stille, und mache nur, wenn's gar zu toll wird, große, große Augen." Mit Tischbein schwärmte er die Vollmondnächte hindurch auf den Plätzen, durch die Straßen, auf der Chiaga und am Meeresufer: „Es übernimmt Einen wirklich das Gefühl von Unendlichkeit des Raumes; so zu träumen ist denn doch der Mühe werth!" Er machte Ausflüge in die Nähe und Ferne: nach Puzzuoli, Pästum, Caserta, nach den Ruinen des alten Capua, nach Pompeji und Herculanum; den Vesuv bestieg er drei Mal, nicht ohne sich durch Verwegenheit in einige Gefahr zu bringen. Bei der Betrachtung der Kunstschätze von Neapel war Tischbein wieder sein Führer; doch widmete er sich derselben nicht mit dem Ernst, der ihn zu Rom beseelt hatte. Auch das Theater behagte ihm nicht sehr: „Mir ist es ein großer Gukkasten; es scheint, ich bin für solche Dinge verdorben." Dagegen gab er sich mit offener Seele dem Naturgenuß und der Geselligkeit hin. Die reiche Vegetation regte seine

botanische Spekulation wieder auf; am 25. März schrieb er nach Hause: „Während ich am Meere spazierte und still vergnüglich war, kam mir eine gute Erleuchtung über botanische Gegenstände. Herder'n bitte ich zu sagen, daß ich mit der Urpflanze bald zu Stande bin, nur fürchte ich, daß Niemand die übrige Pflanzenwelt darin wird erkennen wollen. Meine famose Lehre von den Kotyledonen ist so sublimirt, daß man schwerlich wird weiter gehen können." Das Meer zog ihn besonders in den stürmischen Tagen zu Anfang des März an, in welchem er vom Ufer aus die Wellen studirte: „Die Natur ist doch das einzige Buch, das auf allen Blättern großen Gehalt bietet."

Weil er sich in Neapel den Menschen anschließen wollte, so hatte er sein Inkognito aufgegeben. Er ging mit dem Fürsten von Waldeck, mit dem berühmten Landschaftsmaler Philipp Hackert, mit dem englischen Gesandten Hamilton, einem alten Raritätensammler, mit dem Juristen Filangieri und dessen an einen alten, reichen Fürsten verheiratheter exzentrischen Schwester, mit dem Landschaftsmaler Kniep und Andern um. Hackert sagte ihm über seine Zeichenübungen: „Sie haben Anlage, aber sie können nichts machen. Bleiben Sie achtzehn Monate bei mir, so sollen Sie Etwas hervorbringen, was Ihnen und Andern Freude macht." Hamilton besaß unter

andern Raritäten auch eine schöne zwanzigjährige Engländerin, die in griechischem Gewande, mit aufgelöstem Haare, mittelst einiger Shawls und einer mannigfaltigen Abwechselung von Stellungen, Geberden und Mienen die schönsten Antiken zu vergegenwärtigen wußte, und unsern Dichter an einigen Abenden ergötzte. Kniep wurde anstatt Tischbein's sein beständiger Gesellschafter und sein Reisebegleiter nach Sizilien, wohin er am 29. März nach fünfwöchentlichem Aufenthalt in Neapel auf einer Korvette absegelte. Unterwegs von der Seekrankheit befallen, schloß er sich mit dem Manuskript des Tasso in seine Kajüte ein, während Kniep die Umrisse und Ansichten der Küsten und Inseln zeichnete, und am 1. April ein heftiger Sturm wüthete.

Am 2. April befand er sich in der Bucht von Palermo, in der die Ausschiffung mit Mühe und Noth zu bewerkstelligen war, was ihm jedoch den Vortheil gewährte, vom Verdecke der Korvette die Ansicht der Stadt und ihrer Umgebung mit Muse zu genießen. Je weniger ihm die unregelmäßige und schmutzige Stadt selbst gefiel, um so mehr ergötzte er sich in der herrlichen Frühlingsvegetation der Umgebung, an den frischgrünenden Maulbeerbäumen, dem immergrünenden Oleander, den Zitronenhecken u. s. w. Besonders gern weilte er in einem öffentlichen Garten dicht an

der Rhede, der ihm den Garten des Alkinoos in's Gedächtniß rief, und ihn veranlaßte, sich einen Homer zu kaufen und denselben zu lesen: „Was den Homer betrifft, ist mir wie eine Decke von den Augen gefallen; die Beschreibungen, die Gleichnisse ꝛc. kommen uns poetisch vor und sind doch unendlich natürlich, aber freilich mit einer Reinheit und Innigkeit gezeichnet, vor der man erschrickt." Wenn er Abends im hellen Schein des Vollmonds auf der Rhede oder vom Altan seiner Wohnung aus in die Ferne schaut, so ruft er aus: „Nun verstehe ich erst die Claude Lorrain und habe Hoffnung, auch dereinst im Norden aus meiner Seele Schattenbilder dieser glücklichen Wohnung hervorzubringen." Die Ausflüge, welche er machte, führten ihn in das fruchtreiche Thal des Orbito, in welchem er sich wieder geologischen und mineralogischen Forschungen hingab, in die Kirche der Rosalie auf dem Monte Pelegrino, auf das Schloß des Prinzen Pallagonia u. s. w. Sodann besuchte er den Antikensaal im Palast des Vicekönigs, die Katakomben außerhalb der Stadt, das Medaillenkabinet des Prinzen Torremuzza u. s. w. Auch des berüchtigten Cagliostro Familie besuchte und unterstützte er. In dem öffentlichen Garten ward die Idee in ihm rege, die Geschichte der Nausikaa zu dramatisiren, aber sogleich wieder durch botanische Spekulationen

über die „Urpflanze" verdrängt. Am 18. April verließ er die Stadt, um die Insel zu durchreisen, überall Bodenart und Gesteine, Pflanzenwuchs und Landeskultur studirend. Am 20. besichtigte er den einsam gelegenen Tempel von Segesta, vom 24. bis zum 27. die Alterthümer von Girgenti, vom 1. bis 6. Mai die von Catania, wo ihn nebstdem eine reiche Sammlung vulkanischer Produkte interessirte, und da der Gipfel des Aetna wegen des tiefen Schnees nicht zu besteigen war, er sich mit der des Monte Rosso begnügen mußte, von welchem ihn ein heftiger Sturm jedoch sogleich herabtrieb. Auf dem Weg nach Messina nahm er das Theater von Taormina in Augenschein, wo ihm das Panorama des Aetna und der Meeresküste bis Kalabrien vor den entzückten Augen lag. Am 9. Mai ritt er in das von dem großen Erdbeben von 1783 noch im Schutt liegende Messina ein, das er am 14. an Bord eines nach Neapel in See gehenden französischen Kauffahrers wieder verließ. Die Ueberfahrt, auf der ihn auch die Seekrankheit wieder befiel, war nicht ohne Gefahr, indem das Schiff am dritten Tage bei gänzlicher Windstille in die Strömung bei der Insel Capri gerieth, und an den Felsen zu zerschellen drohte. Die Passagiere lärmten und tobten gegen den Kapitän und den Steuermann, und vermehrten dadurch die Gefahr des Augenblicks.

Goethe ermahnte sie, die Hülfe der heiligen Jungfrau anzurufen, mit solcher Eindringlichkeit, daß sie sogleich auf die Knie fielen, und ihre Litaneien herleierten. Glücklicherweise erhob sich bald ein Wind, der den Gebrauch der Segel erlaubte und das Schiff rettete. Am 17. Mai lief es in den Golf von Neapel ein. Goethe hatte nun zwei Seefahrten unter dem Vorrath seiner Anschauungen. „Hat man sich nicht ringsum vom Meer umgeben gesehen", schreibt er, „so hat man keinen Begriff von Welt und von seinem Verhältniß zur Welt."

Der Eindruck der sechswöchentlichen sizilianischen Reise auf ihn war ein sehr günstiger. An all' diesen Küsten und Vorgebirgen, Golfen und Buchten, Inseln und Erdzungen, Felsen und Sandstreifen, Hügeln, Wänden, Gärten, Feldern, Bäumen, Reben, Wolkenbergen und dem Alles umgebenden Meer hatte dem Dichter, der ein Todfeind von Wortschällen war, die Odyssee Fleisch und Blut gewonnen. An Herder schrieb er: „Laß mich meine Gedanken kurz so ausdrücken: Die Alten stellten die Existenz dar, wir gewöhnlich den Effekt; sie schilderten das Fürchterliche, wir fürchterlich; sie das Angenehme, wir angenehm u. s. w. Daher kommt alles Uebertriebene, alles Manierirte, alle falsche Grazie, aller Schwulst. Denn wenn man den Effekt und auf den Effekt arbeitet,

so glaubt man ihn nicht fühlbar genug machen zu können." In seinen späteren Dichtungen, namentlich in Hermann und Dorothea, treten die Früchte der hier gewonnenen Einsicht in dem vorsichtigsten und beinahe ängstlichsten Maaßhalten in der Form hervor: er schildert die Sache in ihrem vollen Gehalte, aber auch nur die Sache, und hütet sich vor jedem Worte, das über den Gegenstand hinausginge. Sodann mußte er Sizilien gesehen haben, um eine vollständige Anschauung von Italien zu besitzen, wie er an Herder schreibt: „Italien ohne Sizilien macht kein Bild!" Allein je glücklicher er sich in der Natur und in der Kunst fand, um so mehr wendete sich auch sein Blick von der Menschheit im Ganzen, und je mehr er für seine Person das Ziel der Freiheit und der Humanität erreichte, um so weniger interessirte ihn die Befreiung und Humanisirung der Gattung. Den weltumfassenden Humanitätsideen Herder's gegenüber zog er sich hartnäckig auf die Meinung zurück, es sei genug, wenn es hie und da einem Einzelnen gelinge, sich zu einem schönen, harmonischen und reichen Wesen zu entwickeln, für das Heil der Menschheit im Großen aber solle man wie für Regen und Sonnenschein den Himmel sorgen lassen. „Ich bin freilich", schrieb er an Herder, „wie Du sagst, sehr an's Gegenwärtige geheftet, und je mehr ich die Welt sehe, desto weniger

kann ich hoffen, daß die Menschheit je eine weise, kluge, glückliche Masse werden könne. Vielleicht ist unter den Millionen Welten eine, die sich dieses Vorzugs rühmen kann; bei der Konstitution der unsrigen bleibt mir so wenig für sie als für Sizilien bei der seinigen zu hoffen." Selbst das Interesse für Geschichte, das die Alterthümer Roms angeregt zu haben schien, trat auf den lachenden Fluren Siziliens wieder in sein Nichts zurück: er hieß den Führer schweigen, der ihm im Thal des Orbito von Hannibal erzählen wollte. Als ihm der dritte Theil von Herder's „Ideen zur Philosophie der Geschichte" angekündigt war, schrieb er: „Er wird gewiß den schönen Traumwunsch der Menschheit, daß es dereinst besser mit ihr werde, trefflich ausgeführt haben. Auch, muß ich selbst sagen, halte ich es für wahr, daß die Humanität endlich siegen wird; nur fürcht' ich, daß zu gleicher Zeit die Welt ein großes Hospital, und Einer des Andern humaner Krankenwärter sein werde."

Die Ausbeute des Aufenthalts in Sizilien bestand außer den vielen Zeichnungen in Kniep's Mappe und dem Entwurf einer Tragödie „Nausikaa," in welchem mit Zugrundlegung der Haupthandlung der Odyssee ein Mädchen dargestellt werden sollte, das, nachdem es alle Bewerbungen von sich gewiesen, sich von einem Fremdling angezogen fühlt, ohne daß eine Verbindung

möglich wird, in der Fixirung der Idee der Pflanzenmetamorphose. „Ferner muß ich Dir vertrauen," schreibt er an Herder, daß ich dem Geheimniß der Pflanzenerzeugung und Organisation ganz nahe bin, und daß es das Einfachste ist, was nur gedacht werden kann. Unter diesem Himmel kann man die schönsten Beobachtungen machen. Den Hauptpunkt, wo der Keim steckt, habe ich ganz klar und zweifellos gefunden; alles Uebrige seh' ich auch schon im Ganzen, und nur noch einige Punkte müssen bestimmt werden. Die Urpflanze wird das wunderlichste Geschöpf von der Welt, um welches mich die Natur selbst beneiden soll. Mit diesem Modell und dem Schlüssel dazu kann man alsdann noch Pflanzen in's Unendliche erfinden, die konsequent sein müssen, d. h. die, wenn sie auch nicht existiren, doch existiren könnten, und nicht etwa malerische oder dichterische Schatten und Scheine sind, sondern eine innerliche Wahrheit und Nothwendigkeit haben. Dasselbe Gesetz wird sich auf alles Uebrige anwenden lassen." Später, wenn von der Schrift „Metamorphose der Pflanzen" die Rede sein wird, werden wir auf den Gegenstand zurückkommen.

Während des zweiten Aufenthalts in Neapel verkehrte Goethe mit alten und neuen Bekannten, zu welch' Letzteren der Herzog von Ursel und seine Frau aus Brüssel, der Marquis Lucchesini, der Cava-

liere Venuti und die Herzogin Giovane gehörten; Tischbein war bereits wieder nach Rom abgereist. Nachdem er noch das Museum von Portici, den Tempel des Jupiter Serapis bei Puzzuoli u. A. besucht, und nachdem er von Kniep geschieden, „wie Personen selten von einander scheiden, die sich zufällig auf kurze Zeit verbunden," verließ auch er am 3. Juni, dem Dreieinigkeitstage, Neapel, und wendete sich Rom zu.

Vierundsechzigstes Kapitel.

Am 6. Juni langte er zu Rom an, und ward durch das Frohnleichnamsfest am folgenden Tage schnell wieder „zum Römer eingeweiht." Auf diesem Fest entzückte ihn die Anschauung der nach Raphaels Kartonen gewirkten Teppiche, welche Kolonnaden und offene Räume zu prächtigen Gängen und Sälen umgestalteten. Er warf sich sogleich wieder mit allem Ernst in Kunststudien; schon am 20. schrieb er nach Deutschland, daß er wieder treffliche Kunstwerke gesehen, und daß sein Geist sich reinige und bestimme. Da er sich von Tischbein etwas zurückgezogen, so ward jetzt Hackert, der übrigens bald mit Jenem nach Neapel zurückging, sein Führer. Nach dem Besuch der Gallerie Colonna schrieb er: „Wenn man gleich

wieder die Natur ansehen und wieder finden und lesen kann, was Jene (die Poussin, Claude, Salvator Rosa ꝛc.) gefunden und mehr oder weniger nachgeahmt haben, das muß die Seele erweitern, reinigen und ihr zuletzt den höchsten anschauenden Begriff von Natur und Kunst geben. Ich will auch nicht mehr ruhen, bis mir Nichts mehr Wort und Tradition, sondern Alles lebendiger Begriff ist." In die Farnesina führte ihn Angelika Kaufmann, und hier sah er die Originalien der Fabel der Psyche, deren Kopieen er zu Hause oft mit seiner Freundin betrachtet hatte. In der Sixtinischen Kapelle, in der ein reicher Kunstfreund, Graf Frieß, von den Malern Burg und Lips Aquarellkopieen ausführen ließ, brachte er in Kühle und Ruhe manchen heißen Sommertag zu. „Ohne die Sixtinische Kapelle gesehen zu haben," schreibt er, „kann man sich keinen anschauenden Begriff machen, was Ein Mensch vermag. Man hört und liest von viel großen und braven Leuten; aber hier hat man es noch ganz lebendig über dem Haupte, vor den Augen." Die mächtigen Gestalten des Michel Angelo veranlaßten ihn auch wieder zu einem besonderen Studium des menschlichen Körpers. Sodann begeisterten ihn die vom Ritter Worthley aus Griechenland und Aegypten mitgebrachten Zeichnungen, und zu Ende des August die Ausstellung der französischen Akademie. „Was ich thun kann," schrieb er nach Hause, „thue ich; ich häufe von allen diesen Begriffen und Talenten so viel auf mich, als ich schleppen kann, und bringe auf diese Weise doch das Reellste mit." Der aus dem Orient zurückkehrende französische Architekt Cassas belebte ebenfalls sein Interesse für ägyptische Kunstwerke. In Rom sowohl, wo er nach Tischbeins Abreise dessen kühlen Saal gemiethet hatte, als auch auf zahlreichen Ausflügen nach Tivoli, Frascati, Albano ꝛc. übte er sich unter Hackerts Anleitung im Zeichnen nach der Natur und später, als die menschliche Figur ihn vorzugsweise beschäftigte, im Modelliren. Anfangs Juli schrieb er: „Im Zeichnen fahr' ich fort, Geschmack und Hand zu bilden; ich habe Architektur angefangen, ernstlicher zu treiben. Nun muß ich mich an die Gypsköpfe setzen. Die rechte Methode wird mir von den Künstlern angedeutet. Ich halte mich zusammen, was möglich ist." Und am 22.: „Meine größte Freude ist, daß mein Auge sich an sicheren Formen bildet, und sich an Gestalt und Verhältniß leicht gewöhnt, und dabei mein alt' Gefühl für Haltung und Ganzes recht lebhaft wiederkehrt."

Um in seinen Studien nicht gestört zu sein, suchte Goethe sein Halbinkognito so viel als möglich zu behaupten, und beschränkte seinen Verkehr auf den

frühern Freundes- und Künstlerkreis, dem er fortwährend Förderung seiner Bemühungen zu verdanken hatte. „Ich scheue mich," schrieb er nach Hause, „vor den Herren und Damen wie vor einer bösen Krankheit; es wird mir schon weh, wenn ich sie fahren sehe." Auch die Liebschaften mied er: „Die italienischen Mäuschen haben ihre Eigenthümlichkeiten, vor zehn Jahren hätten einige passiren können; nun ist diese Ader vertrocknet." In jenem Künstlerkreis verband ihn eine innigere Freundschaft mit Angelika Kaufmann und deren Gemahl Antonio Zucchi, bei welchem er jeden Sonntag zu Tische war, und den russischen Hofrath Reiffenstein, einen vertrauten Freund Winckelmanns, fand, der seit Jahren ganz dem Studium des Alterthums und der schönen Künste lebte. Zu dem Kreise gehörten außer dem uns schon bekannten Moritz, dem Goethe nun sein Pflanzensystem vortrug, der Bildhauer Trippel, der seine Büste für den Fürsten von Waldeck in Marmor arbeitete, Verschaffeldt von Mannheim, der ihn in der Perspektive förderte, der Graf Frieß, die Maler Hirt, Lips, Burg, und Heinrich Meyer aus Zürich, der seit einigen Jahren in Rom Kunstgeschichte studirte, und die antiken Büsten in Sepia trefflich nachbildete. Wie förderlich er Goethe war, geht aus einem Briefe desselben hervor: „Er hat

mir zuerst die Augen über das Detail, über die Eigenschaften der einzelnen Formen aufgeschlossen, hat mich in das Machen initiirt. Er ist in Wenigem genügsam und bescheiden. Er genießt die Kunstwerke eigentlich mehr als die großen Besitzer, die sie nicht verstehen, mehr als andere Künstler, die zu ängstlich von der Nachahmungsbegierde des Unerreichbaren getrieben werden. Er hat eine himmlische Klarheit der Begriffe und eine englische Güte des Herzens. Er spricht niemals mit mir, ohne daß ich Alles aufschreiben möchte, was er sagt, so bestimmt, richtig, die einzig wahre Linie beschreibend sind seine Worte. Sein Unterricht giebt mir, was mir kein Mensch geben konnte, und seine Entfernung wird mir unersetzlich bleiben. In seiner Nähe, in einer Reihe von Zeit hoffe ich auf einen Grad im Zeichnen zu kommen, den ich mir jetzt selbst kaum denken darf. Alles, was ich in Deutschland lernte, vornahm, dachte, verhält sich zu seiner Leitung wie Baumrinde zum Kern der Frucht. Ich habe keine Worte, die stille, wahre Seligkeit auszudrücken, mit der ich nun die Kunstwerke zu betrachten anfange; mein Geist ist erweitert genug, um sie zu fassen, und bildet sich immer mehr aus, um sie eigentlich schätzen zu können."

So sehr sich nun Goethe auch den umfassendsten Kunststudien hingab, so ließ er deshalb doch die Poesie

nicht bei Seite; vielmehr vollendete er schon am 5. September den Egmont, auf den wir zurückkommen werden. Den Vorwürfen der Weimarischen Freunde gegenüber rechtfertigt er sich mit den Worten: „Daß ich zeichne und die Kunst studire, hilft dem Dichtungsvermögen auf, statt es zu hindern; denn schreiben muß man nur wenig, zeichnen viel.“ Seine Kunststudien legte er später im Wilhelm Meister nieder. Im September erhielt er auch die vier ersten Bände seiner bei Göschen erschienenen Werke, und schrieb darauf: „Es ist mir wirklich sonderbar zu Muthe, daß mich diese vier zarten Bändchen, die Resultate eines halben Lebens, hier in Rom aufsuchen. Ich kann wohl sagen: es ist kein Buchstabe dri'n, der nicht gelebt, empfunden, genossen, gelitten, gedacht wäre. Meine Sorge und Hoffnung ist, daß die vier folgenden nicht hinter diesen bleiben!“

Nachdem in der Mitte des September (1787) die große Hitze etwas nachgelassen hatte, ging Goethe mit Hofrath Reiffenstein auf einige Wochen nach Fraskati, und im Oktober hielt er in Castel Gandolfo eine Villagiatur. Er zeichnete und gab sich, namentlich an letzterem Orte, der zwanglosesten muntern Geselligkeit hin, in der sich einige Freunde und Freundinnen aus Rom daselbst bewegten. Unwillkommen war es ihm im höchsten Grade, als die alte Herzogin, Her-

der und andere Weimarer ihn, durch seine Briefe angeregt, mit einem Besuch bedrohten, und er redete ihnen daher ein, die Reise erst mit der schönen Jahreszeit zu beginnen. Aus dem lustigen Leben in Castel Gandolfo erwuchs ihm eine neue Liebe, nachdem er sich während seines bisherigen Aufenthalts in Italien „von Frauen bis zur trocknen Unhöflichkeit fern gehalten.“ Eine dunkelbrünette römische Nachbarin Goethe's und eine junge hellbrünette Mailänderin forderten zu gleicher Zeit seine Neigung heraus, bis er sein Herz der letzteren zuwendete. Der Unterricht im Englischen bot das Mittel zu zärtlicher Annäherung; aber bald erfuhr er, daß die Geliebte Braut sei, und nun hielt er sich in rücksichtsvoller Entfernung und suchte ein offenes Freundschaftsverhältniß herzustellen. Daß er nicht ohne innern Kampf über sich selbst siegte, deuten wohl die Verse des aus dem Verhältniß entsprungenen Liedes, das er sein „Leibliedchen“ nannte, an:

> Kupido, loser, eigensinniger Knabe!
> Du batst mich um Quartier auf einige Stunden;
> Wie viele Tage und Nächte bist Du geblieben,
> Und bist nun herrisch und Meister im Hause geworden!

Ein zweites aus dem gleichen Verhältniß entsprungenes Lied ist das herrliche „Amor als Landschaftsmaler“, welches in plastischer Weise darstellt, wie

erst die Liebe diesen Landschaften eine zauberische Beleuchtung, eine wundervolle Harmonie der Töne verleiht. Uebrigens hat der Dichter über dem Verhältnisse einen Schleier gelassen.

Am 27. Oktober war er wieder in Rom, und schrieb nach Hause: „Ich bin in diesem Zauberkreise wieder angelangt, und finde mich gleich wieder wie bezaubert, zufrieden, stille hinarbeitend, vergessend Alles, was außer mir ist. Diese ersten Tage habe ich mit Briefschreiben zugebracht, und die Zeichnungen, die ich auf dem Lande gemacht, ein wenig gemustert; die nächste Woche soll es an neue Arbeit gehen." Zu dieser neuen Arbeit gehörten Faust und Tasso; allein die Ankunft seines Landsmannes Kayser, den er nach Rom beschieden, um unter seinen Augen seine Theaterstücke zu komponiren, versetzte ihn bald mit ganzer Seele in das Element der Musik. Jetzt erst studirte er „recht die Gestalt des Singspiels," besuchte die Kirchenmusiken fleißig, arbeitete Erwin und Elmire, Claudine von Villabella und Künstlers Erdenwallen um, und fügte Künstlers Apotheose hinzu, indem er „zu diesen Jugendeinfällen erst jetzt die Studien gemacht habe, und ihm alles Detail lebendig sei." Diese Arbeiten vermittelten seine Rückkehr von der Praxis der bildenden Kunst zur Poesie. Der endliche Entschluß dazu kostete manchen Kampf, und wurde durch

manchen Rückfall verzögert; denn sich zum ausübenden Künstler zu bilden, war fast der einzige Inhalt seines bisherigen Strebens im Lande der Kunst gewesen. „Die Opern," schreibt er am 5. Januar 1788, „unterhalten mich nicht; nur das innig und ewig Wahre kann mich noch erfreuen," — und wirft sich wieder in das Studium der menschlichen Gestalt. „Das Interesse an der menschlichen Gestalt," heißt es in einem Briefe vom 10. Januar, „hebt nun alles Andere auf. Ich fühlte es wohl, und wendete mich immer davon weg, wie man sich von der blendenden Sonne wegwendet; auch ist Alles vergebens, was man außer Rom darüber studiren will. Ohne einen Faden, den man nur hier spinnen lernt, kann man sich aus diesem Labyrinthe nicht heraus finden. Leider wird mein Faden nicht lang genug, indessen hilft er mir doch durch die ersten Gänge ...... Meine fleißige Vorbereitung im Studium der ganzen Natur, besonders der Astrologie, hilft mir starke Schritte machen. Jetzt seh ich, jetzt genieße ich erst das Höchste, was uns vom Alterthum übrig blieb, die Statuen." Doch überzeugt er sich durch die Betrachtung der Geringfügigkeit seiner Leistungen immer mehr, daß er zum ausübenden Künstler nicht geboren sei. Am 6. Februar schrieb er nach Hause: „Ich bin recht still und rein, und jedem Rufe ergeben und bereit. Zur bildenden Kunst bin ich zu alt; ob

ich also ein Bischen mehr oder weniger pfusche, ist Eins. Mein Durst ist gestillt, auf dem rechten Wege bin ich, der Betrachtung und des Studiums; mein Genuß ist friedlich und genügsam!" Und am 22. Februar: „Täglich wird mir's deutlicher, das ich eigentlich zur Dichtkunst geboren bin, und daß ich die nächsten zehn Jahre, die ich höchstens noch arbeiten darf, dieses Talent exkoliren und noch etwas Gutes machen sollte, da mir das Feuer der Jugend Manches ohne großes Studium gelingen ließ. Von meinem längeren Aufenthalt in Rom werde ich den Vortheil haben, daß ich auf das Ausüben der bildenden Kunst Verzicht thue." In der That nahm er sogleich den Faust wieder vor, und führte namentlich im Garten Borghese die Szene der Herenküche aus. Doch störten ihn fortwährend noch die Spekulation über die Gesetze der Pflanzenorganisation und allerlei Untersuchungen über die Farben; ebenso das Karneval, das er mit weit mehr Interesse als voriges Jahr betrachtete und mitlebte, und die großen kirchlichen Feierlichkeiten um Ostern, unter denen ihn besonders das Miserere in der Sixtinischen Kapelle interessirte.

Nach der „heiligen Woche" bereitete er sich zur Abreise vor. Er durchwanderte noch einige Male die „ewige Stadt", besuchte die Kunstsammlungen und nahm Abschied von seinen Freunden, sowie auch von

der schönen Mailänderin. In Angelika's Garten pflanzte er einen Piniensprößling, in einen Garten an der Sixtinischen Straße einige Dattelbäumchen; in einer der letzten Vollmondsnächte bestieg er noch ein Mal das Kapitol. Am 21. oder 22. April verließ er in schmerzlichen Empfindungen die Stadt, unaufhörlich die Ovid'schen Distichen rezitirend!

Wandelt von jener Nacht mir das traurige Bild vor die Seele,
Welche die letzte für mich ward in der römischen Stadt,
Wiederhol' ich die Nacht, wo des Theuren so viel mir zurückblieb,
Gleitet vom Auge mir noch jetzo die Thräne herab.

Und schon ruhten bereits die Stimmen der Menschen und Hunde,
Luna, sie lenkt' in der Höhe nächtliches Rossegespann;
Zu ihr schaut' ich hinan, sah dann kapitolische Tempel,
Welchen umsonst so nah unsere Laren gegränzt.

Noch im Herbst schrieb er an Heinrich Meyer: „Ich kann und darf nicht sagen, wie viel ich bei meiner Abreise von Rom gelitten habe." Wie ihn nach Italien die Iphigenie begleitet hatte, so begleitete ihn aus Italien Tasso, den er theilweis zu Florenz vollendete, wo er sich meist in den Lust- und Prachtgärten aufhielt. Ueber Mailand reiste er sodann nach Deutschland zurück, und traf am 18. Juni 1788 nach mehr als anderthalbjähriger Abwesenheit wieder in Weimar ein.

Fünfundsechzigstes Kapitel.

Wir wissen, daß die Tragödie „Egmont" schon im Jahr 1775 in Frankfurt begonnen und im Jahr 1782 in Weimar zu einem gewissen Abschluß gebracht worden war. Sie entstand also in einer Zeit, in welcher der Freiheitskampf der Nordamerikaner die Augen der Welt auf sich zog, und wurde vollendet in einer Zeit (1787), in welcher sich das Volk der österreichischen Niederlande zur Vertheidigung seiner Verfassung gegen den Autokraten Joseph II. erhob, und in Holland die oranische und republikanische Partei in Waffen gegen einander standen. Als das Stück in Weimar ankam, befriedigte es noch weniger als Iphigenie; namentlich sprach sich Herder sehr stark dagegen aus, wie auch Schiller später, und zwar mit mehr Recht

als über die Iphigenie, seine unerbittliche kritische Geisel über dasselbe schwang. Vilmar beurtheilt es mit folgenden Worten: „Egmont hat sich nicht wie Iphigenie und Tasso aus der Prosa zur Poesie erhoben, womit jene zugleich aus dem Bruchstückartigen zu einem edeln geschlossenen Ganzen, aus der Gedrücktheit dürftiger Charaktere zu einer idealen Haltung derselben emporgestiegen, und es klebt daher diesem Drama vielmehr als selbst fast irgend einem Werke Goethe's eine gewisse Ungleichartigkeit und sogar ein fühlbarer Mangel an Abschluß und Vollendung an, wie denn wohl die Verurtheilungs- und Hinrichtungsszene noch Niemanden, der vom griechischen Drama oder von Shakespeare, oder von Iphigenie und Tasso herkommt, befriedigt haben wird; es sind mehr an einander gereihte Studien als ein vollständiges Drama, und der Charakter des Helden hat zu wenig tragische Größe, wenn man auch nicht mit Schiller so viel Gewicht darauf legen will, daß er in der Geschichte größer gewesen sei, als er im Drama erscheint. Der Glanzpunkt liegt in den Szenen mit Klärchen, die auch die ältesten und wiederum aus den eigenen Erlebnissen des Dichters geschöpft sind, auch sich die Zuneigung des Publikums in einem ungewöhnlich hohen Grade — den übrigen oft verschmähten Dichtungen Goethe's gegenüber — erworben und erhalten haben." Das

Stück ist wie der Götz ein Charaktergemälde, und kein historisches Drama; vielmehr unterschiebt es dem verheiratheten und bejahrten historischen Egmont einen jugendlichen, unverheiratheten, freiheitsdurstigen mit Eigenschaften, die der Dichter seinem eigenen Wesen abgeborgt hat. Auch ist es nicht der Kampf der allgemein menschlichen Freiheit, der in dem Stück verherrlicht wird, sondern der Kampf der persönlichen und speciell der aristokratischen Freiheit gegen die Uebergriffe „gut berechneter Despotie", wie im Götz der Kampf der ritterlichen Freiheit gegen die gleichmachende neue Zeit, und in beiden Stücken steht Goethe daher in politischer Beziehung auf einem sehr konservativen Boden. Daher läßt Goethe seinen Helden auch die kühne Volkskraft zurückdrängen, und die Bürger, die sich zur Vertheidigung ihrer Freiheit zusammenrotten wollen, mit den Worten abmahnen: „Ein ordentlicher Mann, der sich redlich und fleißig nährt, hat überall so viel Freiheit, als er braucht." Aus diesem Gesichtspunkt sind die für so vortrefflich erklärten Volksszenen in dem Stück zu beurtheilen.

Eine zweite Frucht des letzten Aufenthalts in Rom ist die Umarbeitung der beiden Singspiele „Erwin und Elmire" und „Claudine von Villabella" in ihre jetzige Gestalt. Auch sie waren schon im Jahre 1775

entstanden*), haben aber durch die Uebersetzung der Prosa der Sturm- und Drangperiode in zierliche Jamben und durch die Veränderung der Anlage und des Gangs der Handlung bedeutend gelitten. Der Componist der neuen Gestaltung war Kayser. Auch „Künstlers Erdenwallen" war schon 1775 entstanden**), erfuhr jedoch keine bedeutende Veränderung in Rom. In „Künstlers Apotheose," einer Ergänzung des Erdenwallens, der an Inhalt durch ihren Titel bezeichnet ist (die Apotheose wird im Beifall der Welt und im Entzücken des Malerlehrlings gefeiert), können die folgenden Verse als Goethe's Glaubensbekenntniß auch für die Dichtkunst gelten:

Dem glücklichen Genie wird's kaum ein Mal gelingen,
Sich durch Natur und durch Instinkt allein
Zum Ungemeinen aufzuschwingen.
Die Kunst bleibt Kunst! Wer sie nicht durchgedacht,
Der darf sich keinen Künstler nennen!

---

*) Vergl. Kapitel 39.
**) Vergl. Kapitel 38.

Sechsundsechzigstes Kapitel.

Die italienische Reise hatte dem Geiste unseres Dichters wieder die jugendliche Spannkraft verliehen, die unter Akten und Experimenten zu erliegen gedroht. Noch im späten Alter gestand er, im Vergleich mit Italien nie wieder froh geworden zu sein: „Wohl hatte Mignon recht, sich dahin zu sehnen.“ Er betrachtete den Aufenthalt daselbst als eine Wiedergeburt, als eine „neue Lebensepoche, in der die Summe unentwickelter Kräfte zusammenschließt.“ An Schiller schrieb er später: „Alles, was ich in dieser Epoche geschrieben, hat mehr den Charakter eines Menschen, der einem Druck entgeht, als der in Freiheit lebt, eines Strebenden, der erst nach und nach gewahr wird, daß er erst den Gegenständen, die er sich zuzueignen denkt,

nicht gewachsen ist, und der am Ende seiner Laufbahn fühlt, daß er erst jetzt fähig wäre, von Vorn anzufangen.“ Und wenn in Italien die Poesie vor den Kunst- und Naturstudien in den Hintergrund zu treten scheint — „es ist nicht das erste Mal, daß ich das Wichtigste nebenher thue, und wir wollen darüber nicht weiter grillisiren und rechten“ —, so zog jene doch ihren Nutzen aus dieser Vielseitigkeit und Vielgeschäftigkeit. Des Einflusses des italienischen Aufenthalts auf den Dichter und Künstler haben wir*) bereits gedacht; hier hätten wir noch die Entwickelung des Menschen überhaupt zu erörtern. Erwähnt ist schon, wie Goethe sich vor der Idee der Humanisirung der Menschheit im Ganzen und Großen mit der Sorgfältigkeit und Aengstlichkeit des Philisters abschloß, wie er die Befreiung vielmehr als Privatsache betrachtete. Und innerhalb des Privatkreises gelangte er in Italien zur höchsten Stufe der ästhetischen, religiösen und sittlichen Freiheit. Unter dem milden Himmel erhob er sich gleich dem Volke, das unter ihm lebt, über die engen und unschönen Schranken nordischer Sitte:

O wie fühl' ich in Rom mich so froh, gedenk' ich der Zeiten,
Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing,
Trübe der Himmel und schwer auf meinen Scheitel sich senkte,
Farb- und gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag,

*) Im 63. Kapitel.

Und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geistes
  Düst're Wege zu späh'n, still in Betrachtung versank.
Nun umleuchtet der Glanz des helleren Aethers die Stirne:
  Phöbus ruft, der Gott, Formen und Farben hervor.

In der schönen Natur lebt er ein ästhetisches Leben, eine zweite unbeschränkte Jugend, deren Ausdruck die sinnlichen „Römischen Elegieen" sind; und dem Vorwurf von Freund und Feind antwortet er:

Also das wäre Verbrechen, daß einst Properz mich begeistert,
  Daß Martial sich zu mir auch, der Verweg'ne gesellt?
Daß ich die Alten nicht hinter mir ließ, die Schule zu hüten,
  Daß sie nach Latium gern mir in das Leben gefolgt?
Daß ich Natur und Kunst zu schau'n mich treulich bestrebe?
  Daß kein Name mich täuscht, daß mich kein Dogma beschränkt?
Daß nicht des Lebens bedingender Drang mich, den Menschen, verändert,
  Daß ich der Heuchelei dürftige Maske verschmäht?
Solcher Fehler, die Du, o Muse, so emsig gepfleget,
  Zeihet der Pöbel mich; Pöbel nur sieht er in mir.
Ja sogar der Bessere selbst, gutmüthig und bieder,
  Will mich anders; doch Du, Muse, befiehlst mir allein!
Denn Du bist es allein, die noch mir die innere Jugend
  Frisch erneust, und sie mir bis zu Ende versprichst.

Sein Verhältniß zum Christenthum hatte sich geändert; aus einem „dedizirten Nichtchristen" war er ein dedizirter Widerchrist geworden. Er schrieb aus Italien: „Wenn Lavater seine ganze Kraft an-

wendet, um ein Märchen wahr zu machen, wenn Jacobi sich abarbeitet, eine hole Kindergehirnempfindung zu vergöttern, wenn Claudius aus einem Fußboten ein Evangelist werden möchte, so ist offenbar, daß sie Alles, was die Tiefen der Natur näher aufschließt, verabscheuen müssen. Würde der Eine (Lavater) ungestraft sagen: Alles, was lebt, lebe durch Etwas außer sich? Würde der Andere sich der Verwirrung der Begriffe, der Verwechselung von Wissen und Glauben, Ueberlieferung und Erfahrung nicht schämen? Würde der Dritte nicht um ein paar Bänke tiefer hinunter müssen, wenn sie nicht mit aller Gewalt die Stühle um den Thron des Lammes aufzustellen bemüht wären, wenn sie sich nicht hüteten, den festen Boden der Natur zu betreten, wo Jeder nur ist, was er ist, und wo wir Alle gleiche Ansprüche haben?" Wie sehr ihm die deutsche christliche Baukunst zuwider geworden war, haben wir gesehen; und die christlichen Gemäldestoffe erschienen ihm „abscheulich dumm und mit keinen Scheltworten der Welt genug zu erniedrigen, in denen man sich immer auf der Anatomie, dem Schindanger und Rabenstein befände, worunter aus zehn Aufgaben kaum Eine hätte gemalt werden sollen, die dann ihrerseits der Künstler nicht von der rechten Seite nehmen durfte." In den Venetianischen Epigrammen führt er das Kreuz unter den vier Dingen auf, die ihm wie Gift und

Schlange zuwider sind, und will er jeden Schwärmer vor dem dreißigsten Jahr an's Kreuz geschlagen wissen, damit er nicht aus einem Betrogenen ein Betrüger werde. Er nennt seinen Haß gegen das Christenthum einen „wahrhaft Julianischen,“ und weigert sich im Jahr 1796, der Taufe von Schillers zweitem Sohn beizuwohnen, „weil ihn diese Zeremonie gar zu sehr verstimme.“

Die innere Freiheit, zu der er gelangt war, dokumentirte sich sogleich nach seiner Rückkehr in dem Verhältniß, das er zum Schrecken aller zimpferlichen Salondamen mit Fräulein Christiane Vulpius einging, und das von unsern Sitten und Gesetzen als Konkubinat verdammt wird, sodaß nur ein allmächtiger Fürstengünstling diesen zum Trotz wagen durfte, es offen vor aller Welt Augen zu behaupten. Bei einem Spaziergang im Park — „ich ging im Wald so für mich hin, und Nichts zu suchen, das war mein Sinn“ — trat ein junges Mädchen zu ihm, um eine Bittschrift zu überreichen, ein hübsches Kind von zierlicher Gestalt: „Kurze Locken ringelten sich um's zierliche Hälschen, ungeflochtenes Haar krauste vom Scheitel sich auf.“ Goethe fühlte — wobei wir allerdings in Anschlag bringen müssen, daß er bald vierzig Jahre zählte, und mancherlei Versuche, sich zu verheirathen, aus unbekannten Gründen früher gescheitert waren — Neigung zu Christiane; sie besuchte ihn öfter;

„lieblich gab sie Umarmung und Kuß bald ihm gelehrig zurück,“ und gebar ihm am 25. Dezember 1789 einen Sohn, August, den einzigen, der am Leben blieb (die nachgebornen Kinder starben früh). Sie war keine Salondame, und Goethe führte sie auch nie in die Gesellschaft ein; aber sie beglückte ihn, indem sie „in naiver, anspruchloser Munterkeit seine durch Unbilden des Lebens wie der Menschen getrübte Laune zu erheitern, den Mißmuth zu verscheuchen, und durch Abnahme widerlicher Sorgen ihm die völlige Hingebung an Kunst und Wissenschaft zu erleichtern wußte.“ Nach der Geburt des ersten Knaben nahm Goethe sie und bald darauf auch ihre Schwester und Tante in sein Haus auf. Daß sie aber nicht etwa blos seine Haushälterin war, würde die Theilnahme an den naturwissenschaftlichen Beschäftigungen des Geliebten beweisen, wenn dessen Gedichte nicht laut genug sprächen. „Angenehme häuslich-gesellige Verhältnisse,“ sagt Goethe, „gaben mir Muth und Stimmung, die römischen Elegieen auszuarbeiten und zu redigiren; die venetianischen Epigramme gewann ich unmittelbar darauf.“ Gerade diese Elegieen aber und viele der Epigramme wurden der poetische Ausdruck des Liebesverhältnisses, dessen glückliche Stunden auch die „Morgenklagen“ und die Elegie „Metamorphose der Pflanzen“ malen, von welch' Letzteren der Dichter sagt: „Höchst willkommen

war dieses Gedicht der eigentlich Geliebten, welche das Recht hatte, die lieblichen Bilder auf sich zu beziehen; und auch ich fühlte mich sehr glücklich, als das lebendige Gleichniß unsere schöne Neigung steigerte und vollendete." Wenn in den Gedichten der Name der „kleinen Freundin" nicht vorkommt, so sagt der Dichter selbst darüber:

Gott hab' ich und die Kleine
Im Lied erhalten reine;
So laßt mir das Gedächtniß
Als fröhliches Vermächtniß.

Erst nach achtzehnjähriger Verbindung (im Jahre 1806) mit der Geliebten ließ Goethe über seinen „Ehestand" den „Segen der Kirche" sprechen, was indeß eine sehr hohnvolle Konzession an die herrschenden Vorurtheile war. Nach wie vor lebte er glücklich mit Christiane, für deren Werth wohl am Beredtesten die am Tag ihres Todes (6. Juni 1816) gedichteten Verse des damals siebenundsechzigjährigen Dichters sprechen:

Du versuchst, o Sonne, vergebens
Durch die düstern Wolken zu scheinen;
Der ganze Gewin meines Lebens
Ist ihren Verlust zu beweinen.

Schon in Italien war Goethe darüber mit sich in's Reine gekommen, in die früheren amtlichen Verhältnisse nicht mehr einzutreten; und der Herzog entsprach seinen Wünschen, indem er am 11. April 1788 einen Kammerpräsidenten ernannte. Goethe behielt nur die Bergbaukommission bei, wozu später noch die Aufsicht über die Anstalten, für Kunst und Wissenschaft zu Weimar, Jena und Eisenach kam; überdies hatte er das Recht, den Sitzungen des Kammercollegiums, so oft er wollte, auf dem für den Herzog bestimmten Sessel beizuwohnen. Er war daher auch von dieser Seite in den Stand gesetzt, ein seiner Neigung entsprechendes zurückgezogenes Leben zu führen; und die weimarische Gesellschaft war sehr erstaunt, statt der gehofften Offenheit und Hingebung eine Zurückhaltung zu finden, die selten einen Blick in das Innere des Heimgekehrten gestattete. Goethe war von einer tiefen Verstimmung gegen die Abgeschmacktheit und Fadheit der vornehmen Zirkel durchdrungen; nur mit dem Herzog erhielt sich sein Verhältniß auf dem alten Fuß. Der Verkehr mit seinen Freunden wurde immer seltener, da ohnedies Herder, dem er sich sehr nahe angeschlossen hatte, schon im August 1788 ebenfalls nach Italien ging. Selbst das Verhältniß zu Charlotte Stein löste sich namentlich in Folge der Liebe zu Christiane. Aus Palermo

hatte er ihr geschrieben: „Geliebteste, mein Herz ist bei Dir; und jetzt, da die weite Ferne, die Abwesenheit, gleichsam Alles weggeläutert hat, was die letzte Zeit über zwischen uns stockte, so brennt und leuchtet die schöne Flamme der Liebe, der Treue, des Andenkens wieder fröhlich in meinem Herzen." Indessen schon in Rom, wo die schöne Mailänderin sein Herz fesselte, waren die Briefe magerer und kälter geworden; und als er in Weimar ankam, fand er die sechsundvierzigjährige Frau, die hinsichtlich jenes Verhältnisses sein „Vertrauen unfreundlich genug aufgenommen" hatte, in „einer sonderbaren Stimmung," die sich bis zum Bruch steigerte, als sie des ehemaligen Geliebten neue Liebe erfuhr. Auf ihren Absagebrief antwortete er am 1. Juni 1789 u. A. im Bezug auf Christiane: „Und welch' ein Verhältniß ist es? Wer wird dadurch verkürzt? Wer macht Anspruch auf die Empfindungen, die ich dem armen Geschöpfe gönne? Wer an die Stunden, die ich mit ihr zubringe?" Gleichwohl ging ihm der Bruch so nahe, daß er in einem späteren Briefe sich sogar herabließ, das Verhältniß zu entschuldigen, allein vergebens; er mußte wenige Wochen später seinen Tasso mit den Versen schließen:

Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen, wie ich leide!

Auch nach Außen verkehrte er wenig mehr mit Freunden; er war ihnen allen innerlich mehr oder weniger fremd geworden. Merck hatte sich in einer verunglückten industriellen Spekulation zu Grunde gerichtet, schrieb gebrochenen Muthes Briefe, in denen er sich nicht mehr des „Du" zu bedienen wagte, und machte trotz Goethe's und des Herzogs Aushilfe, die freilich nicht zulänglich war, im Juni 1791 seinem Leben ein gewaltsames Ende.

In solcher Zurückgezogenheit beschäftigte sich Goethe zunächst mit seinem Tasso, den er im Juli 1789 zum Abschluß brachte. Er selbst sagt, daß er dieser Dichtung vor allen sein Herzblut gegeben habe. Wie wir wissen, so reicht der Anfang derselben in das Jahr 1777 zurück; auf der Fahrt nach Sizilien wurde sie „im Wallfischbauch um und um, durch und durchgedacht", und in den Prachtgärten von Florenz fortgesetzt. „Hier schrieb ich", berichtet er, „die Stellen, die mir noch jetzt jene Zeit, jene Gefühle (bei der Trennung von Italien) unmittelbar zurückrufen. Dem Zustand meiner Lage ist allerdings jene Ausführlichkeit zuzuschreiben, womit das Stück theilweis behandelt ist, und wodurch seine Erscheinung auf dem Theater beinahe unmöglich ward. Wie mit Ovid dem Lokal nach, so konnte ich mich mit Tasso dem Schicksal nach vergleichen. Der schmerzliche Zug einer leiden=

schaftlichen Seele, die unwiderstehlich zu einer unwiderruflichen Verbannung hingezogen wird, geht durch das ganze Stück. Diese Stimmung verließ mich nicht auf der Reise trotz aller Zerstreuung und Ablenkung, und sonderbar genug, als wenn harmonische Umgebungen mich immer begünstigen sollten, schloß sich nach meiner Rückkehr das Ganze bei einem zufälligen Aufenthalt zu Belvedere, wo so viele Erinnerungen bedeutender Momente mich umschwebten." Vilmar urtheilt von dem Stück: „Tasso leidet zwar an demselben Mangel an Handlung, welcher der Iphigenie ist vorgerückt worden; dagegen ist die Charakterzeichnung dieses Stückes wohl das Feinste, Zarteste, Durchsichtigste, und doch zugleich Festeste und Gemessenste, was unsere gesammte Dramatik aufzuweisen hat. Für das feinere Ohr ist es ein Genuß, der sich kaum mit einem andern vergleichen läßt, in der Einleitung des Stücks, dem Dialog zwischen der Prinzessin und Eleonore, die ganze Exposition des Dramas zum Voraus zu vernehmen, die leisen Töne unter dem scheinbar gleichgiltigen Gespräche durchklingen zu hören, welche nachher erst in ihrem vollen Klange zur Harmonie des Ganzen zusammenschlagen, es wird hier dem, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht und liebt, ein Genuß dieser Art geboten, den er nirgends wieder findet — dem, welcher aus einem einzelnen Zuge, einem

Worte, einem Satze einen Charakter zu enträthseln, und Prognostika für dessen Konflikte mit der Welt zu stellen vermag, ein Problem vorgelegt, an dem er sich immer von Neuem und stets mit erhöhtem Vergnügen versuchen wird. Kaum giebt es ein Produkt unserer Literatur, welches so geeignet ist, dem Geschmack an alltäglichen, mit Stoff überfüllten Romanen und an dem Unterhaltungsfutter überhaupt so von Grund aus und für immer zu verderben, wie Goethe's Tasso, zu dem man zehn Mal zurückkehren kann, und doch nur, um ihn das elfte Mal mit noch größerem Genusse zu lesen. Uebrigens hat Tasso mit Werther einige Aehnlichkeit — nicht sowohl in der äußeren Oekonomie oder in der Gegeneinanderstellung der poetischen Formlosigkeit und Ungebändigtheit gegen die weltmännische Gemessenheit, worin von Manchen die Aehnlichkeit gesucht worden ist — als vielmehr in dem Umstande, daß Tasso eigene Erlebnisse und Zustände des Dichters schildert, welche dieser wie im Werther in der Dichtung von sich ablöste, und zu selbstständigen, hellen Gestalten sich krystallisiren ließ." Der Tasso ist die Darstellung des unbefriedigten Dichtergemüthes, das den Konflikt mit dem Hof- und Staatsleben nicht etwa löst, sondern durch Resignation, durch Entsagung bei Seite schiebt.

Wahrscheinlich ebenfalls erst im Jahr 1789 ent-

standen sind die „Römischen Elegieen“, von welchen wir oben erwähnten, daß sie in inniger Beziehung zur Liebe zu Christiane standen. Veröffentlicht wurden sie erst in den Horen von 1795. Schlegel nennt sie eine Bereicherung der römischen Poesie, charakterverschieden von Properz, Tibull und Ovid, obwohl diese dem deutschen Dichter als Muster gedient. Sie preisen die Genüsse der sinnlichen Liebe; dabei ist Goethe, wie Schlegel sagt, duldsamer als seine römischen Vorgänger, welche bei jeder Gelegenheit ihren Abscheu gegen den Eigennutz der Schönen nicht stark genug zu erklären wissen. Doch erscheint nachher die gefällige Römerin so schön, so liebenswürdig, ja selbst so zärtlich und edel, daß der Geliebte die fremden Triebfedern ihres Betragens, die sich unter die Liebe mischen, wohl entschuldigen oder vergessen kann. Seine Leidenschaft würde ihrer eignen Natur widersprechen, wenn sie heldenmüthige Aufopferungen forderte. Nicht jugendlich herbe und aufbrausend, sondern durch den Einfluß der Zeit gemildert, wünscht sie die Freude wie eine reife Frucht zu pflücken. Sie ist sinnlich und zärtlich, schlau und offenherzig, und schwärmt in ihrem Muthwillen so lieblich für das Schöne, daß selbst der strenge Sittenrichter Mühe haben müßte, Falten auf die dazu gewohnte Stirne zu zwingen, um seinen Bedenklichkeiten und Warnungen Nachdruck zu geben.“ Schiller nennt Goethe den deutschen Properz, und sagt gegen die Anklage üppige, verführerische Gemälde aufgestellt zu haben: „Die Gesetze des Anstands sind der unschuldigen Natur fremd, nur die Erfahrung der Verderbniß hat ihnen den Ursprung gegeben. Sie gelten in einer künstlichen Welt mit demselben Rechte, als die Gesetze der Natur in der Unschuldswelt regieren. Aber eben das macht ja den Dichter aus, daß er Alles in sich aufhebt, was an eine künstliche Welt erinnert, daß er die Natur in ihrer ursprünglichen Einfalt wieder in sich herzustellen weiß. Hat er aber dieses gethan, so ist er aber auch dadurch von allen Gesetzen losgesprochen, durch die ein verführtes Herz sich gegen sich selbst sicher stellt. Er ist rein, er ist unschuldig, und was der unschuldigen Natur erlaubt ist, ist es auch ihm. Bist Du, der Du ihn liesest und hörst, nicht mehr schuldlos, und kannst Du es nicht ein Mal momentweise durch seine reinigende Gegenwart werden, so ist es Dein Unglück, und nicht das seine; Du verläßest ihn, er hat nicht für Dich gesungen.“ — Dagegen entstanden in den ersten Zeiten der Liebe zu Christiane die „Morgenklagen“ von ähnlicher Tendenz wie die Elegieen, und sodann die didaktische Elegie „Metamorphose der Pflanzen“, welche das Entstehen, das Wachsthum und die Reife der Liebe schildert.

Siebenundsechzigstes Kapitel.

Die im vorigen Kapitel angeführten Dichtungen sind aber nicht die einzigen, welche in den nächsten Jahren nach der Rückkehr aus Italien entstanden. Im Frühjahr 1790 war Goethe wieder nach Venedig gegangen, um die aus Italien zurückkehrende alte Herzogin abzuholen. Dem mehrwöchentlichen Aufenthalt daselbst, während dessen er sich jedoch hauptsächlich Kunst- und Naturstudien widmete, entsprangen die „Venetianischen Epigramme", in welchen sich Alles abspiegelt, was den Dichter seit seiner Rückkehr aus Italien bewegt und gequält hat, sein Liebesglück, der Ekel an der französischen Revolution, an den letzten Exzentrizitäten der Originalgenies in Deutschland und an der bestehenden Welt überhaupt, deren Fachgelehr-

ten ihn noch dazu in der Verachtung seiner naturhistorischen Forschungen empfindlich kränkten. Er schwingt seine Geißel über Fürsten und Demagogen, über Pfaffen und Freigeister, ja über die ganze Menschheit:

> Wundern kann es mich nicht, daß Menschen die Hunde so lieben,
> Denn ein erbärmlicher Schuft ist wie der Mensch, so der Hund.

Auch seine nunmehrige Unbehaglichkeit in Italien spricht sich in dem philiströsen Distichon aus:

> Deutsche Redlichkeit suchst Du in allen Winkeln vergebens;
> Leben und Weben ist hier, aber nicht Ordnung und Zucht.

Im Juni desselben Jahres (1790) befand er sich mit dem Herzog in dem preußischen Feldlager in Schlesien, hauptsächlich zwar ebenfalls wieder mit Naturstudien beschäftigt, die ihn zu häufigen Wanderungen in's Riesengebirge und zu einem Besuch der berühmten Berg- und Hüttenwerke von Tarnowitz und der Salzwerke von Wielitzka führten. Weder das militärische Leben, noch der Kongreß von Reichenbach, welcher die Kriegsgefahr vorläufig zerstreute, fesselten ihn. Es war ihm nur wohl in der Natur; an Jacobi schrieb er: „In der Art, auf dem Wege, wie Du mein botanisches Werkchen wirst gesehen haben, setze ich meine Betrachtungen über alle Reiche der Natur fort, und wende alle Kunstgriffe an, die meinem Geiste verliehen sind,

um die allgemeinen Gesetze, wornach die lebendigen Wesen sich organisiren, näher zu erforschen. Es entstanden jedoch in Schlesien einige Epigramme, darunter das „Feldlager“:

Grün ist der Boden der Wohnung, die Sonne scheint durch die Wände,
Und das Vögelchen singt über dem leinenen Dach;
Kriegerisch reiten wir aus, besteigen Silesiens Höhen,
Schauen mit gierigem Blick vorwärts nach Böhmen hinein.
Aber es zeigt sich kein Feind — und keine Feindin; o bringe,
Wenn uns Mavors betrügt, bring' uns, Kupido, den Krieg.

Nach seiner Rückkehr im Oktober suchten die alte Herzogin und Herder unsern Dichter zur Vollendung des Wilhelm Meister anzuspornen; allein die Zeitereignisse drückten ihn so sehr, daß er, wie er später an Schiller schrieb, aufgehört hatte, Dichter zu sein, und sich wieder in seine naturhistorischen Liebhabereien versenkte. Seine Poesie erhielt erst wieder einen Impuls, als er mit dem 1. Mai 1791 die Leitung des neuerrichteten Hoftheaters in Weimar übernahm, für das er zunächst mehrere Opern= und Singspielterte umarbeitete, und einige Prologe und Epiloge dichtete. Sodann aber gab die neuangeregte Liebe zur Bühne den Anstoß zur Ausführung eines Singspiels und eines Lustspiels, mit deren Idee er sich schon längst trug. Das Singspiel „Die ungleichen Hausgenossen“ kam jedoch nicht zu Stande; es blieben nur die eingeflochtenen Arien für die Gedichtesammlung übrig, von welchen wir eine zur Probe der damaligen Lyrik Goethe's mittheilen:

Erster Verlust.

Ach, wer bringt die schönen Tage,
Jene Tage der ersten Liebe,
Ach, wer bringt nur eine Stunde
Jener holden Zeit zurück!

Einsam nähr' ich meine Wunde,
Und mit stets erneuter Klage
Traur' ich um's verlor'ne Glück.

Ach, wer bringt die schönen Tage,
Jene holde Zeit zurück!

Das Lustspiel dagegen, „Der Großkophtha“, wurde im Jahre 1791 vollendet. Großkophtha nannte sich der sogenannte Graf Cagliostro als Wiederhersteller der ägyptischen Maurerei. Den Stoff zum Lustspiel lieferte die berüchtigte Halsbandgeschichte, in welcher jener Betrüger mitwirkte, die Gräfin Lamothe durch Mystifikation des Herzogs Rohan, Bischofs von Straßburg, und unter Mißbrauch der Königin Marie Antoinette in den Besitz eines anderthalb Millionen Franken werthen Halsbands zu setzen. Allein daß

das Stück die Tendenz hatte, die Erbärmlichkeit „hoch-adeliger“ Kreise ebensowohl zu veranschaulichen, als das Treiben der Theils betrügerischen, Theils betrogenen Geheimbündler jener Tage, so machte es nirgends Glück, obwohl es zu den besten politischen oder sozialen Dichtungen Goethe's zählt. In einem der beiden in die Gedichtesammlung übergegangenen, aus einer ersten Bearbeitung stammenden „Kophtischen Lieder“ spricht sehr charakteristisch der industrielle Geheimbündler:

> Alle die Weisesten aller der Zeiten
> Lächeln und winken und stimmen mit ein:
> Thöricht, auf Beff'rung der Thoren zu harren!
> Kinder der Klugheit, o habet die Narren
> Eben zum Narren auch, wie sich's gehört!

Ebenso sagt im Lustspiel der Domherr: „Den Lauf der Welt wird Ihnen der Meister im zweiten Grade ganz enthüllen. Er wird Ihnen zeigen, daß man von dem Menschen nichts verlangen kann, ohne sie zum Besten zu haben, daß alle vorzüglichen Männer nur Marktschreier waren und sind, klug genug, ihr Ansehen und ihr Einkommen auf die Gebrechen der Menschheit zu gründen.“

Achtundsechzigstes Kapitel.

Ueber die Beschäftigungen, welchen sich Goethe nach seiner Rückkehr aus Italien außer der Poesie hingab, sagte er selbst: „Im Lauf von zwei vergangenen Jahren hatte ich ununterbrochen beobachtet, gesammelt, gedacht, jede meiner Anlagen auszubilden gesucht. Wie die begünstigte griechische Nation verfahren, um die höchste Kunst im eigenen Nationalkreise zu entwickeln, hatte ich bis auf einen gewissen Grad einzusehen gelernt, so daß ich hoffen konnte, nach und nach das Ganze zu überschauen, und mir einen reinen und vorurtheilsfreien Kunstgenuß zu bereiten. Ferner glaubte ich der Natur abgemerkt zu haben, wie sie gesetzlich zu Werke gehe, um ein lebendiges Gebild als Muster alles Künstlichen zu bereiten. Das Dritte, was mich

befestigte, waren die Sitten der Völker: an ihnen zu lernen, wie aus dem Zusammentreffen von Nothwendigkeit und Willkür, von Antrieb und Wollen, von Bewegung und Widerstand ein Drittes hervorgeht, was weder Kunst, noch Natur, sondern Beides zugleich ist, nothwendig und zufällig, absichtlich und blind; ich verstehe die menschliche Gesellschaft. Wie ich mich nun in diesen Regionen hin- und herbewegte, mein Erkennen auszubilden bemüht, unternahm ich sogleich schriftlich zu verfassen, was mir am Klarsten vor dem Sinne stand, und so ward das Nachdenken geregelt, die Erfahrung geordnet, und der Augenblick festgehalten. Ich schrieb zu gleicher Zeit einen Aufsatz über Kunst: Einfache Nachahmung der Natur, Manier und Styl, einen andern, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären, und das römische Karneval; sie zeigen sämmtlich, was damals in meinem Innern vorging, und welche Stellung ich gegen jene großen Weltgegenden genommen hatte." Diese sämmtlichen Aufsätze und noch einige anderen entstanden noch im Jahr 1789. Der letzte fand den größten Beifall; dagegen erklärten die Fachgelehrten den zweiten für eine poetische Spielerei. In diesem „Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären," wies Goethe nach, was ihm in Italien zur Ueberzeugung geworden war, daß alle Pflanzentheile identisch, daß, „möge eine Pflanze sprossen, blühen oder Früchte bringen, es doch immer dieselbigen Organe seien, welche in vielfältigen Bestimmungen und unter oft veränderten Gestalten die Vorschrift der Natur erfüllen," eine Idee, die erst in späteren Jahren Anerkennung finden sollte.

Durch den Widerspruch der Fachgelehrten ließ sich Goethe jedoch weder in seinen botanischen, noch überhaupt in seinen naturhistorischen Forschungen beirren; er gab denselben vielmehr einen immer größeren Umfang, und wir sehen ihn in dieselben auf allen seinen Reisen, sogar unter dem Donner der Kanonen versenkt. In Venedig bestärkte ihn ein günstig geborstener Schafschädel, dem er auf einem Kirchhof begegnete, in der Ueberzeugung, „ein allgemeiner, durch Metamorphose sich erhebender Typus gehe durch die sämmtlichen organischen Geschöpfe durch, lasse sich in allen seinen Theilen auf gewissen mittleren Stufen gar wohl beobachten, und müsse auch noch da anerkannt werden, wenn er sich auf der höchsten Stufe der Menschheit in's Verborgene bescheiden zurückzieht." Mit der Idee, daß die Schädelknochen aus verwandelten Wirbelknochen entstanden seien, beschäftigte er sich sodann vorzugsweise in Schlesien, und begann darüber auch eine osteologische Abhandlung. Neben den botanischen und osteologischen Spekulationen liefen aber

auch noch optische Forschungen her, in welchen er minder glücklich war, die aber nichts destoweniger die besten Kräfte seiner späteren Jahre in Anspruch nahmen. Schon in Italien hatte er den Gesetzen der Entstehung der Farben nachgesonnen, und jetzt (im Jahre 1791) glaubte er durch Studien und Experimente die Entdeckung gemacht zu haben, die Newton'sche Hypothese über die Entstehung der Farben sei falsch. Allein alle Physiker, mit welchen er sich deßhalb in Verkehr setzte, darunter der berühmte Lichtenberg in Göttingen, wiesen ihm nach, daß er nicht Mathematiker genug sei, um Physiker zu sein, und daß er gegen Newton Unrecht habe. Mit dem Eigensinn, der sich in der Regel zu solchen dilettantischen Liebhabereien gesellt, sprach er von Beschränktheit und Handwerkssinn der wissenschaftlichen Gilden, und stellte vorläufig die Phänomene, auf welchen seine Hypothesen beruhten, in zwei 1791 und 1792 erscheinenden Heften, „Beiträge zur Optik", zusammen. In dem Weimarer Kreise machte er für seine Ansichten Propaganda und war darin, wie überhaupt bei den Dilettanten, glücklicher als bei den Gelehrten.

Neunundsechzigstes Kapitel.

Unter solchen verschiedenartigen Beschäftigungen kam der Sommer des Jahres 1792 heran, und dieser führte unsern Dichter gegen die — Franzosen in's Feld. Die absoluten Monarchen des Ostens, von Rußland, Oesterreich und Preußen, hatten sich durch den Pillnitzer Vertrag (vom 27. August 1791) vereinigt, den vom Konstitutionalismus in Frankreich verdrängten Absolutismus wiederherzustellen, und ein Jahr später rückte der Herzog von Braunschweig, nach Erlaß seines bekannten fulminanten Manifestes (vom 25. Juli 1792), längs der Mosel in der Richtung auf Verdun in's französische Gebiet. Der Herzog von Weimar zog als Chef eines preußischen Regiments mit in's Feld, und Goethe begleitete denselben. Ehe

jedoch wir unserseits diesen auf den Feldzug begleiten, den man sich nach den Berichten der rachedürstenden französischen Emigranten als einen militärischen Spaziergang dachte, wollen wir die Entwickelung seiner politischen Gesinnung darstellen. Dabei müssen wir uns vergegenwärtigen, wie weit die französische Revolution bis dahin vorgeschritten war: Am 14. Juli 1789 hatte der Bastillensturm, am 4. August die Abschaffung der Feudalrechte und vom 4. bis zum 6. Oktober jener proletarische Aufstand stattgefunden, welcher den König von Versailles nach Paris führte; am 19. Juni 1790 war der Adel abgeschafft, am 14. Juli das Bundesfest gefeiert, am 4. September Necker entlassen worden; am 20. Juni 1791 machte der König den vergeblichen Fluchtversuch, und nahm am 13. September die konstitutionelle Verfassung an, worauf am 1. Oktober die gesetzgebende Versammlung zusammentrat und am 19. und 29. ihre Beschlüsse gegen die Emigranten und die eidscheuen Priester erließ; im Jahr 1792 endlich war der Juniaufstand der Pariser und am 10. August der Tuileriensturm und die Suspension des Königs erfolgt. Die Revolution befand sich also keineswegs noch auf ihrer Höhe; keine ihrer sogenannten Greuel war noch verübt, und was man etwa zu diesen zählen möchte, das hatte die Politik des Königs und seines Hofs nur zu sehr ver-

schuldet. Gleichwohl fühlte sich Goethe durch sie auf's Aeußerste niedergedrückt. Von Hause aus besaß er eine pedantische Scheu vor allen gewaltsamen Eindrücken und vor aller Unordnung, eine Hinneigung zur Aristokratie jeder Sorte, zur Amts- und Vermögensaristokratie sowohl als zur Geburtsaristokratie, und eine entsprechende Abneigung gegen die sogenannten untern Volksklassen. Dazu gesellte sich durch seinen Aufenthalt in Weimar und durch die Gunst, mit welcher der dortige Herzog ihn überhäufte, ein tiefer Respekt vor den gekrönten Häuptern, von welchem wir bereits bei Besprechung des Gesprächs über deutsche Literatur*) eine charakteristische Probe mitgetheilt haben, ein Respekt, der ihn selbst auch zu der Zeit nicht verließ, in welcher er die Erbärmlichkeit der hochadeligen Kreise geißelte. Ja er konnte sich in den „Bruder Herzog" nicht ein Mal finden, und hatte deßhalb schon im Oktober 1779 an Lavater geschrieben: „Es ist mir, seit man den Katzen weiß gemacht, die Löwen gehörten in ihr Geschlecht, daß sich jeder ehrliche Hauskater zutraut, er könne und dürfe Löwen und Pardeln die Tatze reichen, und sich brüderlich mit ihnen herumspielen, die doch ein für alle Mal von Gott zu einer andern Art Thiere gebildet sind." Für

*) Im 50. Kapitel.

die Leiden, welche das Geschlecht der gemeinen Hauskatzen von dem Geschlecht der edlen Löwen und Pardeln erdulden mußte, hatte er um so weniger Blick und Sinn, als er als Minister in einer gewissen Solidarität der Interessen mit den monarchischen Interessen stand, die man nicht vergessen darf in Anschlag zu bringen. Für die Verknüpfung von Ursache und Wirkung im Entwickelungsgang der Menschheit überhaupt für eine großartige Auffassung der historischen Verhältnisse hatte er nicht den mindesten Sinn, weßhalb er, wie sehr er sich auch gegen die Ausschweifungen des Despotismus erklärte, die allzusehr in's Auge fallen, doch stets den gemäßigten, sogenannten aufgeklärten Despotismus, der mit kleinen Reformen und Zugeständnissen an den Zeitgeist den gewaltsamen Ausbrüchen des Volksunwillens zuvorkommt, für die heilsamste Staatsverfassung hielt. Man kann sich daher denken, wie sehr die Pariser Nachrichten ihn verstimmen, ja wie sehr sie seine poetische Produktivität verkümmern mußten, so daß er genöthigt war, in Kunst und Wissenschaft ein Asyl zu suchen, „sich an diese Studien wie an einen Balken im Schiffbruch festzuklammern“. Die düstere Ahnung der Auflösung aller Verhältnisse ohne die mindeste Einsicht, was oder woher Besseres kommen solle, spricht sich schon im Großkophtha aus. Später äußerte er über seinen damaligen Standpunkt: „Es ist wahr, ich konnte kein Freund der französischen Revolution sein, denn ihre Greuel standen mir zu nahe, und empörten mich täglich und stündlich, während ihre wohlthätigen Folgen damals noch nicht zu ersehen waren. Auch konnte ich nicht gleichgiltig dabei sein, daß man in Deutschland künstlicher Weise ähnliche Szenen herbeizuführen trachtete, die in Frankreich Folge einer großen Nothwendigkeit waren. Ebenso wenig war ich ein Freund herrischer Willkür. Auch war ich vollkommen überzeugt, daß irgend eine große Revolution nie Schuld des Volkes ist, sondern der Regierung.“ Gleichwohl war er stets gegen die Selbsthilfe des Volks, vom Selfgovernment desselben hatte er keine Idee, und die Massen verachtete er:

> Frankreichs traurig Geschick, die Großen mögens bedenken;
> Aber bedenken fürwahr sollen es kleine noch mehr.
> Große gingen zu Grunde; doch wer beschützte die Menge
> Gegen die Menge? Da war Menge der Menge Tyrann.

Goethe hatte bereits im Jahre 1791 einen politischen Roman „die Reise der Söhne des Magaprazon“ in Angriff genommen, dem er den Pantagruel des Rabelais zu Grunde legte, den er aber bald wieder liegen ließ. Aus den wenig vorhandenen Bruch-

stücken geht nur soviel hervor, daß der Roman, was die politische Tendenz betrifft, höchst philiströse Ergießungen eines Gemüths enthalten haben würde, das sich durch alle Erscheinungen der Zeit verletzt fühlt, die Ursachen derselben aber überall sucht, nur gerade da nicht, wo sie wirklich zu finden gewesen wären. Wie die Revolution weiter auf seine poetische Produktivität wirkte, werden wir sehen.

Gegen die Mitte des August 1792 reiste er nach Frankfurt, wo er sich bei der Mutter bis zum 20. aufhielt. „Meine alten Freunde", schrieb er an Jacobi, „und meine zunehmende Vaterstadt habe ich mit Freuden gesehen; nur kann es nicht fehlen, daß man nicht in allen Gesellschaften Langeweile habe, denn wo Zwei oder Drei zusammenkommen, hört man gleich das vierjährige Lied pro und contra wieder herabörgeln, und nicht ein Mal mit Variationen, sondern das crude Thema." Bei der Abreise nach Mainz ahnte er, daß „Zelt und Marketenderei gegen sein mütterlich Haus, Bett, Küche und Keller übel abstechen würden, besonders da ihm weder am Tod der aristokratischen, noch der demokratischen Sünder im Mindesten Etwas gelegen sei." Unglücklicher Weise für diese Schlafmützengesinnung, die sich nur hinter dem warmen Ofen in ihrem Element fühlt, waren seine Mainzer Freunde, Sömmering, Forster, Huber u. A.

Republikaner; doch hatten sie die Schonung, vor Deutschlands größtem Dichter von Deutschlands höchsten Interessen zu schweigen. Am 27. August traf er bei der Armee ein, beschäftigte sich aber während des ganzen Feldzugs fast ausschließlich mit der Farbenlehre. Während des Bombardements von Verdun demonstrirte er einem reußischen Fürsten hinter schützenden Weinbergsmauern seine Ansichten. Die Rohheit und bald auch das Elend des Kriegs verletzten sein Gemüth immer tiefer. Denn nach der Einnahme von Verdun am 2. September zögerte der Herzog von Braunschweig mit dem Vorrücken auf Paris, bis Dumouriez die Argonnenpässe besetzt und sich auf eine der seinigen weit überlegene Truppenzahl verstärkt hatte. Die Kanonade von Valmy am 20., von der Goethe den Soldaten richtig sagte: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und Ihr könnt sagen, Ihr seit dabei gewesen", — führte zu einem Waffenstillstand und am 1. Oktober zum Rückzug der Alliirten bei'm abscheulichsten Wetter. Der Armee voraus war Goethe am 14. in Luxemburg angelangt, von wo er über Trier und Koblenz nach Düsseldorf reiste, um Jacobi in Pempelfort zu besuchen. Unterwegs hatte er die Nachricht vom Einzug Custines in Mainz (am 21. Oktober), sowie einen verspäteten Brief seiner Mutter erhalten, der ihm den

Antrag einer Rathsherrnstelle in der Vaterstadt mittheilte, die er jedoch ablehnte.

Das Unglück, überall auf Leute zu treffen, die sich für die Freiheit mehr interessirten als er, verfolgte Goethe, der unterwegs auf der Moselfahrt noch die Verse gemacht hatte:

> Weit und schön ist die Welt; doch o wie dank' ich dem Himmel,
> Daß ein Gärtchen, beschränkt, zierlich, mir eigen gehört!
> Bringt mich wieder nach Hause! Was hat ein Gärtner zu reisen?
> Ehre bringt's ihm und Glück, wenn er sein Gärtchen bestellt. —

sogar auch nach Pempelfort; denn Jacobi hatte die Revolution vorausgesehen und mit Freuden begrüßt, und hatte überhaupt von Freiheit, Patriotismus und Vaterland damals noch richtige Begriffe. Der seit acht Jahren nicht wieder gesehene Freund fand zwar die beste Aufnahme, Anklang aber weder mit den Produkten seiner naturhistorischen Forschungen, die man in diesem Kreise dem Dichter gar nicht verzeihen wollte, noch mit den Ausgeburten seiner schalen politischen Weisheit, die man vollends unerträglich fand. Da mußte man sich denn auf die Philosophie werfen, auf deren neutralem Terrain man auch trotz der verschiedenen Standpunkte sich behaglich erging, so daß es Goethe in dem gastlichen Hause wieder wohl wurde, und er deshalb erst gegen Anfang des Dezember nach

einem drei bis vierwöchentlichen Aufenthalte verließ, um die Fürstin Gallitzin in Münster zu besuchen. Auch hier fand er die freundlichste Aufnahme, zu der er freilich Bekehrungsversuche mit in Kauf nahm, aber auch die kostbare Gemmensammlung der Fürstin, welche diese ihm zum Behuf seiner Kunststudien lieh. Um die Mitte des Dezember traf er nach viermonatlicher Abwesenheit wieder in Weimar ein, und erlebte eine Familienszene, „welche wohl in irgend einem Roman die tiefste Finsterniß erhellen und erheitern würde.“ Die Geliebte und ihr hübsches Knäbchen, jetzt drei Jahre alt, fand er gesund und munter.

Siebenzigstes Kapitel.

Während seiner Abwesenheit hatte ihm der Herzog ein eigenes Haus herrichten lassen, an dessen innerem Ausbau er jetzt noch mitwirkte. Heinrich Meyer aus Zürich war inzwischen aus Italien zurückgekommen, und wurde des Dichters Haus- und Tischgenosse. Mit Zugrundlegung der Gemmensammlung der Gallitzin begannen Beide gemeinschaftlich tiefgehende Studien über antike Kunst; auch nahm Meyer an den optischen Experimenten Goethe's Theil. Außerdem ward dieser durch die Leitung des Theaters in Anspruch genommen, dem er seit seiner Errichtung (1791) die größte Sorgfalt gewidmet hatte. Besonders hatte er gestrebt, die Iffland'schen und Kotzebue'schen Stücke durch klassische Dramen zu verdrängen; so waren z. B.

Shakespeare's König Johann und Schillers Don Karlos aufgeführt worden. Auf Proben und Ausstattung verwendete er die größte Sorgfalt; auch wurde seine eigene Muße wieder thätig für die Bühne, zunächst freilich an einem sehr unglücklichen Stoffe. In den ersten Monaten des Jahres 1793 diktirte er in acht Tagen den „Bürgergeneral", ein Lustspiel, welches die französische Revolution persiffliren soll, indem es den großsprecherischen ländlichen Freiheitsapostel Schnaps als Bürgergeneral darstellt, dessen Haupt- und Staatsaktion darin besteht, einen einfältigen politischen Kannengießer um ein — Frühstück zu prellen. Seinem Inhalt nach ist das Stück eine elende und triviale Posse, deren „Moral" in dem Philistergeschwätz des Edelmanns enthalten ist: „Kinder, liebt Euch, bestellt Euern Acker wohl, und haltet gut Haus. Euch, Alter, soll es zum Lobe gereichen, wenn Ihr Euch auf die hiesige Landesart und auf die Witterung versteht, und Euer Säen und Ernten darnach einrichtet. Fremde Länder laßt für sich sorgen; und den politischen Himmel betrachtet allenfalls ein Mal Sonn- und Festtags." Es konnte nicht fehlen, daß das Stück vielfach die widerlichste Wirkung hervorbrachte.

Unterdessen war nach der Abschaffung des Königsthums in Frankreich am 21. September 1792 am 21. Januar 1793 der König hingerichtet worden. Von

dieser Zeit erzählt Goethe: „Die Welt erschien mir blutiger und blutdürstiger als jemals. Ein König wird auf Leben und Tod angeklagt; da kommen Gedanken in Umlauf, Verhältnisse zur Sprache, welche für ewig zu beschwichtigen sich das Königthum vor Jahrhunderten eingesetzt hatte. Aber aus diesem gräßlichen Unheil suchte ich mich zu retten, indem ich die ganze Welt für nichtswürdig erklärte." Aus dieser nichtswürdigen Gesinnung des größten deutschen Dichters entsprang dessen Beschäftigung mit dem Drama „Die Aufgeregten" und mit dem Thierepos „Reineke Fuchs." In dem Ersteren sollten die Ereignisse und die politischen Parteien der Zeit humoristirt und ironisirt, d. h. ihrer Größe entkleidet werden. Goethe war jedoch selbst zu aufgeregt, um das Stück zu Ende zu bringen, und so haben wir nur Bruchstücke vor uns, denen wir einige Worte bloß deßhalb widmen, weil der Dichter sein Stück als ein „politisches Glaubensbekenntniß" angesehen wissen will. Die Handlung, welche den größten Akt der Geschichte „bedeuten" soll, dreht sich um einen Rechtsstreit über Frohnden, der zuletzt nach Herbeischaffung eines durch den Amtmann unterschlagenen Dokuments gütlich geschlichtet wird. Von der Fadheit der satyrischen Pointen kann man sich einen Begriff machen, wenn man eine Theegesellschaft sich in eine Nationalversammlung

verwandeln und als solche ein tumultuarisches Ende nehmen sieht. Die Demokraten und Demagogen, welche das Stück aufführt, sind natürlich alle gemeine und hohle Subjekte, während auch die schlimmsten Aristokraten und Bureaukraten „im Grunde" edle und wohlwollende Menschen sind. In dem Hofrath stellt der Dichter den bornirten Philister, der nach Links und Rechts um Gotteswillen bittet, es doch nicht zu arg zu machen, kurz' stellt er sich selbst dar, und die ganze Moral der Fabel liegt in den Worten der Baronin: „Wo sind die schönen, zierlichen Gedichte geblieben, die sonst so oft aus den Brieftaschen unserer jungen Frauenzimmer zur Freude der Gesellschaft hervorkamen? Wohin haben sich die unbefangenen philosophischen Betrachtungen verloren? Ist die Lust gänzlich verschwunden, mit der Ihr von Euern Spaziergängen einen merkwürdigen Stein, eine uns wenigstens unbekannte Pflanze, ein seltsames Insekt mitbrachtet, und dadurch Gelegenheit gabt, über den großen Zusammenhang aller vorhandenen Geschöpfe wenigstens angenehm zu träumen?" Diese Vorliebe für „seltsame Insekten" vor den großen geschichtlichen Ereignissen war es, die den Dichter zu Reineke Fuchs führte. — „Hatte ich mich bisher", sagte er, „an Straßen-, Markt- und Pöbelauftritten bis zum Abscheu übersättigen müssen, so war es nun wirklich erheiternd,

in den Hof= und Regentenspiegel zu blicken; denn wenn auch hier das Menschengeschlecht sich in seiner ungeheuchelten Thierheit beträgt, so geht doch Alles wo nicht musterhaft, doch heiter zu, und nirgends fühlt sich der gute Humor gestört. Um aber das köstliche Werk recht innig zu genießen, begann ich alsobald eine treue Nachbildung." Diese Umgestaltung konnte denn nach der damaligen Gemüthslage des Dichters nichts Anderes werden, als eine Verunstaltung der ursprünglichen, einer politischen Tendenz gar nicht dienenden Thiersage vom Reineke Vos.

Da die Beschäftigung mit derselben durch die Abreise Goethe's zur Belagerung von Mainz am 10. Mai 1793 unterbrochen wurde, so wollen wir das Bemerkenswertheste aus seinen Erlebnissen während dieser Kriegsszenen hier erwähnen. Kurz vor der Abreise hatte er zu einem Bild seines Hausgartens die Verse gedichtet:

Hier sind wir denn vorerst ganz still zu Haus,
Von Thür' zu Thüre sieht es lieblich aus;
Der Künstler froh die stillen Blicke hegt,
Wo Leben sich zum Leben freundlich regt;
Und wie wir auch durch ferne Lande zieh'n,
Da kommt es her, da kehrt es wieder hin;
Wir wenden uns, wie auch die Welt entzücke,
Der Enge zu, die uns allein beglücke.

Nach einem Aufenthalte im mütterlichen Hause traf er am 27. im Lager vor Mainz bei'm Herzog ein. Während der Belagerung beschäftigte er sich mit Zeichnen, optischen Experimenten und mit der Forsetzung des Reineke Fuchs. Am 7. Juni schrieb er an Jacobi: „Dein lieber Brief trifft mich hier, und giebt mir einen guten Morgen, aber als ich mich von meinem Strohlager erhebe, und die freundlichste Sonne in mein Zelt scheint. Ich schreibe gleich wieder, und wünsche Euch Glück zu dem schönen Frühling in Pempelfort, da wir indeß zwischen zerrissenen Weinstöcken, auf zertretenen, zu früh abgemähten Aehren uns herumtummeln, stündlich den Tod unserer Freunde und Bekannten erwarten, und ohne Aussicht, was es werden könne, von einem Tag zum andern leben. Das Wetter ist sehr schön, die Tage heiß, die Nächte himmlisch. Das werdet Ihr auch so haben, und den lieben Frieden dazu, den Euch ein guter Geist erhalte, und auch dieser Gegend wiedergebe." Und am 7. Juli an denselben: „Ich arbeite fleißig in aestheticis, moralibus und physicis. . . . Bei uns geht es von der einen Seite lustig, von der andern traurig zu: im Vordergrund hübsche Weiber und Weinkrüge, und hinten Flammen, gerade wie Loth mit seinen Töchtern vorgestellt wird." Nach der Kapitulation der Festung marschirte am 24. Juli die französische Besatzung aus, und in

der Stadt hatte Goethe nun Gelegenheit, rohe Haßausbrüche der „ruhigen Bürger“ gegen die Republikaner zu beobachten, ja abzuwehren. Nach einem Abstecher nach Heidelberg, wo er mit dem Schwager Schlosser zusammentraf, und einem wiederholten Besuch in Frankfurt befand sich Goethe zu seinem Geburtstag wieder in Weimar. „Das herumschweifende Leben und die politische Stimmung aller Menschen trieb ihn nach Hause, wo er einen Kreis um sich ziehen könne, in welchem außer Lieb' und Freundschaft, Kunst und Wissenschaft Nichts hereindringe.“

Für seine Uebersetzung des Reineke, die im November 1793 fertig wurde, wendete er die Versform des Hexameters an, ohne jedoch der strengen Technik von Voß Genüge zu leisten, wodurch indessen die Verse nur um so zierlicher wurden. „Es macht mir viel Mühe,“ schrieb er an Jacobi, „dem Verse die Aisance und Zierlichkeit zu geben, die er haben muß. Wäre das Leben nicht so kurz, ich ließe ihn noch eine Weile liegen; so mag er aber gehen, daß ich ihn los werde.“ Goethe konnte sich natürlich nicht enthalten, in „die unheilige Weltbibel“ seine abgeschmackte Philisterpolitik zu flicken:

Doch das Schlimmste find' ich den Dünkel des irrigen Wahnes,
Der die Menschen ergreift, es könne Jeder im Taumel

Seines heftigen Wollens die Welt beherrschen und richten.
Hielte doch Jeder sein Weib und seine Kinder in Ordnung,
Wüßte sein trotzig Gesinde zu bändigen, u. s. w.

Der Feldzug von 1793 war das zweite und letzte Kriegsereigniß, welches Goethe in seinen Strudel zog; der Herzog von Weimar trat aus preußischen Diensten, und Jener hatte nun Ruhe. Während im Westen die Revolution ihren Höhepunkt erreichte, von dem sie wieder herabsteigen mußte (Robespierre wurde am 27. Juli 1794 enthauptet), beschäftigte er sich in „der Enge, die ihn allein beglückte“, mit der Leitung des Theaters, mit dem Ilmenauer Bergwerk, dem jedoch 1795 ein Stollenbruch ein Ende machte, mit der Vergrößerung der naturhistorischen Sammlungen und der Anlegung eines neuen botanischen Gartens zu Jena, mit Studien in der Farbenlehre und in der vergleichenden Anatomie, aus welch' letzteren der 1795 erschienene „Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie“ entsprang, und mit der Fortsetzung des Wilhelm Meister, von welchem er auf Andringen des Verlegers im Jahr 1794 den ersten Band erscheinen ließ.

Einundsiebenzigstes Kapitel.

In den Sommer des Jahres 1794 fällt ein Ereigniß, welches folgenreich für unsern Dichter wurde, diesen offenbar von dem Verkommen unter der Wucht der Weltbegebenheiten und unter dem Wust der heterogensten Liebhabereien rettete, und ihm nach seinem eigenen Geständniß „einen neuen Frühling erblühen ließ, in welchem Alles froh neben einander keimte, und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging.“ Es war dies seine freundschaftliche Verbindung mit dem zweiten großen Dichter der deutschen Nation, mit Schiller, nachdem Jahre lang nur spärliche Berührungen zwischen Beiden stattgefunden hatten. In die Zeit des ersten Aufenthalts Schillers in Weimar (1787) war die scharfe Rezension des Egmont gefal-

len. Als Goethe im Sommer 1788 aus Italien zurückkehrte, sah er seinen Rezensenten zu Rudolstadt, ohne daß es, wie dessen Freunde hofften, zu einer Annäherung gekommen wäre. Goethe waren Schillers erste dramatische Werke, die Nachklänge der Sturm- und Drangperiode, zuwider, „weil ein kraftvolles, aber unreifes Talent gerade die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen er sich zu reinigen gestrebt, recht in vollem hinreißenden Strome ausgegossen hatte,“ obwohl er, „den redlichen und seltenen Ernst“ schätzen mußte, der aus allen Schiller'schen Werken hervorleuchtete. Er hatte sich so weit von seiner eigenen Genieperiode entfernt, daß er ausrief: „Man denke sich meinen Zustand! die reinsten Anschauungen suchte ich zu nähren und mitzutheilen, und nun fand ich mich zwischen Ardinghello *) und Franz Moor eingeklemmt.“ Er konnte sich am Wenigsten mit der philosophischen Richtung seines späteren Freundes abfinden, und wies alle Versuche dritter, die Beiden damals schon einander nahe zu bringen, zurück. „Meine Gründe“, sagt er, „die ich jeder Vereinigung entgegensetzte, waren schwer zu widerlegen. Niemand konnte leugnen, daß zwischen zwei Geistesantipoden mehr als Ein Erddiameter die Scheidung

*) Von Heinse.

mache, da sie denn beiderseits als Pole gelten möchten, aber eben deswegen nicht in Eins zusammen fallen konnten." Auch Schiller zweifelte nach jenem ersten Zusammentreffen, ob sie einander je sehr nahe rücken würden: „Vieles," schreibt er einem Freunde, „was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt; er ist mir (an Jahren weniger als an Lebenserfahrungen und Selbstentwickelung) soweit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammenkommen werden; und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt als das meinige; seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden." Wie er jedoch Goethe anerkannte, geht aus einem Briefe vom 25. Februar 1789 hervor, in welchem er sagt, daß er sich im Dramatischen mit ihm nicht zu messen wage: „Er hat weit mehr Genie als ich, und dabei weit mehr Reichthum an Kenntnissen, eine sichere Sinnlichkeit, und zu allem diesem einen durch Kunstkenntnisse aller Art geläuterten und verfeinerten Kunstsinn, was mir in einem Grade, der ganz und gar bis zur Unwissenheit geht, mangelt. Hätte ich nicht einige andere Talente, und hätte ich nicht soviel Feinheit gehabt, diese Talente und Fertigkeiten in das Gebiet des Dramas herüber zu ziehen, so würde ich in diesem Fache gar nicht neben

ihm sichtbar geworden sein." Indessen konnte er einige Bitterkeit auch nicht unterdrücken, die ihren Grund namentlich in seiner prekären ökonomischen Lage haben mochte; in einem Briefe vom 9. März 1789 heißt es: „Dieser Mensch, dieser Goethe ist mir ein Mal im Wege, und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht wird sein Genie vom Schicksal getragen, und wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen." Immerhin aber betrieb Goethe eifrig die Ernennung Schillers zum Professor der Geschichte zu Jena. Er stattete ihm sogar im Herbst 1790 einen Besuch ab, bei welchem die Kantische Philosophie den Gegenstand der Unterhaltung bildete. Goethe hatte sich um diese Zeit namentlich für Kants „Kritik der Urtheilskraft" interessirt: „Hier sah ich," sagt er, „meine disperatesten Beschäftigungen neben einander gestellt, Kunst- und Naturerzeugnisse Eines behandelt wie das Andere, ästhetische und teleologische Urtheilskraft erleuchteten sich wechselsweise. Wenn auch meiner Vorstellungsart nicht eben immer dem Verfasser sich zu fügen möglich werden konnte, wenn ich hie und da Etwas zu vermissen schien, so waren doch die großen Hauptgedanken des Werks meinem bisherigen Schaffen, Thun und Denken ganz analog. Das innere Leben der Kunst wie der Natur, ihr beiderseitiges Wirken von Innen

heraus war im Buche deutlich ausgesprochen. Mich freute, daß Dichtkunst und vergleichende Naturkunde so nah mit einander verwandt seien, indem Beide sich derselben Urtheilskraft unterwerfen. Leidenschaftlich angeregt, ging ich auf meinen Wegen nur desto rascher fort.“ Gleichwohl kam es auch durch dieses Medium nicht zu einer Annäherung. „Interessant ist's,“ schrieb Schiller nach jenem Besuch, „wie er Alles in seine eigene Art und Manier kleidet und überraschend zurückgibt, was er las; aber ich möchte doch nicht gern über Dinge, die mich sehr nahe interessiren, mit ihm streiten. Es fehlt ihm ganz an der herzlichen Art, sich zu irgend Etwas zu bekennen. Ihm ist die ganze Philosophie subjektivisch, und da hört denn Ueberzeugung und Streit zugleich auf. Seine Philosophie holt zu viel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele schöpfe. Ueberhaupt ist seine Vorstellungsart zu sinnlich, und betastet mir zu viel. Aber sein Geist forscht und wirkt nach allen Direktionen, und strebt, sich ein Ganzes zu erbauen — und das macht mir ihn zum großen Mann.“

So blieb die Sachlage, bis Schiller im Jahr 1794 an die Herausgabe der „Horen“ ging, einer historisch-philosophisch-ästhetischen Zeitschrift, für die er die Mitwirkung der vorzüglichsten Schriftsteller Deutschlands in Anspruch nahm. Am 13. Juni erließ er auch an Goethe ein Einladungsschreiben. Dieser wohnte bald darauf einer Sitzung der naturforschenden Gesellschaft in Jena bei, und knüpfte bei'm Herausgehen ein Gespräch über das in der Sitzung Vorgetragene mit Schiller an, dessen Antworten ihn so sehr interessirten, daß er ihn an seine Wohnung begleitete, wo sie Beide nun ihr Inneres einander aufschlossen. Es blieb nicht bei diesem ersten Gespräche; und Goethe gesteht, er habe lange nicht einen solchen geistigen Genuß gehabt wie in jenen Tagen. Schiller schrieb darüber an Körner am 1. September: „Goethe kommt mir nun endlich mit Vertrauen entgegen. Wir haben vor sechs Wochen über Kunst und Kunsttheorie ein Langes und Breites gesprochen, und uns die Hauptideen mitgetheilt, zu denen wir auf ganz verschiedenen Wegen gekommen waren. Zwischen diesen Ideen fand sich eine unerwartete Uebereinstimmung, die um so interessanter war, weil sie wirklich aus der größten Verschiedenheit der Gesichtspunkte hervorging. Ein Jeder konnte dem Andern Etwas geben, was ihm fehlte, und Etwas dafür empfangen. Seit dieser Zeit haben diese ausgestreuten Ideen bei Goethe Wurzel gefaßt, und er fühlt jetzt ein Bedürfniß, sich an mich anzuschließen, und den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, in Gemeinschaft mit mir fortzu-

setzen." Am 24. Juli hatte Goethe noch sehr gemessen auf jenes Schreiben vom 13. Juni erwiedert: „Ew. Wohlgeboren eröffnen mir eine doppelt angenehme Aussicht sowohl auf die Zeitschrift, welche Sie herauszugeben gedenken, als auf die Theilnahme, zu der Sie mich einladen. Ich werde mit Freuden und mit ganzem Herzen von der Gesellschaft sein." Aber bald verschwanden die Hoch- und Wohlgeboren aus der Korrespondenz; die Freunde hatten sich gefunden. „Es bedurfte für uns," sagt Goethe später, „keiner sogenannten besonderen Freundschaft; denn wir hatten das herrlichste Bindungsmittel in unseren gemeinschaftlichen Bestrebungen gefunden."

Kurz vor Goethe's Geburtstag erhielt dieser von Schiller einen Brief, welcher die intimen Beziehungen noch befestigte, indem derselbe „mit freundschaftlicher Hand die Summe seiner Existenz" zog. Der merkwürdige Brief lautet: „Die neulichen Unterhaltungen mit Ihnen haben meine ganze Ideenmasse in Bewegung gebracht, denn sie betrafen einen Gegenstand, der mich seit etlichen Jahren lebhaft beschäftigt. Ueber so Manches, worüber ich mir selbst nicht recht einig werden konnte, hat die Anschauung Ihres Geistes ein unerwartetes Licht in mir angesteckt. Mir fehlte das Objekt, der Körper zu mehreren spekulativischen Ideen, und Sie brachten mich auf die Spur davon. Ihr

beobachtender Blick, der so still und rein auf den Dingen ruht, setzt Sie nie in Gefahr, auf den Abweg zu gerathen, in dem sowohl die Spekulation als die willkürliche und bloß sich selbst gehorchende Einbildungskraft so gerne sich verliert. In Ihrer richtigen Intuition liegt Alles und weit vollständiger, was die Analysis mühsam sucht, und nur weil es als ein Ganzes in Ihnen liegt, ist Ihnen Ihr eigener Reichthum verborgen; denn leider wissen wir nur das, was wir scheiden. Lange schon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne dem Gang Ihres Geistes zugesehen, und den Weg, den Sie Sich vorgezeichnet, mit immer erneuter Bewunderung bemerkt. Sie suchen das Nothwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie Schritt vor Schritt zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickelste von Allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch daß Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige

Idee, die zur Genüge zeigt, wie sehr Ihr Geist das reiche Ganze seiner Vorstellungen in einer schönen Einheit zusammenhält. Sie können niemals gehofft haben, daß Ihr Leben zu einem solchen Ziele zureichen werde; aber einen solchen Weg auch nur einzuschlagen, ist mehr werth, als jeden andern zu endigen, — und Sie haben gewählt wie Achill in der Ilias zwischen Phthia und der Unsterblichkeit. Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiener geboren, und hätten schon von der Wiege an eine auserlesene Natur und eine idealisirende Kunst Sie umgeben, so wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüssig gemacht worden. Schon in die erste Anschauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Nothwendigen aufgenommen, und mit Ihren ersten Erfahrungen hätte sich der große Styl in Ihnen entwickelt. Nun, da Sie ein Deutscher geboren sind, da Ihr griechischer Geist in diese neue Schöpfung geworfen wurde, so blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder selbst zum nordischen Künstler zu werden, oder Ihrer Imagination das, was ihr die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhilfe der Denkkraft zu ersetzen, und so gleichsam von Innen heraus und auf einem rationalen Wege in Griechenland zu gebären. In derjenigen Lebensepoche, wo die Seele sich aus der äußeren Welt ihre innere bildet, von mangelhaften Gestalten umringt, hatten Sie schon eine wilde und nordische Natur in sich aufgenommen, als Ihr siegendes, seinem Material überlegenes Genie diesen Mangel von Innen entdeckte, und von Außen her durch die Bekanntschaft mit der griechischen Natur davon vergewissert wurde. Jetzt mußten Sie die alte, Ihrer Einbildungskraft schon aufgedrungene schlechtere Natur nach dem besseren Muster, das Ihr Geist sich erschuf, korrigiren, und das kann nun freilich nicht anders als nach leitenden Begriffen von statten gehen. Aber diese logische Richtung, welche der Geist der Reflexion zu nehmen genöthigt ist, verträgt sich nicht wohl mit der ästhetischen, durch welche allein er bildet. Sie haben also eine Arbeit mehr: denn so wie Sie von der Anschauung zur Abstraktion übergingen, so mußten Sie rückwärts Begriffe wieder in Intuitionen umsetzen, und Gedanken in Gefühle verwandeln, weil nur durch diese das Genie hervorbringen kann. So ungefähr beurtheile ich den Gang Ihres Geistes, und ob ich Recht habe, werden Sie selbst am Besten wissen. Was Sie aber schwerlich wissen können (weil das Genie sich immer selbst das größte Geheimniß bleibt), ist die schöne Uebereinstimmung Ihres philosophischen Instinkts mit den reinsten Resultaten der spekulirenden Vernunft. Bei'm ersten Anblick zwar scheint es, als könne es keine größeren

Opposita geben, als den spekulativen Geist, der von der Einheit, und den intuitiven, der von der Mannigfaltigkeit ausgeht. Sucht aber der Erste mit keuschem und treuem Sinne die Erfahrung, und sucht der Letzte mit selbstthätiger, freier Denkkraft das Gesetz, so kann es gar nicht fehlen, daß beide einander auf halbem Wege begegnen."

Darauf antwortete Goethe: „Alles, was an und in mir ist, werde ich mit Freuden mittheilen. Denn da ich sehr lebhaft fühle, daß mein Unternehmen das Maaß der menschlichen Kräfte und ihre irdische Dauer weit übersteigt, so möchte ich Manches bei Ihnen deponiren, und dadurch nicht allein erhalten, sondern auch beleben. Wie groß der Vortheil Ihrer Theilnehmung für mich sein wird, werden Sie bald selbst sehen, wenn Sie bei näherer Bekanntschaft eine Art Dunkelheit und Zaudern bei mir entdecken, über die ich nicht Herr werden kann, wenn ich mich ihrer gleich deutlich bewußt bin."

Im September 1794 war Schiller vierzehn Tage in Goethe's Hause zu Besuch, die erste jener Konferenzen, die abwechselnd in Weimar und Jena gehalten wurden, und denen oft die beiden Humboldt und andere ausgezeichneten Männer beiwohnten. Von jenem ersten Besuch schreibt Schiller aus Jena: „Ich sehe mich wieder hier, aber mit meinem Sinn

bin ich noch immer in Weimar. Es wird mir Zeit kosten, alle die Ideen zu entwirren, die Sie in mir aufgeregt haben; aber keine einzige, hoffe ich, soll verloren sein. Es war meine Absicht, diese vierzehn Tage bloß dazu anzuwenden, soviel von Ihnen zu empfangen, als meine Rezeptivität erlaubt; die Zeit wird es lehren, ob diese Aussaat bei mir aufgehen wird." Der Gewinn der Verbindung war jedoch für beide Dichter ein gegenseitiger. Namentlich löste sich von Goethe's poetischer Produktivität allmälig der Bann, welcher dieselbe seit einiger Zeit gefesselt hatte.

Zweiundsiebenzigstes Kapitel.

Für den ersten Jahrgang der „Horen" entschloß sich Goethe, zunächst eine Reihe von „Episteln" auszuarbeiten, brachte jedoch nur zwei zu Stande, und ließ dann den Plan liegen. Er suchte daher Aelteres und Neueres hervor, um es für die Zeitschrift zu redigiren, darunter die Römischen Elegieen, für deren Uebersendung Schiller mit den Worten dankte: „Für die Elegieen danken wir Ihnen Alle sehr. Es herrscht darin eine Wärme, eine Zartheit und ein ächter körniger Dichtergeist, der Einem herrlich wohlthut unter den Geburten der jetzigen Dichterwelt Es ist eine wahre Geistererscheinung des guten poetischen Genius." Um sich eine Quelle von Aufsätzen für die Horen zu eröffnen, verabredeten die Freunde einen

wissenschaftlichen Briefwechsel, „eine Korrespondenz über gemischte Materien." Daß Goethe den Wilhelm Meister schon an einen Buchhändler vergeben hatte, gereichte Schiller zu großem Verdrusse. Vom dritten Buch an schickte ihm jedoch Goethe vor dem Druck immer das Manuskript zu, und benutzte seine Kritik, die im Ganzen die höchste Begeisterung für den Roman athmete, in einzelnen Punkten. Im Sommer 1796 kam das Werk endlich zum Abschluß. Schiller drang auch auf Fortsetzung des Faust; aber Goethe schrieb ihm am 2. Decbr. 1794, er wage nicht, das Packet aufzuschnüren, welches das Manuskript enthalte, denn er könne nicht abschreiben, ohne auszuarbeiten, und dazu fühle er jetzt keinen Muth in sich.

Mit großer Zufriedenheit über seine erneute Arbeitslust trat Goethe das Jahr 1795 an. Er verweilte oft wochenlang in Jena, und sah durch die Theilnahme an den Horen den Kreis seiner literarischen Bekanntschaft sich beträchtlich erweitern. Er, Schiller, Meyer, der ihn bis zu seiner Abreise nach Italien am 5. Oktober stets nach Jena begleitete, Wilhelm von Humboldt, der an den Abendkonferenzen Theil nahm, Körner, der mit dem ganzen Kreise, und Alexander von Humboldt, der von Baireuth aus mit Goethe in's Besondere über naturwissenschaftliche Gegenstände korrespondirte,

bildeten einen Zirkel eng verbundener, sich gegenseitig anregender Freunde. Dagegen erkaltete das Verhältniß Goethe's zu Herder. „Herder's Abneigung gegen die Kantische Philosophie," berichtet Goethe, „und daher auch gegen die Akademie Jena hatte sich immer gesteigert, während ich mit Beiden durch das Verhältniß zu Schiller immer mehr zusammenwuchs. Daher war jeder Versuch, das alte Verhältniß herzustellen, fruchtlos, um so mehr, als Wieland die neue Lehre selbst in der Person seines Schwiegersohnes verwünschte, und als Latitudinarier es sehr übel empfand, daß man Pflicht und Recht durch Vernunft, wie es hieß, Fixiren, und allem humoristisch-poetischen Schwanken ein Ende zu machen drohte."

Die Hauptarbeit, der sich Goethe gleich zu Anfang des Jahres hingab, war außer dem Wilhelm Meister ein für die Horen bestimmter Novellenkranz unter dem Titel „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter", dessen Idee jedoch schon aus den Zeiten des Bürgergenerals und des Reineke Fuchs stammte, in welcher er durch ihn die Aufmerksamkeit des Publikums von den Tagesinteressen abzulenken versuchen wollte. Schiller regte zur Ausführung des Planes an, und erhielt schon am 27. November 1794 den Eingang zu den Erzählungen, dem am 10. Januar zwei Spuckgeschichten, Umarbeitungen schriftlicher und mündlicher Traditionen, weiterhin zwei mysteriöse und galante Geschichten aus den (1631 erschienenen) Memoiren des Marschalls von Basompierre, am 18. August zwei ebenfalls nicht Goethe allein angehörige moralische Erzählungen, in welchen der Grundsatz der Entsagung den Kern bildet, und endlich am 26. September ein Mährchen (von der Erlösung der verzauberten Lilie) folgten, welches Letztere die politische Tendenz hat, darzustellen, daß die „ächte Freiheit nur unter einer „weisen" und natürlich monarchischen Herrschaft gedeihen könne. Ein zweites allegorisches Mährchen kam nicht zum Abschluß. Außerdem beschäftigte sich Goethe in der ersten Hälfte des Jahres 1795 noch mit der Idee eines Dramas „der befreite Promethäus", die aber unausgeführt blieb, und mit der des Epos „Hermann und Dorothea", von welchem aber erst im Oktober 1796 die vier ersten Gesänge zu Stande kamen. Dagegen erschien in den Horen ein gegen die Klage des „Berlinischen Archivs der Zeit" gerichteter polemischer Artikel „Literarischer Sansculottismus." Wegen rheumatischen Beschwerden verbrachte Goethe den Juli 1795 wieder zu Karlsbad, wo er sich jedoch mehr der Gesellschaft widmete. Am 8. schrieb er an Schiller: „Als berühmter Schriftsteller bin ich sehr gut aufgenommen worden, wobei es doch nicht an

wunderlichen Verwechselungen gefehlt hat; z. B. sagte mir ein allerliebstes Weibchen, sie habe meine letzten Schriften mit dem größten Vergnügen gelesen, besonders habe sie der Ardinghello über alle Maaßen interessirt. Sie können denken, daß ich mit der größten Bescheidenheit mich in Freund Heinses Mantel einhüllte, und schon meiner Gönnerin mich schon vertraulicher zu nähern wagen durfte. Und ich darf nicht fürchten, daß sie in diesen drei Wochen aus ihrem Irrthume gerissen wird." Und am 19.: „Die Kur schlägt sehr gut an; ich halte mich aber auch wie ein ächter Kurgast, und bringe meine Tage in absolutem Nichtsthun zu, bin beständig unter den Menschen, da es dann nicht an Unterhaltung und an kleinen Abenteuern fehlt."

Nach der Rückkunft übersetzte er für die Horen den homer'schen Hymnus „auf die Geburt des Apollo, nach dem Griechischen", wie er sich denn überhaupt um jene Zeit, in der er vom Drama zum Epos überging, wieder sehr genau mit Homer beschäftigte, und dichtete für Schiller's Musenalmanach des Jahres 1796 die vier Lieder „Nähe des Geliebten", „Meeresstille", „Glückliche Fahrt" und „Der Besuch", von welchen wir das zweite und dritte, die enge zusammen gehören, und zugleich wie das ältere Lied „Seefahrt" eine allegorische Bedeutung haben, als Probe hier folgen lassen.

Meeresstille.

Tiefe Stille herrscht im Wasser,
Ohne Regung ruht das Meer,
Und bekümmert sieht der Schiffer
Glatte Fläche rings umher.
Keine Luft von keiner Seite!
Todesstille fürchterlich!
In der ungeheuern Weite
Reget keine Welle sich.

Glückliche Fahrt.

Die Nebel zerreißen,
Der Himmel ist helle,
Und Aeolus löset
Das ängstliche Band.
Es säuseln die Winde,
Es rührt sich der Schiffer;
Geschwinde! Geschwinde!
Es theilt sich die Welle,
Es naht sich die Ferne,
Schon seh' ich das Land!

Auch erschienen im Musenalmanach die Venetianischen Epigramme.

Neben diesen poetischen Beschäftigungen waren auch die kunstgeschichtlichen Studien nicht brach gelegen. Als der Genosse derselben, Meyer, im Oktober 1795 nach Italien zurückkehrte, faßte Goethe den Entschluß, im August des nächsten Jahres ebenfalls noch ein Mal dahin zu gehen. „Ich habe", schrieb er seinem Vorläufer nach, „unterdessen schon mancherlei zu unserem Zwecke gesammelt, und hoffe die Basis zu unserm Gebäude breit und hoch und dauerhaft genug aufzuführen. Ich sehe schon die Möglichkeit vor mir, einer Darstellung der physikalischen Lage im Allgemeinen und Besonderen, des Bodens und der Kultur von der ältesten bis zur neuesten Zeit und des Menschen in seinen nächsten Verhältnissen zu diesen Naturumgebungen." Die Revolutionskriege in Italien vereitelten indessen den Plan, und Goethe sah dieses Land nicht wieder. Er schrieb darüber an Schiller: „Was ich noch an Kultur bedarf, konnte ich nur auf jenem Wege finden; was ich vermag, konnte ich nur auf jene Weise nutzen und anwenden, und ich war sicher, in unsern engen Bezirk einen großen Schatz zurückzubringen, bei welchem wir uns der Zeit, die ich entfernt von Ihnen zurückgebracht hätte, künftig doppelt erfreut haben würden."

Die letzten Monate des Jahres 1795 brachten noch störende Unruhen mit sich, indem sich Weimar und

Eisenach mit Emigranten aus Frankfurts Umgebung füllten, weil man bei dem Heranzug der österreichischen Armee glaubte, diese werde der Schauplatz kriegerischer Ereignisse werden. Auch erwartete er die Niederkunft der Geliebten. Schiller, dem er dies meldete, schrieb: „Zu dem neuen Hausgenossen gratulire ich im Voraus. Lassen Sie ihn immer ein Mädchen sein, so können wir uns am Ende noch mit einander verschwägern." Goethe berichtete jedoch am 1. November: „Statt eines artigen Mädchens ist endlich ein zarter Knabe angekommen, und so läge denn eine meiner Sorgen in der Wiege. Nun wäre es an Ihnen, zu Bildung der Schwägerschaft und zur Vermehrung der dichterischen Familien für ein Mädchen zu sorgen." Und als das Knäblein nach wenigen Tagen starb, schrieb er: „Man weiß in solchen Fällen nicht, ob man besser thut, sich dem Schmerze natürlich zu überlassen, oder sich durch die Beihülfen, die uns die Kultur anbietet, zusammen zu nehmen. Entschließt man sich zu dem Letzteren, wie ich es immer thue, so ist man dadurch nur für einen Augenblick gebessert, und ich habe bemerkt, daß die Natur durch andere Krisen immer wieder ihr Recht behauptet." Indessen beschloß er das Jahr in frischer geistiger Thätigkeit.

Dreiundsiebenzigstes Kapitel.

War die poetische Ausbeute des Jahres 1795 schon groß, so sollte die des Jahres 1796, in welches wir nun mit unserem Dichter treten, noch größer und bedeutender werden, nicht allein durch die Vollendung Wilhelm Meisters, sondern und hauptsächlich auch durch die Xenien, welche in der deutschen Literatur ein Ereigniß bildeten, und in welchen die beiden großen Dichter ihre geistige Thätigkeit auf das Innigste verschränkten. Wie Schiller an Körner meldete, so galten ihre häufigen Konferenzen im Beginn des Jahres „einem gemeinschaftlichen opus für den neuen Almanach, das eine wahre poetische Teufelei sein werde, die noch kein Beispiel habe." Die Horen Schillers hatten gegen alles Erwarten bei der Kritik die ungünstigste Auf-

nahme gefunden, und dies hatte ihn und seinen Freund in eine gereizte Stimmung versetzt. Der Letztere schlug daher vor, Alles, was gegen die Horen gesagt worden, zusammenzusuchen, und bei'm Jahresschlusse ein literarisches Gericht darüber zu halten. Die Lektüre der Xenien des Martial gab ihm auch hinsichtlich der Form die Idee an die Hand, auf alle deutschen Zeitschriften ähnliche Epigramme in Distichen zu machen, wovon er zur Probe sogleich (im Dezember 1795) ein Dutzend mitsandte, und dieselben im nächsten Musenalmanach zu veröffentlichen. Schiller fand die Idee prächtig, und meinte nur, man müsse auch über einzelne Werke herfallen: „Welchen Stoff bietet uns nicht die Stolbergische Sippschaft, Racknitz, Ramdohr, die metaphysische Welt mit ihren Ichs und Nichtichs, Freund Nikolai, unser geschworner Feind, die Leipziger Geschmacksherberge*), Thümmel, Göschen als sein Stallmeister u. dergl. dar!" Am 4. Januar schrieb er an Humboldt: „Seitdem Goethe hier ist, haben wir angefangen, Epigramme von einem Distichon im Geschmack der Xenien des Martial zu machen. In jedem wird nach einer deutschen Schrift geschossen. Es sind schon seit wenig Tagen über zwanzig fertig." Doch ging es in der

*) Die „Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften".

Folge nicht so schnell, und brachte man keine so große Zahl zusammen, als man gewünscht hatte. Aber es wurden so schon zu viele, als daß man nicht den Plan hätte erweitern müssen. Außer den satyrischen Invektiven wurden auch ernste Lebensansichten und ästhetische Maximen in die gedrängte Form gefaßt. Goethe war sehr oft im Verlauf des Jahres zu Jena; so oft er zu Weimar sich befand, wanderte das Xenienheft hin und her, so daß die Zahl der Epigramme zuletzt auf siebenhundert anwuchs. Man war übereingekommen, kriminelle Injurien zu vermeiden: „Ich bin sehr dafür", sagte Schiller, „daß wir nichts Kriminelles berühren, und überhaupt das Gebiet des frohen Humors so wenig als möglich verlassen. Sind doch die Musen keine Scharfrichter! Aber schenken wollen wir den Herren auch nichts." Die Epigramme erschienen endlich im Musenalmanach für 1797, der im Oktober 1796 ausgegeben wurde, und zwar die persönlichen unter dem Namen „Xenien" als ein Ganzes, die übrigen in drei Reihen unter den Titeln „Votivtafeln", „Viele" und „Einer"; außerdem wurden einzelne zwischen die übrigen Gedichte des Almanachs vertheilt. Ihr Eigenthumsrecht auf die einzelnen Epigramme ließen die beiden Dichter im Musenalmanach unentschieden, indem sie alle mit G. und S. unterzeichneten, und auch jetzt ist dasselbe

noch nicht von allen hergestellt, indem einzelne von Beiden in ihre Gedichtsammlungen aufgenommen wurden. Die sich Goethe zuschrieb, kommen in seinen Werken unter den Titeln „Vier Jahreszeiten" und „Xenien" vor. Die Votivtafeln sind goldene Sprüche der beiden Dichter:

Was der Gott mich gelehrt, was mir durch's Leben geholfen,
Häng' ich dankbar und fromm hier in dem Heiligthum auf.

Die Xenien sind „Füchse mit brennenden Schweifen, die, in's Land der Philister gesendet, die papiernen Saatfelder verheerten", voll Humor, Spott, Satyre und derben Geißelhieben auf fast alle Zeitschriften der deutschen Literatur und auf eine große Zahl von Schriftstellern aller Art. Nicolai, der den Werther travestirt und die beiden Dichter in seiner „allgemeinen deutschen Bibliothek" angegriffen hatte, wurde u. A. mit folgenden Distichen bedacht:

Geschichte eines dicken Mannes),**

Dieses Werk ist durchaus nicht in Gesellschaft zu lesen,
Da es, wie Rezensent rühmet, die Blähungen treibt.

**) Die Ueberschriften sind in der Regel Titel von Schriften der Betroffenen.

Der Quellenforscher.

Nicolai entdeckt die Quellen der Donau! Welch' Wunder!
Sieht er gewöhnlich doch sich nach der Quelle nicht um.

Ein anderer absprechender Kritiker, Manso, erhielt folgende Xenien:

Tassos Jerusalem von Manso.

Ein asphaltischer Sumpf bezeichnet hier noch die Stätte,
Wo Jerusalem stand, das uns Torquato besang.

Die Kunst zu lieben.

Auch zum Lieben bedarfst Du der Kunst? Unglücklicher Manso,
Daß die Natur auch Nichts, gar Nichts für Dich noch gethan.

Für Lavater:

Der Prophet.

Schade, daß die Natur nur Einen Menschen aus Dir schuf;
Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff.

Für Wieland:

Möge Dein Lebensfaden sich dehnen wie in der Prosa
Dein Periode, bei dem leider die Lachesis schläft!

Die schärfsten und bissigsten Xenien rühren von Schiller her; gleichwohl theilte man diesem nur die Rolle des Verführten, Goethe aber die des Verführers zu. Die Presse gerieth alsbald in die heftigste Bewegung gegen die beiden Dichter; alle Zeitschriften für 1797 sind voll von Artikeln über die Xenien, und es erschienen eine Menge von eigenen Gegenschriften von Nicolai, Claudius, Gleim (der schrieb: „Auf unserm Helikon, wie war's einmal so schön"), Manso (unter dem Titel „Gegengeschenke an die Sudelköche in Jena und Weimar") u. A. Die Urheber freuten sich der Wirkung: „Es ist lustig zu sehen," schreibt Goethe an seinen Freund, „was diese Menschenart eigentlich geärgert hat, was sie glauben, daß Einen ärgert, wie schal, leer und gemein sie eine fremde Existenz ansehen, wie sie ihre Pfeile gegen das Außenwerk richten, wie wenig sie nur ahnen, in welcher unzugänglichen Burg der Mensch wohnt, dem es nur irgend Ernst um sich und die Sachen ist." Uebrigens läßt es sich denken, daß in den Xenien manches ungerechte Urtheil gefällt wurde; in's Besondere ist dies der Fall in Beziehung auf den Kapellmeister Reichardt, den Komponisten vieler Goethe'scher Lieder, der aber das Unglück hatte, durch seinen thätigen Demokratismus (er gab zwei politische Zeitschriften „Deutschland" und „Frankreich" heraus)

die philiströse Wuth Goethe's gegen jede politische Lebensäußerung von Unten in einem solchen Grade zu erregen, daß er nicht blos seine Musik heruntermachen, sondern auch sich sagen lassen mußte:

Zeichen des Skorpions.

Aber nun kommt ein böses Insekt aus Giebichenstein*) her,
Schmeichelnd naht es: Ihr habt, flieht Ihr nicht eilig, den Stich

---

An mehr als Einen.

Erst habt Ihr die Großen beschmaust, nun wollt Ihr sie stürzen;
Hat man Schmarotzer doch nie dankbar dem Wirthe geseh'n.

Der größte Dichter Deutschlands machte es allerdings besser als sein Komponist: er beschmauste sein Leben lang die Großen, und wurde nie „undankbar" gegen sie wie gegen so manchen Freund, der sein Herz dem Volke zuwandte. Unter den politischen Xenien müssen wir übrigens noch zwei von treffender Bedeutung hervorheben:

Das deutsche Reich.

Deutschland? Aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden;
Wo das Gelehrte beginnt, hört das Politische auf.

*) Hier wohnte Reichardt auf seinem Landgute.

Deutscher Nationalcharakter.

Zur Nation Euch zu machen, Ihr hoffet es, Deutsche, vergebens;
Bildet, Ihr könnt es, dafür freier zu Menschen Euch aus.

Außer zwei anderen epigrammatischen Gedichten erschien von Goethe im Musenalmanach für 1797 auch das lyrisch-idyllische Gemälde „Alexis und Dora", welches gleichsam am Eingang der epischen Dichtungen steht, zu denen sich Goethe jetzt wendete, und welches von Schiller unter seine schönsten Werke gerechnet wurde. Mit dem Epos „Hermann und Dorothea" war er im Lauf des Jahres 1796 fortwährend beschäftigt, und der Roman „Wilhelm Meister" wurde, wie wir bereits bemerkt haben, schon im Sommer fertig. Schiller rechnete es zu dem schönsten Glück seines Daseins, daß er die Vollendung dieses Produkts erlebt habe. Die spätere Kritik hat weniger günstig geurtheilt. Wir führen hier an, was Vilmar in seiner Literaturgeschichte über den Roman sagt: „Wilhelm Meister entstand unter mehrfachem Besprechen und Hin- und Herreden mit Schiller aus älteren Entwürfen und Arbeiten (die sechs ersten Bücher waren schon 1785 vor der Reise nach Italien geschrieben), und wurde kurz vor dem Beginn von Hermann und Dorothea vollendet. Auch die unbedingtesten Verehrer Goethe's haben sich zu dem Eingeständniß genöthigt

gesehen, daß dieses Werk an sehr merklichen Ungleichheiten leide, und der Schluß dem Anfang weder hinsichtlich des Stoffs, noch der Form entspreche. Die Anlage ist (um hier ein Mal einen von Goethe bis zum Ueberdruß gebrauchten Ausdruck im besten Sinne anzuwenden) bedeutend: ein Stück des wahrsten, lebendigsten Weltlebens gleich Werther, episch frei ohne Absichtlichkeit und Ideale wie dieser, aber in weit höherem Grade als Werther auf eine Reinigung, Genesung, Vollendung des Helden und seiner Zustände spannend. Man erwartet das Ideal der damals üblichen Tendenzromane, wie des Wieland'schen Agathon, des Heinse'schen Ardinghello in Meisters Lehrjahren zu Gesicht zu bekommen, man erwartet die Darstellung, wie das bewegte Leben selbst — dessen gemeine Aeußerlichkeit ebenso wie dessen edelste, geheimnißvollste Innerlichkeit, dessen leichter, frivoler Genuß wie dessen strenge, entsagende Würde mit seinen Vorbildern der Handwerksmäßigkeit wie mit den Vorbildern der höchsten und unerbittlichsten Kunstforderungen — den Zögling der Bühne für diese erziehen werde, wie es den ächten Künstler naturgemäß gleich einem gesunden Gewächs aus gesundem Boden von mannigfacher Mischung aus seinem Schooße werde hervorwachsen lassen. Um diesen Preis würde man denn auch manche Dinge immerhin mit in den Kauf nehmen, welche von der un-

poetischen Wirklichkeit sich nicht gehörig abgelöst haben, und eben darum moralischen Widerwillen erregen; würde man doch am Ende dadurch entschädigt worden sein, daß sich aus einer Reihe von lebendigen Handlungen die Wahrheit an den Tag lege, es könne ein Künstler Nichts durch die Außenwelt werden, wenn er nicht den lebendigen Beruf der Kunst in sich trage, wenn er nicht vermöge dieses Berufes die Außenwelt in sich hineinzuziehen, und geistig zu verarbeiten im Stande sei. Statt dessen aber löst sich die Handlung in vielbesprochene, aber niemals dargestellte, ja nicht ein Mal enthüllte Geheimnisse und bloße Lehren auf, und zwar einem Helden gegenüber, den wir für seinen Beruf als völlig unbrauchbar anzuerkennen genöthigt werden sollen, so daß der große Aufwand des Anfangs zu dem Fortgange und dem Schlusse in einem künstlerisch völlig unbefriedigenden Verhältnisse steht, und das sittliche Mißbehagen statt gemildert, zu starkem Widerwillen gesteigert wird. Sollte es aber, was ich sehr bezweifeln muß, wirklich in dem ursprünglichen Plane des Dichters gelegen haben, den Meister als für die Kunst unfähig darzustellen, also die Forderungen des praktisch-nützlichen Lebens dem Künstlerleben siegreich gegen über treten zu lassen, so war die epische Darstellung eines wirklich bedeutenden, eines würdigen, edeln, praktischen Lebens unerläßliches Bedürfniß, für deren Man-

gel wir durch die Winke und halbverschwiegenen Andeutungen, die wir erhalten, bei Weitem nicht entschädigt werden."

Zu der poetischen Ausbeute des Jahres 1796 gehört auch die Elegie „Hermann und Dorothea", über welche Goethe an Schiller schrieb: „Sie finden auch wieder eine Elegie, der ich Ihren Beifall wünsche. Indem ich darin mein neues Gedicht" (das gleichnamige Epos) „ankündige, gedenke ich damit auch ein neues Buch Elegieen anzufangen. Die zweite wird wahrscheinlich die Sehnsucht, ein drittes Mal über die Alpen zu gehen, enthalten, und so werde ich weiter entweder zu Hause oder auf der Reise fortfahren." Die Idee wurde jedoch ebenso wenig ausgeführt als die andere, die Geschichte von Hero und Leander in einer Ballade zu behandeln. Auch das italienische Reiseprojekt mußte vorläufig aufgegeben werden, worüber er an den Freund schrieb: „Sie werden, mein Lieber, noch manchmal in diesen Tagen zur Geduld gegen mich aufgefordert werden; denn jetzt, da die Zeit kommt, in welcher ich abreisen sollte, fühle ich nur zu sehr, was ich verliere, indem mir eine so nahe Hoffnung aufgeschoben wird, welches in meinem Alter so gut als vernichtet heißt." Im Sommer und im Spätjahr beschäftigte er sich wieder mit Steinen, Pflanzen, Insek-

ten und optischen Experimenten. „Die Naturbetrachtungen", schrieb er am 15. November an Schiller, „freuen mich sehr. Es scheint eigen, und doch ist es natürlich, daß zuletzt eine Art von subjektivem Ganzen herauskommen muß. Es wird, wenn Sie wollen, eigentlich die Welt des Auges, die durch Gestalt und Farbe erschöpft wird. Denn wenn ich recht Acht gebe, so brauche ich die Hülfsmittel anderer Sinne sehr sparsam, und alles Räsonnement verwandelt sich in eine Art von Darstellung." Im Oktober eröffnete er wieder seine Freitagsgesellschaft, ein 1791 gestifteter Verein, der sich anfangs jeden ersten Freitag im Monat bei der alten Herzogin, jetzt aber alle acht oder vierzehn Tage in Goethe's Hause versammelte, und in dessen Statuten es hieß: „Eines Jeden Urtheil ist es überlassen, was er selbst beitragen will, es mögen Aufsätze sein aus dem Felde der Wissenschaften, Künste, Geschichte, oder Auszüge aus literarischen Privat-Correspondenzen und interessanten neuen Schriften, oder kleine Gedichte und Erzählungen, oder Demonstrationen physikalischer und chemischer Experimente u. s. w." Der Herzog und die Herzoginnen wohnten diesen Kränzchen ebenfalls bei. Mit dem Ersteren trat Goethe am 28. Dezember eine Reise nach Leipzig an, die ihn vierzehn Tage von Weimar entfernt hielt. In

Leipzig besuchte er einen Ball, auf welchem zu seinem Ergötzen viele der in den Xenien Angegriffenen ihn „mit Apprehension wie das böse Prinzip betrachteten."

Vierundsiebenzigstes Kapitel.

Die erste Hälfte des Jahres 1797 bis zum Antritt seiner dritten Schweizerreise im August verbrachte Goethe bald zu Weimar, bald zu Jena, und obwohl es an mancherlei Zerstreuungen nicht fehlte, so arbeitete er doch fleißig an der Vollendung seines idyllischen Epos „Hermann und Dorothea", von welchem gegen Neujahr fast die Hälfte fertig war, und an welches er im Juni die letzte Hand legte, nachdem Wilhelm von Humboldt ein „prosodisches Gericht" darüber gehalten hatte. Zur Seite waren schriftliche und mündliche Untersuchungen über die Theorie des Epos und die Grenzen des Epischen und Dramatischen gegangen, aus welchen ein Aufsatz „über epische und dramatische Poesie" entsprang. Das Nachdenken über

diese Gegenstände, allerdings ein zeitzersplitterndes Theoretisiren, führte ihn zur Lektüre der Poetik des Aristoteles und der Homerischen Gedichte, ja sogar wieder zum alten Testament zurück, woraus der Aufsatz „Israel in der Wüste" entstand, ein Versuch der Berechnung und Erklärung des Zugs der Juden unter Moses; auch mit dem Plan zu einem neuen epischen Gedicht („Die Jagd") trug er sich, aus dessen Stoff er nach ungefähr dreißig Jahren eine Novelle machte.

Der Gegenstand des Epos „Hermann und Dorothea", wie der Dichter selbst sich ausdrückt, „ein Sujet, wie man es in seinem Leben vielleicht nicht zwei Mal findet", ist aus der Geschichte der 1731 aus dem Erzbisthum Salzburg vertriebenen Lutheraner entlehnt, aber unter dem Eindruck der französischen Revolution, jedoch nicht mehr in polemischer Richtung gegen dieselbe, gänzlich modernisirt. Die Aufgabe, die er sich stellte, bezeichnet der Dichter selbst in einem Briefe an Meyer: „Ich habe das rein Menschliche der Existenz einer kleinen deutschen Stadt in dem epischen Tiegel von seinen Schlacken abzuscheiden gesucht, und zugleich die großen Bewegungen und Veränderungen des Welttheaters aus dem kleinen Spiegel zurückzuwerfen getrachtet." Oder, wie er in der als Zueignung dienenden gleichnamigen Elegie sagt:

Deutsche selber führ' ich Euch zu in die stillere Wohnung,
Wo sich, nah' der Natur, menschlich der Mensch noch erzieht.
Auch die traurigen Bilder der Zeit, sie führ' ich vorüber;
Aber es siege der Muth in dem gesunden Geschlecht.
Hab' ich Euch Thränen in's Auge gelockt, und Lust in die Seele
Singend geflößt, so kommt, drücket mich herzlich an's Herz!

Die Ausführung war von der Art, daß Wieland mit Recht sagen konnte: „Es sind Figuren in Marmor gehauen; Alles im großen Styl." Wir wollen auch für dieses Stück das im Allgemeinen scharftreffende Urtheil Vilmars anführen: „In Hermann und Dorothea hat der Dichter das theoretisch fast für unlösbar zu haltende Problem auf bewundernswerthe Weise gelöst, Begebenheiten der Gegenwart und zwar der Gegenwart des häuslichen und bürgerlichen Lebens im reinsten epischen Style zu schildern — mithin ein bürgerliches Epos zu schaffen. Wie in dem ächten Epos hat es hier der Dichter über sich vermocht, seine eigene Persönlichkeit ganz zurücktreten zu lassen, das Einwirken auf die Empfindung durch rhetorische Mittel ganz zu vermeiden, die Schilderung bloß als Rahmen eines würdigen, ernsten menschlichen Lebens zu benutzen, und die reine Handlung in ihrer vollen Einfachheit zu ungestörter und ausschließlicher Wirkung zu erheben. Zugleich ist die wesentliche Eigenschaft eines Epos, einen Hintergrund von bedeutenden Be-

gebenheiten hinter der Handlung des Gedichtes aufzustellen, und so zu sagen durchleuchten zu lassen, auf das Vortrefflichste reproduzirt, und hierdurch allein unterscheidet sich Hermann und Dorothea weit von den Idyllen, den Gemälden des häuslichen Stilllebens wie z. B. Vossens Louise, auf deren Boden Goethe's Gedicht allerdings und zwar so wurzelt, daß Vossens Louise geradezu den ersten Gedanken dazu geliefert hat. Dieses Gedicht Goethe's fällt bekanntlich in die Periode seines lebhaftesten Verkehrs mit Schiller, durch welchen Goethe nach seiner eigenen, oft wiederholten Erklärung zu neuer Freudigkeit des Schaffens angeregt und emporgehoben wurde; direkte Einwirkung von Schiller hat dagegen eben auf Hermann und Dorothea nicht stattgefunden, vielmehr blieb Goethe mit diesem Gedichte seiner älteren Eigenheit getreu, von seinen Arbeiten, so lange er noch mit denselben geistig zu ringen hatte, nichts mitzutheilen, sie vielmehr erst nach dem Abschlusse der Besprechung Preis zu geben, die während der Arbeit nur störend auf ihn wirkte."

Durch die theoretischen Erörterungen mit Schiller war Goethe zu einer Dichtungsart zurückgeführt worden, mit der er sich seit fünfzehn Jahren nicht mehr befaßt hatte, zu den Balladen. Er dichtete eine Reihe derselben, die zu den schönsten Blüthen unserer

Literatur gehören, und nach denen Schiller das Jahr 1797 als das „Balladenjahr" bezeichnete, wie das vorhergehende ein „Epigrammenjahr" war. Die Balladen sind „Der Gott und die Bayadere", „Die Braut von Korinth", „Der Zauberlehrling", „Der Schatzgräber", „Der neue Pausias". Mit Recht konnte Goethe nach seiner Heimkehr von Jena am 21. Juni an den Freund schreiben: „Wir haben in den letzten vier Wochen theoretisch und praktisch wirklich wieder schöne Fortschritte gethan." Von den erwähnten Balladen theilen wir zwei als Proben mit: Den „Zauberlehrling", dessen Grundgedanke der ist, daß Niemand die mächtigen Kräfte der Natur und des Geistes, zu Kampf und Leben erregen dürfe, der nicht auch die Macht besitze, ihren Aufruhr zu beschwichtigen, und die „Braut von Korinth", ein „vampyrisches Gedicht", welches die Macht des Liebesbedürfnisses im Weibe versinnlicht.

Die Braut von Korinth.

Nach Korinthus von Athen gezogen
Kam ein Jüngling, dort noch unbekannt.
Einen Bürger hofft' er sich gewogen;
Beide Väter waren gastverwandt,
Hatten frühe schon
Töchterchen und Sohn
Braut und Bräutigam voraus genannt.

Aber wird er auch willkommen scheinen,
Wenn er theuer nicht die Gunst erkauft?
Er ist noch ein Heide mit den Seinen,
Und sie sind schon Christen und getauft.
Keimt ein Glaube neu,
Wird oft Lieb und Treu,
Wie ein böses Unkraut, ausgerauft.

Und so lag das ganze Haus im Stillen,
Vater, Töchter, nur die Mutter wacht;
Sie empfängt den Gast mit bestem Willen,
Gleich in's Prunkgemach wird er gebracht.
Wein und Essen prangt,
Eh er es verlangt:
So versorgend wünscht sie gute Nacht.

Aber bei dem wohlbestellten Essen
Wird die Lust der Speise nicht erregt;
Müdigkeit läßt Speis und Trank vergessen,
Daß er angekleidet sich aufs Bette legt;
Und er schlummert fast,
Als ein seltner Gast
Sich zur offnen Thür herein bewegt.

Denn er sieht bei seiner Lampe Schimmer,
Tritt, mit weißem Schleier und Gewand,
Sittsam, still ein Mädchen in das Zimmer,
Um die Stirn ein schwarz- und goldnes Band.
Wie sie ihn erblickt,
Hebt sie, die erschrickt,
Mit Erstaunen eine weiße Hand.

„Bin ich," rief sie aus, „so fremd im Hause,
Daß ich von dem Gaste Nichts vernahm?
Ach, so hält man mich in meiner Klause!
Und nun überfällt mich hier die Scham.
Ruhe nur so fort
Auf dem Lager dort,
Und ich gehe schnell, so wie ich kam."

„„Bleibe, schönes Mädchen!"" ruft der Knabe,
Rafft von seinem Lager sich geschwind:
„„Hier ist Ceres, hier ist Bacchus Gabe,
Und Du bringst den Amor, liebes Kind!
Bist vor Schrecken blaß!
Liebe, komm und laß,
Laß uns sehn, wie froh die Götter sind.""

„Ferne bleib, o Jüngling! bleibe stehen;
Ich gehöre nicht den Freuden an.
Schon der letzte Schritt ist ach! geschehen,
Durch der guten Mutter kranken Wahn,
Die genesend schwur:
Jugend und Natur
Sei dem Himmel künftig unterthan.

Und der alten Götter bunt Gewimmel
Hat sogleich das stille Haus geleert.
Unsichtbar wird Einer nur im Himmel,
Und ein Heiland wird am Kreuz verehrt;
Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört."

Und er fragt und wäget alle Worte,
Deren keines seinem Geist entgeht.
„„Ist es möglich, daß am stillen Orte
Die geliebte Braut hier vor mir steht?
Sei die Meine nur!
Unsrer Väter Schwur
Hat vom Himmel Segen uns erfleht.““

„Mich erhältst Du nicht, Du gute Seele!
Meiner zweiten Schwester gönnt man Dich.
Wenn ich mich in stiller Klause quäle,
Ach! in ihren Armen denk' an mich,
Die an Dich nur denkt,
Die sich liebend kränkt;
In die Erde bald verbirgt sie sich.“

„„Nein, bei dieser Flamme sei's geschworen,
Gütig zeigt sie Hymen uns voraus,
Bist der Freude nicht und mir verloren,
Kommst mit mir in meines Vaters Haus.
Liebchen, bleibe hier!
Feire gleich mit mir
Unerwartet unsern Hochzeitsschmaus.““

Und schon wechseln sie der Treue Zeichen,
Golden reicht sie ihm die Kette dar,
Und er will ihr eine Schale reichen,
Silbern, künstlich, wie nicht eine war.
„Die ist nicht für mich;
Doch ich bitte Dich,
Eine Locke gieb von Deinem Haar.“

Eben schlug die dumpfe Geisterstunde,
Und nun schien es ihr erst wohl zu sein.
Gierig schlürfte sie mit blassem Munde
Nun den dunkel blutgefärbten Wein.
Doch vom Waizenbrod,
Das er freundlich bot,
Nahm sie nicht den kleinsten Bissen ein.

Und dem Jüngling reichte sie die Schale,
Der wie sie nun hastig lüstern trank.
Liebe fordert er beim stillen Mahle;
Ach, sein armes Herz war liebekrank.
Doch sie widersteht,
Wie er immer fleht,
Bis er weinend auf das Bette sank.

Und sie kommt und wirft sich zu ihm nieder,
„Ach, wie ungern seh ich dich gequält!
Aber, ach! berührst du meine Glieder,
Fühlst Du schaudernd, was ich dir verhehlt.
Wie der Schnee so weiß,
Aber kalt, wie Eis,
Ist das Liebchen, das Du Dir erwählt.“

Heftig faßt er sie mit starken Armen,
Von der Liebe Jugendkraft durchmannt:
„„Hoffe doch bei mir noch zu erwarmen,
Wärst Du selbst mir aus dem Grab gesandt!
Wechselhauch und Kuß!
Liebesüberfluß!
Brennst Du nicht und fühlest mich entbrannt?““

Liebe schließet fester sie zusammen,
Thränen mischen sich in ihre Lust!
Gierig saugt sie seines Mundes Flammen,
Eins ist nur im Andern sich bewußt.
Seine Liebeswuth
Wärmt ihr starres Blut,
Doch es schlägt kein Herz in ihrer Brust.

Unterdessen schleichet auf dem Gange,
Häuslich spät die Mutter noch vorbei,
Horchet an der Thür und horchet lange,
Welch ein sonderbarer Ton es sei.
Klag- und Wonnelaut
Bräutigams und Braut
Und des Liebestammelns Raserei.

Unbeweglich bleibt sie an der Thüre,
Weil sie erst sich überzeugen muß,
Und sie hört die höchsten Liebesschwüre,
Lieb- und Schmeichelworte mit Verdruß —
Still! der Hahn erwacht! —
Aber morgen Nacht
Bist Du wieder da? — und Kuß auf Kuß.

Länger hält die Mutter nicht das Zürnen,
Oeffnet das bekannte Schloß geschwind: —
„Giebt es hier im Hause solche Dirnen,
Die dem Fremden gleich zu Willen sind?" —
So zur Thür hinein
Bei der Lampe Schein
Sieht sie — Gott! ihr eigen Kind.

Und der Jüngling will im ersten Schrecken
Mit des Mädchens eig'nem Schleierflor,
Mit dem Teppich die Geliebte decken;
Doch sie wendet gleich sich selbst hervor.
Wie mit Geists Gewalt
Hebet die Gestalt
Lang und langsam sich im Bett empor.

„Mutter! Mutter!" spricht sie hohle Worte:
„So mißgönnt ihr mir die schöne Nacht!
Ihr vertreibt mich von dem warmen Orte,
Bin ich zur Verzweiflung nur erwacht?
Ist's Euch nicht genug,
Daß in's Leichentuch,
Daß Ihr früh' mich in das Grab gebracht?

Aber aus der schwerbedeckten Enge
Treibet mich ein eigenes Gericht.
Eurer Priester summende Gesänge
Und ihr Segen haben kein Gewicht;
Salz und Wasser kühlt
Nicht, wo Jugend fühlt,
Ach! Die Erde kühlt die Liebe nicht.

Dieser Jüngling war mir erst versprochen,
Als noch Venus heitrer Tempel stand.
Mutter, habt ihr doch das Wort gebrochen,
Weil ein fremd, ein falsch Gelübd euch band!
Doch kein Gott erhört,
Wenn die Mutter schwört,
Zu versagen ihrer Tochter Hand.

Aus dem Grabe werd ich ausgetrieben
Noch zu suchen das vermißte Gut,
Noch den schon verlornen Mann zu lieben
Und zu saugen seines Herzens Blut.
Ists' um den geschehn,
Muß nach Andern gehn
Und das junge Volk erliegt der Wuth.

Schöner Jüngling! kannst nicht länger leben,
Du versiechest nun an diesem Ort.
Meine Kette hab ich Dir gegeben,
Deine Locke nehm ich mit mir fort.
Sieh sie an genau!
Morgen bist Du grau,
Und nur braun erscheintst Du wieder dort.

Höre, Mutter, nun die letzte Bitte:
Einen Scheiterhaufen schichte Du;
Oeffne meine bange kleine Hütte,
Bring in Flammen Liebende zur Ruh!
Wenn der Funke sprüht,
Wenn die Asche glüht,
Eilen wir den alten Göttern zu!"

Der Zauberlehrling.

Hat der alte Hexenmeister
Sich doch einmal wegbegeben!
Und nun sollen seine Geister
Auch nach meinem Willen leben.
Seine Wort' und Werke
Merkt' ich und den Brauch,
Und mit Geistesstärke
Thu ich Wunder auch.
Walle, walle
Manche Strecke,
Daß zum Zwecke
Wasser fließe,'
Und mit reichem vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.

Und nun komm, Du alter Besen!
Nimm die schlechten Lumpenhüllen;
Bist schon lange Knecht gewesen;
Nun erfülle meinen Willen!
Auf zwei Beinen stehe,
Oben sei ein Kopf,
Eile nun und gehe
Mit dem Wassertopf!
Walle, walle
Manche Strecke,
Daß zum Zwecke
Wasser fließe,
Und mit reichem vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.

Seht, er läuft zum Ufer nieder,
Wahrlich! ist schon an dem Flusse,
Und mit Blitzesschnelle wieder
Ist er hier mit raschem Gusse.
Schon zum zweiten Male!
Wie das Becken schwillt!
Wie sich jede Schale
Voll mit Wasser füllt!
Stehe! stehe!
Denn wir haben
Deiner Gaben
Vollgemessen! —
Ach ich merk es! Wehe! Wehe!
Hab ich doch das Wort vergessen!

Ach das Wort, worauf am Ende
Er das wird, was er gewesen.
Ach, er läuft und bringt behende!
Wärst Du doch der alte Besen!
Immer neue Güsse
Bringt er schnell herein,
Ach! und hundert Flüsse
Stürzen auf mich ein.
Nein, nicht länger
Kann ichs lassen!
Will ihn fassen.
Das ist Tücke!
Ach! nun wird mir immer bänger!
Welche Miene! Welche Blicke!

O Du Ausgeburt der Hölle!
Soll das ganze Haus ersaufen?
Seh' ich über jede Schwelle
Doch schon Wasserströme laufen.
Ein verruchter Besen,
Der nicht hören will!
Stock, der Du gewesen,
Steh' doch wieder still!
Willst am Ende
Gar nicht lassen?
Will Dich fassen,
Will Dich halten,
Und das alte Holz behende
Mit dem scharfen Beile spalten.

Seht, da kommt er schleppend wieder!
Wie ich mich nur auf Dich werfe,
Gleich, o Kobold, liegst Du nieder;
Krachend trifft die glatte Schärfe.
Wahrlich! brav getroffen!
Seht, er ist entzwei!
Und nun kann ich hoffen,
Und ich athme frei!
Wehe, wehe!
Beide Theile
Steh'n in Eile
Schon als Knechte
Völlig fertig in die Höhe!
Helft mir, ach! Ihr hohen Mächte!

Und sie laufen! Naß und näßer
Wird's im Saal und auf den Stufen,
Welch' entsetzliches Gewässer!
Herr und Meister! Hör mich rufen! —
Ach, da kommt der Meister!
Herr, die Noth ist groß!
Die ich rief, die Geister,
Werd ich nun nicht los.
„In die Ecke,
Besen! Besen!
Seids gewesen,
Denn als Geister
Ruft euch nur zu seinem Zwecke
Erst hervor der alte Meister."

Im Juni 1797 fand sich Goethe wieder in der Stimmung den Faust fortzusetzen: „Unser Balladenstudium hat mich wieder auf diesen Dunst- und Nebelweg gebracht." In günstigen Momenten fertigte er die „Zueignung" („Ihr naht Euch wieder, schwankende Gestalten"), den „Prolog im Himmel" und das für die Brockenszene bestimmte Intermezzo „Oberons und Titanias goldene Hochzeit." Zur Charakterisirung des damaligen religiösen Standpunkts des Dichters lassen wir hier aus dem Prolog die ironischen Schlußworte des Schalks folgen:

Von Zeit zu Zeit seh' ich den Alten gern,
Und hüte mich, mit ihm zu brechen;
Es ist gar hübsch von einem großen Herrn,
So menschlich mit dem Teufel selbst zu sprechen.

Da jedoch, namentlich in Folge der Briefe Meyer's, die Sehnsucht nach Italien immer lebendiger in ihm ward, so ließ er sich sogleich wieder auf das Kunstgebiet locken („die nordischen Phantome wurden durch die südlichen Reminiszenzen verdrängt"), als ihn zu Ende des Monats sein Freund, der gelehrte Kunstkenner Hirt, besuchte. Durch dessen Aufsatz über Laokoon veranlaßt, stellte er seine Ansichten über den gleichen Gegenstand in einer eigenen Abhandlung zusammen, versuchte eine Schilderung der Peterskirche in Rom, und arbeitete auch an der Uebersetzung der Selbstbiographie des Benvenuto Cellini, eines florentinischen Künstlers, die er schon längere Zeit unter der Feder hatte, wieder fort. Der Waffenstillstand von Leoben im Frühjahr 1797 hatte ihn in der Hoffnung bestärkt, das Land seiner Sehnsucht wieder zu sehen, und er sagte: „Seitdem bin ich mit aller Welt Freund." Meyer war seiner leidenden Gesundheit wegen nach Zürich zurückgekehrt, und Goethe schickte sich im Sommer an, dort mit ihm zusammenzutreffen: „Sind wir nur erst ein Mal wieder zusam-

men, so wollen wir fest aneinander halten, und unsere Wege weiter zusammen fortführen." Vor der Abreise verbrannte er „aus entschiedener Abneigung gegen Publikation des stillen Ganges freundschaftlicher Mittheilung" einen Theil der seit 1772 an ihn gelangten Briefe.

Fünfundsiebenzigstes Kapitel.

Am 30. Juli 1797 reiste Goethe in Gesellschaft Christianens und seines nun bald achtjährigen Sohnes August nach Frankfurt, und zwar, indem er vier Tage unterwegs war. Er wollte — dies charakterisirt die ganze Reise — absichtlich noch eine große Masse von Stoff sammeln, und traf allerlei künstliche Anstalten, sich des Besitzes dieses Stoffs zu versichern; er wollte nicht eher wieder kommen, als bis er „wenigstens eine Sattheit der Empirie empfinde, da wir an eine Totalität nicht denken dürfen." Er schreibt: „Man mag sich stellen, wie man will, so sieht man auf der Reise die Sache nur von Einer Seite, und übereilt sich im Urtheil; dagegen sieht man auch die Sache von dieser Seite lebhaft, und das Ur-

theil ist im gewissen Sinne richtig. Ich habe mir daher Akten gemacht, worin ich alle Arten von öffentlichen Papieren, die mir jetzt begegnen, Zeitungen, Wochenblätter, Predigtauszüge, Verordnungen, Komödienzettel, Preiskourante einheften lasse, und sodann auch sowohl das, was ich sehe und bemerke, als auch mein augenblickliches Urtheil einschalte. Ich spreche nachher von diesen Dingen in Gesellschaft, und bringe meine Meinung vor, da ich denn bald sehe, inwiefern ich gut unterrichtet bin, und inwiefern mein Urtheil mit dem Urtheil wohlunterrichteter Menschen eintrifft. Sodann nehme ich die neue Erfahrung und Belehrung auch wieder zu den Akten, und so gibt es Materialien, die mir künftig als Geschichte des Aeußern und Innern interessant genug bleiben müssen. Wenn ich bei meinen Vorkenntnissen und bei meiner Geistesgeübtheit Lust behalte, dieses Handwerk eine Weile fortzusetzen, so kann ich eine große Masse zusammenbringen." Von Frankfurt schickte er seine Familie zurück, und reiste am 25. August über Stuttgart, wo er unter Andern Danneckers Werkstätte besuchte, und wo das lyrisch-dramatische Gedicht „Der Junggesell und der Mühlbach", das später mit „Der Müllerin Verrath" und „Der Müllerin Reue" einen Zyklus bildete, zu Stande kam, Tübingen, wo er die Naturalienkabinette besuchte, und Schaffhausen, wo er den Rheinfall na-

mentlich in Bezug auf die denselben begleitenden Farbenerscheinungen mit der Genauigkeit des Naturforschers studirte, nach Zürich, wo er am 20. September eintraf, nachdem unterwegs die Elegie „Amyntas" entstanden war, und sich, ohne Lavater zu sehen, mit Meyer nach dessen Wohnort Stäffa am See begab. Die fortdauernden Unruhen in Italien (wo unter dem Schutz französischer Waffen vor Kurzem die zisalpinische Republik entstanden war) verleiteten ihm das Projekt einer Reise dahin, und er beschloß, mit Meyer nun eine Gotthardreise zu machen. Diese Tour rief ihm das Bild Lili's lebhaft vor die Seele; und als er unterwegs in Altorf des Morgens einen nahen Berg mit über Nacht gefallenem Schnee bedeckt sah, dichtete er die Distichen:

War doch gestern Dein Haupt noch so braun wie die Locke der Lieben,
Deren holdes Gebild still aus der Ferne mir winkt.
Silbergrau bezeichnet Dir früh der Schnee nun die Gipfel,
Der sich in stürmender Nacht Dir um den Scheitel ergoß.
Jugend ach! ist dem Alter so nah durch's Leben verbunden,
Wie ein beweglicher Traum gestern und heute verband.

Am 3. Oktober stand er zum dritten und letzten Mal auf dem Gipfel des Gotthard, auf dem er sich

mit Mineralien belud, und am 8. war er wieder in Stäffa, von wo er am 26. die Heimreise antrat. Da er während der Reise die Idee zu einem Epos „Wilhelm Tell" gefaßt hatte, so hatte er in den Urkantonen das Lokal und die Sitten des Volks sorgfältig studirt, und las nun bei Meyer Tschudi's Schweizerchronik. Da Goethe den Plan des Epos wieder aufgab, so kamen diese Studien dem Schiller'schen Drama „Wilhelm Tell" zu Gut; für die Goethe'sche Poesie resultirte aus denselben nur das „Blümlein Wunderhold, Lied des gefangenen Grafen". Um dieselbe Zeit kam auch die Elegie „Euphrosine" zu Stande, eine Todtenklage für die in der Heimath gestorbene Schauspielerin Christine Neumann; auch trug er sich mit der Idee einer sentimentalen Reisebeschreibung, die jedoch ebenfalls wieder aufgegeben wurde. In der Freude über seine Produktivität hatte unser Dichter schon am 25. September an Schiller geschrieben: „Herrliche Stoffe zu Idyllen und Elegieen, und wie die verwandten Dichtarten alle heißen mögen, habe ich schon wieder aufgefunden, auch Einiges schon wirklich gemacht; sowie ich überhaupt noch niemals die fremden Gegenstände mit solcher Bequemlichkeit aufgefaßt, und zugleich wieder Etwas producirt habe." Außer den poetischen Beschäftigungen trieb er aber während seines Zusammenseins mit

Meyer hauptsächlich Kunststudien, aus denen die Idee zu mehreren Abhandlungen entsprang, die aber größtentheils nicht zu Stande kamen. Die Heimreise geschah in Begleitung des Freundes, und führte über Stuttgart und Nürnberg, wo die Reisenden einige Tage mit Knebel zubrachten. In der zweiten Hälfte des November traf Goethe, beladen mit Papieren, Steinen und Kunstsachen, wieder in Weimar ein. Wir begegnen aber sehr bald der Klage, daß er das Reisematerial zu Nichts brauchen könne, und außer aller Stimmung sei, Etwas zu thun, so daß ihm kaum ein erträglicher Brief gelingen wolle. Die Reise hatte, wie Schiller richtig geahnt, das Gegentheil von dem zur Folge, was sie bezwecken sollte; statt der Anspannung stellte sich Abspannung ein.

Wie die Schweizerreise des Jahres 1779 eine Entwickelungsperiode in Goethe's Leben schloß, so die des Jahres 1797. In Hermann und Dorothea lag die poetische Fülle seiner Jugendwelt zuletzt vor uns ausgebreitet; der durch die Verbindung mit Schiller hervorgerufene Dichterfrühling schwand, der poetische Genius senkte die Flügel, wenn schon der Geist seine Schärfe noch eine lange Reihe von Jahren hindurch nicht verlor. Durch den Umgang mit Schiller war er auf die Bahn der Reflexion gebracht worden, und diese, verbunden mit der Besonnenheit und Selbst-

beschränkung, die das Prinzip seines Lebens und Charakters bildete, das nun mit voller Gewalt hervortrat, führte ihn zu einer unproduktiven Ruhe, wenn auch noch mancherlei Pläne ihn bewegten. Um jene Selbstbeschränkung, deren Entstehung wir nachgewiesen haben, zu charakterisiren, flechten wir hier ein, was Echtermeyer über sie sagt: „Der Abschluß (der poetischen Bildung Goethe's) ist der, daß er sich mit dem Weltlauf abfindet, daß die Schranken der Wirklichkeit als gegebene, nicht als vernünftige, sondern als äußere Nothwendigkeit anerkannt werden, das Widerstreben des Gemüthes gegen sie aufgegeben, der innere Freiheitsdrang der äußeren Nothwendigkeit gegenüber beschwichtigt wird. Der Weltlauf aber und der Komplex des geselligen Lebens ist nicht die realisirte Freiheit einer vernünftigen Totalität des geschichtlichen Geistes. Deßhalb ist die Ausgleichung mit dem Weltlauf keine wahre Versöhnung; man kann, um mit ihm auszukommen, nur resigniren, entsagen, sich akkomodiren. Das ist die Weisheit des Lebens und Lebenlassens. Es ist dies, daß ich mich in die Umstände füge, mich den Umständen unterwerfe, und dadurch die Umstände mir, ohne in diesem Verhältniß doch wahrhaft bei mir, und in wahrhaft verwirklichter Freiheit zu sein. Für dies Verhältniß gilt die Maxime:

Wer sich nicht nach der Decke streckt,
Dem bleiben die Füße unbedeckt.

Als wenn die immer bedeckten Füße des Menschen, und nicht vielmehr nur des Philisters letzte Rücksicht wären! Allerdings ist nun Alles in der Ordnung. Die Leidenschaft, der Freiheitsdrang kommt aus seiner Feindschaft mit dem Gesetz zu einer Ausgleichung, und der in sich gemäßigte Mensch zu einer behaglichen Existenz. Aber dies ist nur der zivile Kreis und das bürgerliche Leben; die Gegensätze in den höhern Sphären der Freiheit, der Kampf des weltgeschichtlichen Geistes wird dabei nicht geschlichtet, nur abgehalten, nicht versöhnt, nur ignorirt. Das Ergebniß der Goethischen Entwickelung ist also dies, daß er überall dem bewegten Herzen Resignation und Entsagung predigt. Daher auch die Schlüsse aller seiner größeren Kompositionen, selbst wenn sie die Befriedigung und Versöhnung zu ihrem Inhalt haben, entsagend oder lyrisch ausfallen. Das Lyrische ist fähig, die in sich befriedigte und harmonische Subjektivität darzustellen, die begeisterte Lyrik seine vollendete Gattung. Das Drama dagegen, welches auf die Probleme des Lebens und des Geistes angewiesen ist, bringt es von diesem Standpunkte aus nie zu einem befriedigenden und versöhnenden Schluß. Der natürlichen Tochter gar nicht

zu gedenken, ist Tasso z. B. sogleich auf das Entsagen angelegt; Tasso erkennt den Sturm des Innern als seine Krankheit, und Antonio, diese Personifikation des berechneten Maaßhaltens, als den Felsen, an dem er scheiternd sich anklammert, als seine Macht und Wahrheit an. Egmont läßt die Welt nicht an sich kommen; er ist nur ein Traumwandler in seiner Gemüthswelt, der sich fürchtet bei'm Namen gerufen zu werden, um aus ihr nicht zu erwachen. Nur im Traume erreicht er auch die Freiheit; und die wirkliche Versöhnung, die durch Oranien in die Darstellung hätte kommen sollen, bleibt eine jenseitige, ebenso wie das Problem des Faust im ersten Theile ungelöst, und seine Sehnsucht ungestillt, im zweiten Theil in der Industrie stecken bleibt, und die unbefriedigten Kunstbestrebungen Wilhelm Meisters in die prosaischen Interessen des bürgerlichen Lebens auslaufen, so daß die Resignation, die in dieser Wegwendung vor der idealen Welt liegt, im Faust auf eine jenseitige Versöhnung, in den Wanderjahren wenigstens auf ein Jenseits im Diesseits, nach der neuen Welt, nach Amerika hinüberweist. In den Wahlverwandtschaften spielt die Entsagung eine große Rolle, selbst die Iphigenie, die noch zu den objektivsten Produktionen gehört, endigt mit dem Lebewohl der Resignation, und die Wanderjahre führen sogar

den Titel: „Die Entsagenden.“ Allerdings ist erst die Leidenschaft mit dem ewigen Inhalt des historischen Geistes über das Gesetz erhoben, und zur wahren Freiheit siegreich hindurchzudringen fähig. Sofern also Goethe in der zivilen Sphäre verharrt, ist ihm jene höhere Versöhnung versagt. Die Besonnenheit und Gesetzlichkeit mit der Maxime der Resignation, die seiner abgeschlossenen Bildung angehört, nannten wir unpoetisch. Das poetische Ferment in Goethe's Dichtungen stammt daher fast überall aus frühester Zeit, und die Konzeption der bedeutendsten gehört fast ausschließlich seiner Jugend an, der Zeit, da es in ihm gährte, da der Prozeß aus der Leidenschaft und der Ueberschwänglichkeit ihn bewegte. Er betrachtet es zuletzt als eine „Aufgabe“, eine Schuldigkeit gegen das Publikum, das Begonnene zu vollenden, ist aber gar nicht mehr mit Liebe in dem alten Stoffe und seiner Bewegung, nimmt ihn daher nur zum Rahmen, die Reflexionswelt seiner späteren Zeit und deren wissenschaftliche Tendenzen in ihm niederzulegen. Der junge Goethe ist dem alten gänzlich fremd geworden; er nennt ihn oft seinen jungen Freund, und spricht ganz objektiv von ihm.“

In der egoistischen Zurückziehung auf sich selbst liegt kein Interesse mehr, und wir könnten daher im Grunde die Biographie des Dichters hier schließen,

wenn derselbe in die Periode seines Alters nicht eben noch mehrere „Aufgaben" mit hinüber genommen hätte. Wir wollen jedoch die zweite Dichterperiode Goethe's noch bis zum Tode Schillers fortführen, weil bis dahin noch ihre Nachklänge reichen.

Sechsundsiebenzigstes Kapitel.

Im Winter von 1797 auf 1798 warf sich Goethe bei entschiedenem Mangel an poetischer Produktionslust in eine zerstreuende Vielgeschäftigkeit; die Fortsetzung des Faust kreuzte sich mit verschiedenen Plänen zu neuen Gedichten und mit Kunstbetrachtungen, aus welchen eine mit Meyer herausgegebene archäologische Zeitschrift („Propyläen") hervorging, die jedoch aus Abonnentenmangel schon im Jahr 1800 aufgegeben werden mußte. Goethe bezeichnet sie als eine Wohlthat für seinen Geist, da sie ihn zum Aussprechen der Ideen und Erfahrungen nöthige, die er schon so lange Jahre mit sich herumschleppe. Mit 1798 hörten auch die Horen Schillers auf. Neben den Kunstbetrachtungen liefen naturwissenschaftliche Spekulatio-

nen nach den verschiedensten Richtungen; auch fühlte sich Goethe von Schellings naturphilosophischen Schriften angezogen, und äußerte: „Die Philosophie wird mir immer werther."

Der Ankauf des Freiguts zu Oberroßla brachte ihm mit dem Frühjahr Wirthschaftssorgen neuer Art, und der Schloßbau zu Weimar nahm seine Thätigkeit ebenfalls in Anspruch; doch gab ihm Ifflands Ankunft zu Gastrollen am 24. April neue poetische Anregung, die jedoch außer den lyrisch-didaktischen Gedichten „Bakis Weissagungen" und „Deutscher Parnaß" nur zu Projekten führte, die ihm Schiller vergebens auszureden suchte. Im Sommer kam zu den übrigen Zerstreuungen auch noch die Erweiterung des Theaters. Am 12. Oktober wurde das neue Haus mit Wallensteins Lager von Schiller eröffnet, dem am 30. Januar 1799 die Aufführung der Piccolomini und am 20. April die von Wallensteins Tod folgten. Die Trilogie des Wallenstein ist dasjenige der Schiller'schen Werke, bei welchem der Einfluß Goethe's auf den Dichter am Sichtbarsten ist, obwohl Goethe nicht, wie man hie und da geglaubt hat, großen Antheil an der Bearbeitung desselben hatte. Er ging dem Freunde nur mit Rath an die Hand, übersandte ihm zur Kapuzinerpredigt einen Band der Predigten des P. Abraham a Sancta Clara,

und belehrte ihn hinsichtlich eines der schwierigsten Punkte des Dramas, des astrologischen Motivs, in einem inhaltsschweren Briefe, auf den Schiller erwiderte: „Es ist eine rechte Gottesgabe um einen weisen und sorgfältigen Freund, das habe ich bei dieser Gelegenheit auf's Neue erfahren."

Der Vorbereitung der Darstellungen des Schiller'schen Dramas nahm sich Goethe mit dem größten Eifer an, und von ihnen datirt, man kann wohl sagen eine neue Epoche der deutschen Bühne. Ueberhaupt war die Bühne derjenige Gegenstand, der Goethe's Interesse am Nachhaltigsten fesselte, und für den er in den Zeiten seiner poetischen Unfruchtbarkeit auch das Meiste leistete. Er ließ sich die dramaturgische Ausbildung des Theaterpersonals in einem Grade angelegen sein, daß die Weimarer Bühne zu einer Schule für ganz Deutschland wurde. In diesen Bestrebungen unterstützte ihn Schiller, als dieser im Dezember 1799 nach Weimar herüber zog, und dadurch einen neuen Impuls in des Freundes Leben brachte. Um auf dem durch Wallenstein angebahnten Wege fortzuschreiten, übersetzte Goethe noch 1799 den Mahomet des Voltaire, sowie „in Ermangelung des Gefühls eigener Produktion" im folgenden Sommer den Tankred desselben Dichters; doch brachte er auch für den Geburtstag der alten Herzogin (24. Oktober) ein eigenes kleines

Festspiel „Paläophron und Neoterpe" zu Stande. Schiller schritt unterdessen im Selbstgefühl der regsten Schöpferkraft von einem dramatischen Werke zum andern; Goethe arbeitete zwischenhinein an der Fortsetzung des Faust. Das Frühjahr 1801 brachte er auf seinem indessen schon 1803 wieder verkauften Gute zu Oberroßla zu, und hier entstand nebst andern auch das kleine Gedicht „Wanderer und Pachterin." Nach der Konfirmation seines Sohns machte er mit demselben eine Badreise nach Pyrmont, um die Folgen eines Fieberanfalls vom vorigen Sommer vollends zu beseitigen, und wurde unterwegs (am 7. Juni) mit einem Lebehoch der Studenten in Göttingen empfangen. In Pyrmont beschäftigte er sich mit jener von der letzten Schweizerreise her bekannten Umständlichkeit mit Chroniken, Häusern, Steinen, Küchenzetteln, Badelisten rc. Da ihn das Bad jedoch mehr aufregte, so begab er sich am 17. Juli für einige Wochen nach Göttingen, wo er sich ausschließlich mit naturhistorischen Exzerpten aus der dortigen Bibliothek beschäftigte. Am 30. August traf er wieder in Weimar ein, um sich mit der alten Liebe wieder der Bühne zu widmen. Ueber diese Wirksamkeit sagt einer seiner Bewunderer: „Da ward keine Art persönlicher Hingebung gespart, mit unermüdlicher Geduld Lese- und Darstellungsproben abgewartet und wiederholt, jeder Charakter genau begränzt,

entwickelt, lebendig hingestellt, die Harmonie des Ganzen immer schärfer in's Auge gefaßt, erspäht und gerundet. Nirgends vermochte Goethe den Zauber seiner imposanten Persönlichkeit freier zu üben und geltend zu machen als unter seinen dramatischen Jüngern: streng und ernst in seinen Forderungen, unabwendlich in seinen Beschlüssen, rasch und freudig jedes Gelingen anerkennend, das Kleinste wie das Größte beachtend und eines Jeden verborgenste Kraft hervorrufend, wirkte er im gemessenen Kreise, ja meist bei geringen Mitteln oft das Unglaubliche." Im November 1801 wurde Lessings Nathan in Scene gesetzt, im folgenden Jahre Schillers Turandot, Schlegels Ion und Alarkos, Goethe's Iphigenie; es war Absicht, durch Heranziehen klassischer Leistungen „eine gewisse Anzahl vorhandener Stücke auf dem Theater zu fixiren, und dadurch endlich ein Mal ein Repertorium aufzustellen, das man der Nachwelt überliefern könne." Da hierdurch die Stücke des in Weimar wohnenden elenden Kotzebue verdrängt wurden, so sparte dieser keine Intrigue, um die Gesellschaftskreise gegen Goethe aufzuhetzen und dessen Bund mit Schiller zu sprengen, machte jedoch glänzend Fiasko. Im Jahr 1802 wurde auf Goethe's Betreiben in dem stiftmerseburgischen Badort Lauchstädt eine neue Bühne errichtet und am 26. Juni mit einem

eigens dazu gefertigten Vorspiel Goethe's „Was wir bringen" und mit Tasso eingeweiht. Um jene Zeit bedauerten seine Freunde allgemein seine poetische Unfruchtbarkeit; er war jedoch im Stillen mit einer dramatischen Trilogie beschäftigt, der „natürlichen Tochter", zu welcher ihn die Memoiren der Prinzessin von Bourbon-Conti geführt, und welche die die französische Revolution bewegenden Ideen darstellen sollte. Aber, wie Vilmar sagt, das Stück, von dem überdies nur der erste Theil und zwar in dem langen Zeitraum von 1801 bis 1803 vollendet wurde, mißlang, „weil Goethe sich persönlich unangenehm von der französischen Revolution berührt fühlte, und doch diese widerwärtige Empfindung nicht wie in seinen übrigen Gedichten von sich ablösen konnte, und dies konnte er darum nicht, weil hierzu Grundlagen in der Gesinnung erfordert werden, die Goethe eben nicht besaß. Daher sind denn die Charaktere verflüchtigt und verblasen, wie auch die fast wunderliche Aufführung der Personen schon ausweist: König, Herzog, Graf ꝛc." Ueber die kalte Aufnahme, welche der erste Theil bei seiner Aufführung zu Lauchstädt am 2. April 1803 fand, tröstete sich Goethe damit, „den unverzeihlichen Fehler begangen zu haben, mit dem ersten Theil hervorzutreten, ehe das Ganze vollendet war." Im nächsten Jahr (1804) übersetzte er Rameaus Neffen von

Diderot, hatte jedoch bei vielen andrängenden Geschäften nicht viel Zeit und wenig Stimmung für poetische Arbeiten; er begleitete nur Schillers Wilhelm Tell mit seinem Rathe, richtete Shakespeare's Julius Cäsar für die Bühne ein, und umarbeitete seinen Götz, „um ihn zu einem Bissen zusammenzukneten, den das deutsche Publikum allenfalls auf ein Mal hinunterschlucke," womit er dem Stück jedoch einen schlechten Dienst erwies. Der Mangel produktiver Lust ging so weit, daß er nicht ein Mal zu den Festivitäten aus Anlaß der Vermählung des Erbprinzen mit einer russischen Prinzessin im November 1804 eine poetische Gabe bringen konnte; Schiller mußte mit seiner „Huldigung der Künste", der letzten Dichtung, welche er vollendete, aushelfen.

Neben dem Theater wendete Goethe auch der bildenden Kunst seine volle Theilnahme zu. Einige Aufsätze über dieselbe gab er nach Aufhören der Propyläen in die allgemeine Literaturzeitung; auch bildete er mit Meyer eine Gesellschaft von Kunstfreunden, welche Preisaufgaben stellte, um durch eine sorgfältige Auswahl günstiger Gegenstände die Künstler auf die höheren Anforderungen idealer Kunst hinzuweisen, und jährliche öffentliche Ausstellungen veranstaltete. Die letzte dieser Kunstausstellungen fand im Jahr 1805 statt. Goethe lieferte in eigenen Abhandlungen eine

ausführliche Kritik der einzelnen Gemälde und Zeichnungen, die ihn wiederum zu verschiedenen Studien über die Kunst der Griechen führten. Die moderne Kunst war so ziemlich ausgeschlossen. Von dem im Jahr 1805 erschienenen Werke „Winckelmann und sein Jahrhundert" ist die erste Abtheilung von Goethe.

Auch die anderen Liebhabereien Goethe's ruhten nicht. Der Tod des Hofraths Büttner, der schon bei Lebzeiten seine beträchtliche Bibliothek der Regierung verkauft hatte, führte ihn im Januar 1802 nach Jena, um die Bücher und physikalischen Instrumente zu expediren, und er wendete den längern Aufenthalt daselbst an, um mit Niethammer und Schelling Philosophie, mit Ritter Physik, mit Loder vergleichende Anatomie und mit Himly Optik zu treiben. Ebenso kam er noch im gleichen Jahre durch den Aufenthalt in Lauchstädt mit den Professoren in Halle in Berührung, namentlich mit dem großen Philologen Wolf, „mit welchem einen Tag zuzubringen ein ganzes Jahr gründlicher Belehrung einträgt;" mit ihm trieb er Philologie. Mit Voß, der sich eine Zeitlang in Jena aufhielt, ging er die Gesetze der Metrik durch. Als seit dem Jahr 1803 die Universität Jena viele ausgezeichnete Lehrer theils durch den Tod, theils durch Abgang an andere Orte, und in Folge davon bedeutend an Frequenz verlor, war es seine Hauptsorge, mit den geringen Mit-

teln, die in dem kleinen Lande zu Gebot standen, den alten Flor wenigstens annähernd wieder herzustellen. Er trat selbst an des gestorbenen Batsch Stelle das Präsidium der naturhistorischen Gesellschaft an, verhinderte die Uebersiedelung der allgemeinen Literaturzeitung nach Halle, und ließ 1804 durch den von Heidelberg berufenen Professor Ackermann das anatomische Museum errichten.

Nachdem wir in dem Bisherigen einen Blick auf die verschiedenartige Beschäftigung unseres Dichters in den Jahren 1798 bis 1805 geworfen, erübrigt noch, einige Einzelheiten nachzutragen. Die Krankheit, von welcher derselbe im Jahr 1800 befallen wurde, hatte wieder eine Annäherung an die Frau von Stein, aber bei dem nunmehrigen Alter der Beiden (er zählte 51, sie 58 Jahre) natürlich nicht mehr das früher zärtliche Verhältniß herbeigeführt. Am 12. Januar 1801 schrieb Frau von Stein an ihren Sohn: „Ich wußte nicht, daß unser ehemaliger Freund Goethe mir noch so theuer wäre, daß eine schwere Krankheit, an der er seit neun Tagen liegt, mich so innig ergreifen würde. Die Schillern und ich haben schon viele Thränen die Tage her über ihn vergossen." Auch scheint das Verhältniß Goethe's zu seiner „kleinen Freundin" (Christiane) zeitweise, wie das übrigens auch in den „legitimen" Ehen zu gehen pflegt, getrübt

gewesen zu sein; wenigstens heißt es in einem gleichzeitigen Briefe der Stein, wobei wir jedoch nicht vergessen dürfen, wie erbittert diese gegen die Geliebte ihres ehemaligen Geliebten war: „Goethe ist sehr traurig, und soll drei Stunden geweint haben; besonders weint er, wenn er den August sieht. Der arme Junge dauert mich, er war entsetzlich betrübt; aber er ist schon gewohnt, sein Leiden zu vertrinken in einem Klub von der Klasse seiner Mutter.“ Auch Schiller spricht in seinen Briefen ein Mal von Goethe's „elenden“ häuslichen Verhältnissen; außerdem geht uns aber jede nähere Nachricht ab. Faktisch ist übrigens, daß der junge Goethe sich Ausschweifungen hingab, die im Jahre 1830 seinen Tod herbeiführten. Auch das gesellige Leben Goethe's erlitt eine Störung, indem die schon erwähnten Intriguen Kotzebue's doch den Erfolg hatte, daß sich im Jahre 1802 seine Freitagsgesellschaft, zu welcher Jener keinen Zutritt fand, auflöste. Diesem Verein verdanken wir Schiller's „Vier Weltalter“ und „An die Freunde“; zur Abreise des Erbprinzen von Weimar dichtete er das Lied „So bringet denn die letzte volle Schale“, und Goethe das als Probe hier folgende Tischlied:

Tischlied.

Mich ergreift, ich weiß nicht wie,
Himmlisches Behagen.
Will mich's etwa gar hinauf
Zu den Sternen tragen?
Doch ich bleibe lieber hier,
Kann ich redlich sagen,
Bei'm Gesang und Glase Wein
Auf den Tisch zu schlagen.

Wundert euch, ihr Freunde nicht,
Wie ich mich geberde!
Wirklich ist es allerliebst
Auf der lieben Erde;
Darum schwör ich feierlich
Und ohn alle Fährde,
Daß ich mich nicht freventlich
Wegbegeben werde.

Da wir aber allzumal
So beisammen weilen,
Dächt' ich, klänge der Pokal
Zu des Dichters Zeilen.
Gute Freunde ziehen fort,
Wohl einhundert Meilen,
Darum soll man hier am Ort
Anzustoßen eilen.

Lebe hoch, wer Leben schafft!
Das ist meine Lehre.
Unser König denn voran,
Ihm gebührt die Ehre.
Gegen inn- und äußern Feind
Setzt er sich zur Wehre.
Ans Erhalten denkt er zwar,
Mehr noch, wie er mehre.

Nun begrüß ich sie sogleich,
Sie, die einzig Eine.
Jeder denke ritterlich
Sich dabei die Seine.
Merket auch ein schönes Kind
Wen ich eben meine,
Nun so nicke sie mir zu:
Leb auch so der Meine!

Freunden gilt das dritte Glas,
Zweien oder dreien,
Die mit uns am guten Tag
Sich im Stillen freuen,
Und der Nebel trübe Nacht
Leis und leicht zerstreuen;
Diesen sei ein Hoch gebracht,
Alten oder Neuen.

Breiter wallet nun der Strom
Mit vermehrten Wellen.
Leben jetzt im hohen Ton
Redliche Gesellen!

Die sich mit gedrängter Kraft
Brav zusammen stellen
In des Glückes Sonnenschein
Und in schlimmen Fällen.

Wie wir nun zusammen sind,
Sind zusammen Viele.
Wohl gelingen denn, wie uns,
Andern ihre Spiele!
Von der Quelle bis ans Meer
Mahlet manche Mühle,
Und das Wohl der ganzen Welt
Ists, worauf ich ziele.

Die Spannung zwischen Herder und Goethe hatte sich nach der Konfirmation des Sohnes des Letzteren, welche der Erstere vornahm, zwar gemindert, trat aber gleich nach Aufführung der natürlichen Tochter wieder ein, und wuchs so sehr, daß Goethe während der letzten Krankheit Herders (dieser starb am 18. Dezember 1803) nicht vorgelassen wurde. Dagegen hatte er an Dr. Riemer, der nach Meyers Verheirathung im Jahre 1802 als Erzieher seines Sohnes in sein Haus trat, und an dem jüngeren Heinrich Voß, der 1804 Gymnasiallehrer zu Weimar wurde, treue, junge Freunde gewonnen, die ihn mit kindlicher Hingebung liebten. In seinen Briefen schreibt der Letztere über ihn: „Goethe hat die Kunst inne, An-

dere, ohne daß sie es merken, zum Guten und Schönen zu lenken. Den Mann liebe ich ohne Gränzen; ich sehe ihn als meinen theuern Vater an, und er mich als meinen Sohn, und in diesem Verhältnisse ist er einer meiner ersten Freunde, auf den ich wie auf eine feste Burg baue. Was mir der Mann geworden ist, und wie gut er neben seiner geistigen Größe ist, daß wünschte ich Dir ein Mal mündlich erzählen zu können; dafür kann auch ein Sohn seine Eltern nicht inniger lieben, als ich diesen Vater aller guten Kinder liebe." In engere Beziehung trat Goethe auch mit Wolf dem Philologen und mit dem Musikdirektor Zelter in Berlin, der nun seine Lieder komponirte. Im Dezember 1803 kam die französische Schriftstellerin Staël in Begleitung von Benjamin Constant für einige Monate nach Weimar, belästigte unsern Dichter jedoch mehr, als sie ihn erfreute. — Ueberhaupt begannen schon jetzt aus allen Richtungen der Windrose die literarischen Wallfahrten in Goethe's Haus.

Während des Winters von 1804 auf 1805 bemächtigte sich Goethe's eine sehr trübe Stimmung. Schiller war krank, und konnte nur mit Unterbrechungen an seinem Demetrius arbeiten, und auch Goethe litt an den Anfällen einer Nierenkolik. Als ihm bei'm Neujahrsbriefe an Schiller unwillkürlich die Worte

„zum letzten Neujahrstag" aus der Feder geflossen waren, sagte er zur Stein: es ahne ihm, daß entweder er oder Schiller in diesem Jahre sterben würde. Heinrich Voß beschreibt, wie nach einem längeren Krankheitsanfalle Schillers die beiden Dichter sich wiedersahen: sie fielen sich um den Hals, und sprachen ohne Worte die Freude des Wiedersehens in einem langen Kusse aus. Beide hofften, daß der Frühling ihnen Genesung bringen werde; aber Schiller starb am 9. Mai. Am 30. April hatten sie sich zum letzten Mal gesehen: Schiller ging in's Schauspiel; vor seiner Hausthüre schied Goethe von ihm, um seines übeln Befindens wegen das Haus zu hüten. Während des Freundes Krankheit hatte Voß ihn ein Mal weinend in seinem Garten getroffen, und auf seine Erzählung von Schiller versetzte er: „das Schicksal ist unerbittlich, und der Mensch wenig." — Niemand wagte, ihm die Todesbotschaft zu verkündigen; doch ahnte er sie aus der Zerstörung, die er um sich herum wahrnahm, und sagte: „Ich merke es, Schiller muß sehr krank sein." In der Nacht hörte man ihn weinen. Am Morgen fragte er eine eintretende Freundin: „Nicht wahr, Schiller war gestern sehr krank?" Die Angeredete brach in lautes Schluchzen aus. „Er ist todt?" fragte Goethe fest. „Sie haben es selbst ausgesprochen!" antwortete Jene. „Er

ist todt!" wiederholte Goethe, und bedeckte sich die Augen mit den Händen. Er versenkte sich in trauriger Einsamkeit in seinen Schmerz. „Meine Tagebücher", sagte er, „melden nichts von jener Zeit; die weißen Blätter deuten auf den hohlen Zustand, und was sonst noch an Nachrichten sich findet, zeugt nur, daß ich den laufenden Geschäften ohne weiteren Antheil zur Seite ging, und mich von ihnen leiten ließ, anstatt sie zu leiten." Er beklagte, die Hälfte seines Daseins verloren zu haben.

Gleich nach dem herben Verlust eine Todtenfeier auf der Bühne zu veranstalten schien ihm verletzend; er spricht sich gegen Zelter bitter aus über „die Sucht der Menschen, aus jedem Verlust und Unglück wieder einen Spaß herauszubilden." Im Juni erheiterten ihn einige Besuche, wie der Wolfs und des auf der Reise nach Münster begriffenen Jacobi. Den Sommer brachte er in Lauchstädt zu, wo er sich durch philologische Erörterungen mit Wolf, durch Galls Vorlesungen über Schädellehre und durch eine Harzreise zerstreute. Am 10. August veranstaltete er auf der Lauchstädter Bühne als würdige Todesfeier die Aufführung von Schillers Glocke, zu der er den berühmten „Epilog" gedichtet hatte.

V. Goethe im Alter.

(1806—1832.)

Siebenundsiebenzigstes Kapitel.

Schiller wurde nur der Nachruhm zu Theil: erst über seinem Grabe schwieg die Mißgunst; Goethe dagegen genoß noch lange Jahre selbst den Ruhm, und sonnte sich in dessen Glanze. Fast unbestritten galt er in der Periode, in welche wir eben mit ihm treten, als der größte Dichter der Deutschen, und um ihn schaarten sich die jüngeren Dichter, obwohl er sich nicht herbeiließ, das Haupt einer Schule zu werden.

Nach Schillers Tode schrieb er an Zelter: „Ich sollte eigentlich eine neue Lebensweise anfangen.“ Und den Anfang einer neuen Lebensperiode feierte er gewissermaßen, als er im Jahre 1806 zum ersten Male eine vollständige Sammlung seiner poetischen Werke für den Druck veranstaltete, von der im März 1807 die

erste Lieferung erschien. Für diese Ausgabe vollendete er auch im Winter 1806 und im Frühjahr 1807 die Redaktion des ersten Theils des „Faust," von welchem in der Göschen'schen Ausgabe seiner Schriften von 1790 bereits das in Italien zu Stande gekommene Fragment veröffentlicht war. Auch vom zweiten Theil war schon Einiges begonnen; derselbe blieb aber bis zum Jahre 1825 liegen, und wurde erst im Sommer 1831 vollendet, so daß wir im Faust eine Dichtung vor uns haben, die — wozu es kein zweites Beispiel giebt — den Dichter über sechzig Jahre lang durch das Leben begleitete, denn die erste Idee des Faust hatte er schon als Student der Universität Straßburg gefaßt, und schon im Jahre 1773 war das Wesentliche dessen niedergeschrieben, was 1790 erschien. Da jedoch der zweite Theil ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch ist, in welches der Dichter soviel „hineingeheimnißt" hat, daß es schon jetzt fast unverständlich ist, und im Lauf der Jahre der Faden des Verständnisses ganz verschwinden wird, „während der erste Theil als ein unvergleichliches Meisterwerk noch nach Jahrhunderten die Bewunderung der kommenden Geschlechter erregen wird", — so wollen wir hier schon das Ganze einer kurzen Betrachtung unterwerfen.

Die „Tragödie" des Faust ist ein psychologisches Drama, die Darstellung des Heldenkampfes der nach

Freiheit ringenden Seele, die Darstellung der Bildungs- und Entwickelungsgeschichte des Menschen, für welche Goethe in den eigenen Busen und in den Busen einer Zeit gegriffen hat, die wie er das Ideal der Freiheit suchte und nicht fand. „Der Faust ist der ganze Goethe, und spiegelt alle seine Perioden, seinen Kampf, sein Gelingen und sein Verkommen wieder. Von vornherein ist in dieser Dichtung die alte Welt überwunden, wir befinden uns auf dem Boden der neuen reinmenschlichen. Dann erst beginnt die rechte Qual und Lust, der Drang und die Leidenschaft der Menschenbrust, die eigentliche Aufgabe des befreiten Lebens und Dichtens. Das schöne Gedicht wie des Dichters Leben enthält in seinem Verlauf die Darstellung des schönen Innern, und befriedigt, wo es diese Vollkommenheit und Freiheit erreicht, es endigt nicht damit, ja es hat mit dem Ausdruck des wettenden Faust,

> Das Streben meiner ganzen Kraft
> Ist grade das, was ich verspreche,

nicht ein Mal das große Problem der befreiten Menschheit zu fassen gewußt: es ist ein Fragment wie das Menschenleben selbst, und wollte man sich an Worte hängen, so wäre der Rückfall in die ironisirte alte

Welt durch die Tragödie Grethchens leicht zu rügen." Zum Rahmen seiner Dichtung hat der Dichter die aus dem sechszehnten Jahrhundert stammende und in der zweiten Hälfte desselben in dem bekannten Volksbuch niedergeschriebene Faustsage gemacht, welche ebenfalls schon die titanische Natur des Menschen, den Durst nach unbeschränktem Wissen, Genießen und Handeln darstellt. Das psychologische Moment dieser Sage hat Goethe ergriffen, und in ihm die Entwickelung nicht eines Individuums, eines Menschen, sondern des Menschen selbst dargestellt. „An diese Zeit (der Sturm- und Drangperiode)," sagt Vilmar, „lehnt sich Goethe mit seinem Faust ganz direkt an, und es wird das Drama niemals vollständig begriffen werden, wenn es nicht in dem genauen Verhältniß begriffen wird, in dem es zu der Zeit steht, in der es seinen Ursprung fand. Aber freilich würde es eine beschränkte Auffassung sein, wollte man dasselbe bloß aus diesen historischen Anlehnungen zu begreifen versuchen; es wäre dann ein Zeitbild, aber bei Weitem keine Dichtung ersten Ranges, kein Weltbild. Ueber jenen beschränkteren Werth und Rang eines bloßen Zeitbildes wird es von dem Dichter schon durch die erste Anlage, mehr noch durch die späteren Hinzufügungen wie z. B. den Prolog im Himmel, am Meisten durch die spätesten Ausführungen hinausgehoben, während der zweite

Theil, in den Goethe so viel „hineingeheimnißt" hat, wieder aus dem allgemeinen, großartigen Weltbilde in die engeren Gränzen eines Zeitbildes zurückkehrt." Faust wird durch kein Wissen befriedigt: „das Wissen ist keine That, ist kein Genuß — und doch ist die volle Befriedigung nur da, wo jedes Wissen eine That, und jede That ein Genuß. Das Wesen des Wissens ist die That, und der Kern der That der Genuß: was nicht versucht, was nicht erfahren, nicht genossen ist, das ist nicht gewußt; darum soll, nachdem das Leben versucht worden ist ohne Befriedigung, nun auch der Tod versucht werden durch den eigenen Willen und die eigene Hand." Die Kirche, das Christenthum führt ihn noch zurück; aber bald macht sich demselben gegenüber der Mensch geltend, und „er steigt nun hinan zu den höchsten Gipfeln menschlichen Genusses (Grethchen) und hinab in die dunkelsten Tiefen desselben (Reise zum Brocken, Walpurgisnacht), zerstört den eigenen Genuß, vernichtet Genuß und Leben Anderer, möchte verweilen in der Freude und im Schmerze, darf aber nicht, kann aber nicht darin verweilen." Was und wohin nun? Mit dieser Frage schließt der erste Theil des Faust, und die Antwort, die im zweiten darauf gegeben wird, befriedigt nicht: „Nach dem Wissen und Genuß die That, die Beides, Wissen und Genuß, in sich befaßt und Beides aus

sich erzeugt, die That, die niemals stille steht, und doch mit sich selbst abschließt, die That, welche aus allen vereinigten Kräften des Menschen hervorgeht, und eben darum ihn in seiner Einheit und Ganzheit darstellt. Auf diese That hat denn auch der zweite Theil des Faust den Helden einlenken lassen; aber es ist diese That keine allgemein-menschliche That, wie das Streben nach Wissen und Genuß im ersten Theil ein allgemein menschliches Streben war, sondern es ist die That eines Individuums. Es sind zum großen Theil literarische Thaten, z. B. die Verschmelzung des Klassischen und Romantischen, es sind Thaten der gemeinsten Nützlichkeit und Brauchbarkeit, und während der erste Theil in seinen symbolischen und typischen Figuren eine Welt befaßte, so ist das allegorische Gewand des zweiten Theils so eng, daß nicht ein Mal die Figuren darunter passen wollen, welche hinein geheimnißt worden sind."

Achtundsiebenzigstes Kapitel.

Während des Feldzuges von 1806, der durch den Schlag von Auerstädt und Jena am 14. Oktober die preußische Dynastie der Gnade des siegreichen, ersten Napoleon Preis gab, wurde Weimar von den Franzosen geplündert, weil der Herzog ein preußisches Armeekorps kommandirte. Das Haus Goethe's als Quartier des Marschalls Ney blieb jedoch verschont, und er rettete seine Sammlungen und Papiere, während z. B. sein Freund Meyer Alles verlor und der handschriftliche Nachlaß Herders gänzlich vernichtet wurde. Goethe sagte zu seinen Freunden: „Da eine trübe Zeit heranrückt, so müssen auch wir enger an einander rücken." Für einen treuen Diener seines Herrn war die Zeit in der That trüb, denn der Her-

zog mußte, um von dem stolzen Sieger nicht vernichtet zu werden, schleunigst die preußischen Militärdienste verlassen und Napoleons Rheinbund beitreten, wurde aber gleichwohl von französischen Spionen mißtrauisch bewacht. „Was wollen sie denn, diese Franzosen?“ fragte Goethe, „Sind sie Menschen? Warum verlangen sie gerade das Unmenschliche? Was hat der Herzog gethan, was nicht lobens- und rühmenswerth ist? Der Herzog soll so handeln, wie er handelt; er muß so handeln, und müßte er darüber Land und Leute verlieren. Unglück! Was ist Unglück? Das ist Unglück, wenn sich ein Fürst von Fremden dergleichen in seinem eigenen Hause muß gefallen lassen. Und wenn es auch dahin mit ihm käme, daß Beides, sein Fall und sein Unglück, gewiß wäre, so soll uns auch das nicht irre machen, sondern mit einem Stecken in der Hand wollen wir unsern Herrn in's Elend begleiten, und treu an seiner Seite aushalten. Die Kinder und Frauen, wenn sie uns in den Dörfern begegnen, werden weinend die Augen aufschlagen, und zu einander sprechen, das ist der alte Goethe und der ehemalige Herzog von Weimar, den der französische Kaiser seines Thrones entsetzt hat, weil er seinen Freunden so treu im Unglück war. Ich will in alle Dörfer und in alle Schulen ziehen, wo irgend der Name Goethe bekannt ist: Die Schande der Deutschen will

ich besingen, und die Kinder sollen mein Schandlied auswendig lernen, bis sie Männer werden, und damit meinen Herrn wieder auf den Thron herauf-, und Euch von dem Euern heruntersingen.“ In der That eine sehr rührende Dienertreue! Göthe kam jedoch nicht in den Fall, sein Schandlied dichten, und erleben zu müssen, was Männer darauf gethan hätten. Man hat auch, um seine politische Ehre zu retten, angeführt, daß er um die gleiche Zeit einmal bei Tische sehr feurig und mit vieler Achtung und Kraft „für Bürgerrechte und Bürgerehre gegen einen kalten Hofmann“ gesprochen habe; allein es ist denn doch zu bedenken, daß der Minister Goethe später, als die Zeiten der Noth vorüber waren, in welchen, wie wir wissen, die schönen Worte wohlfeil sind, vor dem Bürgerrecht der landständischen Vertretung z. B. keine Achtung bezeigte. Auch war die Idee, welche er sich damals (1806) von der „Wiedergeburt Deutschlands“ machte, sehr eng mit der anderen Idee verschwistert, daß die Preßfreiheit, welche ebenfalls zu den Bürgerrechten gehören dürfte, vom Uebel sei. Sei dem indessen, wie ihm wolle, die Schlacht von Jena hatte den Erfolg, daß Goethe am 19. Oktober Christiane durch die kirchliche Trauung zum Rang seiner „legitimen“ Gemahlin erheben ließ, um gegen alle

Wechselfälle der politischen Ereignisse die Zukunft seines Sohnes sicher zu stellen.

Als wieder Ruhe eingetreten war, widmete sich Goethe den gewohnten Beschäftigungen, vor Allem dem Theater. Außer andern nahm er zunächst eine Reihe spanischer Tragödien in das Repertoire auf, und verwendete auf die Vorbereitung der Stücke in den Proben und in Belehrung der Schauspieler große Sorgfalt, so daß die Leistungen der Weimarer Bühne bei den Darstellungen in Leipzig im Sommer von 1807, welche mit einem Prolog Goethe's eröffnet wurden, glänzende Anerkennung fanden. Graf Reinhard schrieb nach Aufführung des Tasso: „Im Ensemble wie im Einzelnen ist Kunst, deutsche Kunst; Sie sind der Einzige, der in dieser Art Etwas geschaffen hat, das sich den Franzosen gegenüber stellen läßt." Er redigirte, ähnlich wie er seinen Götz umgearbeitet hatte und mit demselben ungünstigen Erfolg, Shakespeare's Romeo und Julie und andere Stücke behufs der theatralischen Darstellung, und versuchte auch, seinen Faust bühnengerecht zu machen. Gegen das Jahr 1811 ward ihm die französische Theaterzensur so lästig, daß er seinen Freund, den Kanzler von Müller, zur Kastration der Stücke beizog, um nicht allein die Verantwortlichkeit zu haben. Mit dem Theater in Verbindung stand ein gesteigertes Interesse für Musik.

Im Jahre 1808 gründete er nach dem Muster seiner Theaterschule einen Gesangverein („Hauskapelle") aus Theatersängern, Choristen und Liebhabern, der unter Eberweins Leitung seit 1810 öffentliche Musikvorträge im Theater halten konnte, wozu solche Musikstücke gewählt wurden, die das Publikum sonst nicht zu hören bekam. Jedoch löste sich der Verein im Jahre 1811 wieder auf. Aus der Erforschung der Naturgesetze auch in der Musik entsprangen „nach vieljährigen Studien", besonders nach Unterhaltungen mit Zelter, Goethe's 1810 verfaßte Tabellen der Tonlehre. Die bildende Kunst, deren Geschichte Meyer in jenen Jahren bearbeitete, fand natürlich ebenfalls ihre Berücksichtigung; die Sammlung der Zeichnungen, Kupferstiche und Gemälde wuchs mit jedem Jahre an, und gewährte immer neue Anregung. Auch waren schon im Jahre 1806 die Abendgesellschaften der Hofräthin Schopenhauer entstanden, welche in Poesie und Wissenschaft, mit Ausschluß der Politik, dilettantisirten, und zu denen außer Goethe Wieland, Meyer, Einsiedel u. A. zählten. Wenn Goethe, verstimmt von den Zeitereignissen, nicht zum Reden aufgelegt war, so zeichnete er an einem Nebentische Landschaften.

Was die Naturwissenschaften betrifft, so versenkte sich unser Dichter immer tiefer in dieselben. Mit Aus=

nahme des Kriegsjahres 1809 besuchte er bis 1813 regelmäßig jedes Jahr Karlsbad, wo er sich vorzugsweise mit meneralogisch-geologischen Forschungen befaßte, aus denen mehrere Abhandlungen erwuchsen. Den Mittelpunkt seiner Naturstudien, die ihn von Zeit zu Zeit sogar vom Zeitungslesen abhielten, bildete aber die Farbenlehre, über die sein größeres Werk von 1806 bis 1810 gedruckt wurde. Die Ausstellungen der Fachgelehrten machten ihn so wenig irre, daß er vielmehr sagte: „Mir können sie nichts zerstören, denn ich habe nicht gebaut; aber gesäet habe ich, und so weit in die Welt hinaus, daß sie die Saat nicht verderben können, und wenn sie noch so viel Unkraut zwischen den Weizen säen.“ Auch hatte er die Maxime, nie zu erwidern, sondern „allen öffentlichen und heimlichen Angriffen auf sein Thun und Bemühen nichts entgegenzustellen, als fortwährende Thätigkeit.“ Diese erweiterte sich denn auch immer mehr: 1808 gründete er das osteologisch-zoologische Kabinet zu Jena, welchem er Manches aus seinen eigenen Sammlungen schenkte, und übernahm 1812 die Oberaufsicht der in Schillers ehemaligem Garten daselbst neu errichteten Sternwarte. Ueberhaupt bewahrte er jeder Regung geistigen Lebens ein Interesse. „Von dem Standpunkte aus“, sagte er später, „worauf es Gott und der Natur mich zu setzen beliebt, und wo ich zunächst den Umständen gemäß zu wirken nicht unterließ, sah ich

mich überall um, wo große Bestrebungen sich hervorthaten und andauernd wirkten. Ich meines Theils war bemüht, durch Studien, eigene Leistungen, Sammlungen und Versuche ihnen entgegen zu kommen, und so auf den Gewinn dessen, was ich nie selbst erreicht hätte, treulich vorbereitet, es zu verdienen, daß ich unbefangen ohne Rivalität und Neid ganz frisch und lebendig dasjenige mir zueignen durfte, was von den besten Geistern dem Jahrhunderte geboten ward. Und so zog sich mein Weg gar manchen schönen Unternehmungen parallel, nahm seine Richtung grad' auf andere zu; das Neue war mir deßhalb niemals fremde und ich kam nicht in Gefahr, es mit Ueberraschung aufzunehmen, oder wegen veralteten Vorurtheils zu verwerfen.“ Er stand mit vielen Gelehrten und überhaupt ausgezeichneten Zeitgenossen in Verkehr und Freundschaft, in's Besondere mit dem 1804 von seiner großen amerikanischen Reise zurückgekehrten Alexander von Humboldt, den er mit einem Brunnen mit vielen Röhren verglich, „wo man nur Gefäße unterzuhalten braucht, und wo es uns immer erquicklich und unerschöpflich entgegenströmt.“

In den Jahren, welchen wir dieses Kapitel gewidmet haben, trafen ihn drei herbe Verluste durch den Tod. Im Frühjahr 1807 starb aus Kummer über die Zeitläufte, die auch ihren Bruder, den Herzog von Braunschweig, in's Grab gelegt, und dessen Familie

in die Flüchtlingshaft getrieben hatten, die alte Herzogin Amalie. Goethe schrieb die Personalien, welche bei'm Trauergottesdienste in den Landeskirchen vorgelesen wurden; darin hieß es: „Das ist der Vorzug edler Naturen, daß ihr Hinscheiden in höhere Regionen segnend wirkt wie ihr Verweilen auf der Erde, daß sie uns von dorther gleich Sternen entgegenleuchten, als Richtpunkte, wohin wir unsern Lauf bei einer nur zu oft durch Stürme unterbrochenen Fahrt zu richten haben, daß diejenigen, zu denen wir uns als zu Wohlwollenden und Hilfereichen im Leben hinwendeten, nun die sehnsuchtsvollen Blicke nach sich ziehen als Vollendete, Selige." Am 13. September 1808 starb sodann zu Frankfurt unsers Dichters Mutter in einem noch geistesfrischen Alter, nachdem sie kurz vorher ihren Enkel August gesehen hatte, der zum Beginne seiner Studien nach Heidelberg reiste. Zur Ordnung der Erbschaftsangelegenheiten reiste sodann Frau von Goethe (Christiane) auf einige Wochen nach Frankfurt. Am 20. Januar 1813 endlich starb als der Dritte des großen weimarischen Viergestirns Wieland in dem hohen Alter von achtzig Jahren, ein Todesfall, der Goethe sehr erschütterte. Dem Verstorbenen hielt er in der Freimaurerloge die Gedächtnißrede.

Neunundsiebenzigstes Kapitel.

In dem vorigen Kapitel haben wir gesehen, wie sich Goethe mit aller Gewalt von der politischen Bewegung abschloß, weil sie ihm das größte Mißbehagen verursachte. Für die Wiedergeburt Deutschlands hatte er, wenn auch manchmal eine Phrase, doch kein Herz, und seine Gleichgiltigkeit bemäntelte er, oder vielmehr bemäntelten seine unbedingten Bewunderer mit dem kosmopolitischen Zuge, der ihn über jedes spezielle Nationalgefühl erhoben habe. Es war Nichts, als eine feige Flucht aus dem Kampf der Interessen des Tags, die ihr Licht erst völlig durch den Umstand erhält, daß Goethe, der allerdings überhaupt vor jeder Größe, auch vor dem unbedeutendsten Kleinfürsten sich beugte, vor „der Heldengröße, der Energie

und dem Herrschertalent" Napoleons die tiefsten — und aufrichtigsten — Kniebeugungen machte, obwohl man dies nach der Schlacht von Jena von dem treuen Diener seines Herrn nicht hätte erwarten sollen. Allerdings hatte er auch die ausgezeichnete Ehre gehabt, dem französischen Kaiser vorgestellt zu werden, als dieser im Jahr 1808 auf dem Kongreß zu Erfurt seine fürstlichen Vasallen um sich versammelt hatte. Die Audienz fand am 2. Oktober statt. Der Kaiser sagte ihm viele Schmeicheleien über seine Werke, tadelte jedoch auch Manches, z. B. daß er das „schlechte Stück"; den Mahomet von Voltaire übersetzt habe. Den Werther, den er sieben Mal gelesen haben wollte, unterwarf er einer ausführlichen Kritik, und bemerkte namentlich, an einigen Stellen seien die Motive des gekränkten Ehrgeizes mit denen der leidenschaftlichen Liebe vermischt: „Das ist", sagte er, „nicht naturgemäß, und schwächt bei dem Leser die Vorstellung von dem übermächtigen Einfluß, den die Liebe auf Werther gehabt hat. Warum haben Sie das gethan?" Goethe fand den Vorwurf, der ihm hier zum ersten Male gemacht wurde, ganz richtig, und entschuldigte sich mit den Worten: es sei dem Dichter vielleicht zu verzeihen, wenn er sich eines Kunstgriffs bediene, um gewisse Wirkungen hervorzubringen, die er auf einem einfachen, natürlichen Wege nicht hätte erreichen können. Der

Kaiser ging auf das Drama über, und sprach sich mißbilligend gegen die Schicksalsstücke aus, die einer dunkleren Zeit angehört hätten. Dabei stellte er eine in Goethe's Ohren sehr ketzerische Behauptung auf. „Was will man", sagte er, „jetzt mit dem Schicksal? Die Politik ist das Schicksal! Qu'en dit Monsieur, Goet' (was meint der Herr Goeth' dazu)?" Was konnte der arme Goethe im Angesicht des mächtigen Herrn meinen, der sich wohl am Wenigsten von seiner spießbürgerlichen Schlafmützenpolitik imponiren ließ? Der Kaiser fuhr fort: „Das Trauerspiel sollte die Schule der Könige und Völker sein; das ist das Höchste, was der Dichter erreichen kann. Sie sollten z. B. den Tod Cäsars auf eine würdige Weise, besser als Voltaire, schreiben. Man müßte der Welt zeigen, wie Cäsar sie beglückt haben würde, wie Alles ganz anders geworden wäre, wenn man ihm Zeit gelassen hätte, seine hochsinnigen Pläne auszuführen. Kommen Sie nach Paris; ich fordere es durchaus von Ihnen. Dort giebt es größere Weltanschauungen; dort werden Sie überreichen Stoff für Ihre Darstellungen finden." Nachdem Napoleon Goethe verabschiedet hatte, sagte er zu seiner Umgebung: „Voilà un homme (das ist ein Mann)!" Diese Vorstellung hinterließ den mächtigen Eindruck einer Bekehrung auf unsern Dichter, obwohl derselbe aus begreiflichen Gründen

vermeiden mußte, namentlich dem Herzog gegenüber, dies allzusehr an den Tag zu legen; jedoch mit einem Pariser Reiseprojekt, auf das er ohne die Einladung des Kaisers vielleicht am Wenigsten gefallen wäre, beschäftigte er sich lange Zeit. Der Kaiser kam zum Besuch des herzoglichen Hofs nach Weimar, und brachte seine Schauspieler mit, die am 6. Oktober den Tod Cäsars aufführten, in welchem der große Talma in der Rolle des Brutus auftrat. Der Kaiser sprach Goethe noch zwei Mal, auf einem Hofball und bei einem Frühstück, zu dem er ihn und Wieland (welcher Letztere Mitglied des französischen Nationalinstituts war) lud. Bald nach seiner Rückkehr von Erfurt dekorirte er die Beiden mit dem Kreuz der Ehrenlegion; den russischen Annenorden besaß Goethe bereits. Den Bruder Napoleons, Ludwig, lernte der Dichter im Jahre 1810 nach dessen Verzichtleistung auf den holländischen Thron in Teplitz kennen, und war auch von diesem „grundedeln" Napoleoniden, den man nicht verlasse, ohne sich besser zu fühlen, bezaubert. Ebenso von der zweiten Frau Napoleons, die er im gleichen Jahre besang.

Als im Jahr 1813 das Nationalgefühl der Deutschen gegen die napoleonische Herrschaft aufloderte, sah Goethe sehr sauer dazu, und suchte sich die „neue Verwirrung" mit allen Mitteln vom Leibe zu

halten. Am 17. April, einen Tag vor der Besetzung Weimars, reiste er in die böhmischen Bäder ab. Auf Stein und Arndt, die er unterwegs in dem russenbesetzten Dresden traf, machte seine politische Apathie einen sehr ungünstigen Eindruck. Gegen Körners Vater, der in der Hoffnung „besserer Zeiten" schwelgte, fuhr er heftig auf mit den Worten: „Ja, schüttelt nur an Euern Ketten! Der Mann ist Euch zu groß; Ihr werdet sie nicht zerbrechen, sondern nur noch tiefer in's Fleisch ziehen!" Am 21. Juli schrieb er aus Teplitz: „Wer es jetzt möglich machen kann, soll sich ja aus der Gegenwart retten, weil es unmöglich ist, in der Nähe von so manchen Ereignissen nur leidend zu leben, ohne zuletzt von Sorgen, Verwirrung und Verbitterung wahnsinnig zu werden." In der That flüchtete er sich aus der Gegenwart und aus Europa in die Vergangenheit und in den Orient, denn im Jahr 1813 war es, als er anfing, sich auch mit der morgenländischen Dichtung zu beschäftigen*) In Bezug auf diese Zeit und diese Fahnenflucht heißt es in der „Hegira":

> Nord und West und Süd zersplittern,
> Throne bersten, Reiche zittern.

---

*) Ja er trieb sogar chinesische Geschichte!

Flüchte Du, im reinen Osten
Patriarchenluft zu kosten;
Unter Lieben Trinken, Singen,
Soll Dich Chisars Quell verjüngen.

Doch überschlich ihn nach der Kriegserklärung des Kaisers von Oestreich gegen seinen korsischen Schwiegersohn trotz alles Vertrauens in dessen Heldengröße die Ahnung seines Falls; wenigstens hat man die Worte so deuten wollen, die er am 18. Oktober, dem Tag der Leipziger Schlacht in den Epilog zu dem Trauerspiel Esser schrieb:

Der Mensch erfährt, er sei auch, wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag.

Nach dem Rückzug der französischen Armee rückten die Oestreicher in Weimar ein; der Herzog trat vom Rheinbund zurück, und führte bald wieder in den Niederlanden ein preußisches Kommando. Im November kam der Historiker Luden von Jena, und theilte Goethe den Plan mit, eine gegen Napoleon und die Franzosen gerichtete Zeitschrift herauszugeben. Der Minister rieth davon ab, protestirte in der Unterhaltung jedoch gegen die Unterstellung, als sei er gleichgiltig gegen die „großen Ideen“ Freiheit, Volk, Vaterland: „Ich

habe“, soll er gesagt haben, „oft einen bittern Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im Einzelnen und so miserabel im Ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit anderen Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche, und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag: denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität; aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost, und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, geachteten, starken Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Glaube an Deutschlands Zukunft. Ich halte ihn so fest als Sie, diesen Glauben; ja das deutsche Volk verspricht eine Zukunft, und hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist, mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt.“ Dann fuhr er weiter: „Sie sprechen von dem Erwachen, von der Erhebung des deutschen Volks, und meinen, dieses Volk werde sich nicht wieder entreißen lassen, was es errungen und mit Gut und Blut theuer erkauft hat, nämlich die Freiheit. Ist denn wirklich das Volk erwacht? Weiß es, was es will, und was es vermag? Der Schlaf ist zu tief gewesen, als daß

auch die stärkste Rüttelung so schnell zur Besinnung zurückzuführen vermöchte. Und ist denn jede Bewegung eine Erhebung? Erhebt sich, wer gewaltsam aufgestöbert wird? Wir sprechen nicht von den Tausenden gebildeter Jünglinge und Männer, wir sprechen von der Menge, von den Millionen. Und was ist denn errungen oder gewonnen worden? Sie sagen, die Freiheit; vielleicht aber würden wir es richtiger die Freiheit nennen, nämlich Befreiung nicht vom Joche der Fremden, sondern von einem fremden Joche. Es ist wahr, Franzosen sehe ich nicht mehr und nicht mehr Italiener, dafür aber sehe ich Kosaken, Baschkiren ꝛc. Wir haben uns seit einer langen Zeit gewöhnt, unsern Blick nur nach Westen zu richten, und alle Gefahr von dorther zu erwarten; aber die Erde dehnt sich auch noch weithin nach Morgen aus." Diese Worte, die ohne Zweifel eine richtige Einsicht in die Lage der Dinge beurkundet, die aber Jeder haben mußte, der Augen hatte zum Sehen, hat man als das schönste Denkmal von Goethe's vaterländischer Gesinnung erklären wollen. Wir unserseits erblicken in denselben nach Abzug der schönen Phrasen das gerade Gegentheil. Es war dem Dichter Goethe und dem Minister Goethe noch weniger je darum zu thun, die Freiheit aus dem Gebiete des innern Menschen in die Außenwelt, aus dem Kreise des Individuums auf das

Terrain des Staates zu übertragen; und wenn er sich der Einsicht nicht verschließen konnte, daß die innere Freiheit, „dermaleinst" die äußere nach sich ziehen werde, so ist das allein doch sicher kein Patriotismus. In diesem Sinne sind seine ebenfalls an Luden gerichteten Worte aufzufassen, daß es Pflicht eines Jeden sei, „nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken, und durch dasselbe zu verbreiten nach allen Seiten, und wie nach unten so auch und vorzugsweise nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den andern Völkern, sondern wenigstens hierin voraussteht, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit es nicht verzage, nicht kleinmüthig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen That, wenn der Tag des Ruhmes anbricht." Wer hat je einen der vielen „Märzminister" von 1848 darum für einen Republikaner gehalten, weil derselbe die „Ueberzeugung" aussprach, die deutsche Republik werde und müsse „dermaleinst" kommen?

Im Mai 1814 — Napoleon hatte am 2. April dieses Jahres dem Thron entsagt, den er erst am 20. März des folgenden wieder einnahm — dichtete Goethe für den preußischen Hof das allegorische Singspiel „des Epimenides Erwachen" als Festspiel zur Verherrlichung des Freiheitskriegs, in welchem die

mit einander verbundenen Dämonen des Glaubens und der Liebe (die „heilige Allianz") die Triplealliianz der Dämonen der Unterdrückung, der List und des Kriegs besiegen, was den gerade aus funfzigjährigem Schlaf erwachenden Epimenides nicht wenig in Verwunderung setzt. Die antinapoleonische Tendenz dieses übrigens sehr mittelmäßigen Stückes war so stark, daß bei der Darstellung dem alten Blücher die Thränen über die Backen liefen. Da diese Aufführung in Berlin jedoch wegen Verzögerung der Komposition erst am 30. März 1815 hatte stattfinden können — und Napoleon war schon am 1. zu Cannes gelandet —, so war die folgende Schlußstrophe weggeblieben:

> Verflucht sei, wer nach falschem Rath
> Mit überfrechem Muth
> Das, was der Korsefranke that,
> Nun als ein Deutscher thut.
> Er fühle spät, er fühle früh:
> Es sei ein dauernd Recht!
> Ihm geh' es trotz Gewalt und Müh',
> Ihm und den Seinen schlecht!

Als die mecklenburgischen Stände (1814) beschlossen hatten, dem alten Blücher in seiner Vaterstadt Rostock ein Denkmal zu setzen, wurde Goethe behufs der Ausführung desselben um Rath angegangen. Er gab den Rath und obendrein — Napoleon saß bei Errichtung des Denkmals im Jahr 1819 schon längst auf dem Felsen St. Helena — folgende Inschrift:

> In Harren und Krieg,
> In Sturz und Sieg
> Bewußt und groß:
> So riß er uns
> Von Feinden los.

So war es mit Goethe's Napoleonismus beschaffen; auf seinen Patriotismus werden wir noch zurückkommen.

———

Achtzigstes Kapitel.

Die Betrachtung der poetischen Thätigkeit Goethe's führt uns wieder in die Zeit nach Vollendung des Faust (1807) zurück. Die romantische Schule war damals im Aufblühen; und wenn Goethe derselben sich auch nicht anschloß, so übte sie doch insofern einen Einfluß auf ihn aus, daß er vom strengen Festhalten an der antiken Form nachließ. Auch interessirte er sich, wenn er auch dem regenerirten Minnegesang keinen Geschmack abgewinnen konnte, doch sehr für die altdeutschen Volkslieder, welche in „des Knaben Wunderhorn (1806)" zusammengestellt waren, und ganz besonders für das aus der Vergessenheit hervorgezogene Nationalepos von den Nibelungen. Weit weniger regten ihn die Sänger der Freiheitskriege an.

Seine eigene Produktivität bewegte sich vorzugsweise auf dem Gebiete der Novellistik, obwohl auch die Balladen- und Liederdichtung noch ihre Herbstblüthen hervortrieb. Den poetischen Beschäftigungen gab er sich besonders in der Muse des Badlebens hin. Es war sein Plan, eine Reihe von sozialen Bildern unter dem Titel „Wilhelm Meisters Wanderjahre" aneinander zu reihen. So entstanden zu Karlsbad im Jahr 1807 die Erzählungen „St. Joseph II.", „die neue Melusine", „Die pilgernde Thörin", „Die gefährliche Wette", „Der Mann von fünfzig Jahren" und die „Wahlverwandtschaften", welche sich indessen zu einem eigenen Roman ausdehnten, in den „Die wunderlichen Nachbarskinder" eingeschaltet wurden; 1810 entstand ebenfalls in Karlsbad „Das nußbraune Mädchen." Im Taschenbuch für 1810 war das erste Buch der Wanderjahre erschienen; nun aber blieb der Roman bis 1820 liegen, und wurde nach mehreren Unterbrechungen erst gegen Ende des Jahres 1828 fertig, und zwar unter dem Titel: „Wilhem Meisters Wanderjahre oder die Entsagenden." Die Tendenz der Hauptpersonen des Romans ist die Entsagung, während die eingeschalteten kleineren Novellen die in Folge der Leidenschaft entstehenden gesellschaftlichen Verwickelungen darstellen. Die fragmentarische Behandlung bei großer didaktischer Breite machen das Werk auch

der Form nach zu einem der schwächsten von Goethe. Schon das Erscheinen des ersten Bandes im Jahr 1821 gab Anlaß, daß sich die Kritik auf Göthe's gesammte Dichterthätigkeit warf; namentlich gab Pustkuchen unter gleichem Titel ein Gegenstück zu dem Roman heraus, in welchem er in der Form der Parodie das Goethe'sche Prinzip als verwerflich darzustellen versuchte. Goethe schwieg zu allen Angriffen:

Und red' ich dagegen, so wird nur der Klatsch
Verschlimmert;
Mein liebliches Leben im nichtigen Patsch
Verkümmert.
Schon bin heraus!
Ich mach' mir nichts d'raus.
Ade!

Auch mehrere von Goethe's Novellen sind als eine Art poetischer Beichte anzusehen, in der die Wahrheit freilich tief unter der Dichtung versteckt liegt; denn auch der Greis verschmähte es nicht, sich noch in die Bande schöner Frauen schlagen zu lassen, wozu sein häufiger Sommeraufenthalt in den Bädern den Anlaß bot. Solcher vorübergehenden und wohl nie sehr tiefen Verhältnissen entsprangen die „Erzählung wieder Willen" und der Roman „Goethe's Briefwechsel mit einem Kind." Der Letztere zeigt, wie zu

Bettina Brentano, der Tochter der Maximiliane Laroche*) und (seit 1811) der Gattin von Arnims, die 1807 als zwanzigjähriges Mädchen mit einer phantastischen Liebe zu dem Dichtergreis im Herzen nach Weimar kam, sich ein Verhältniß hätte gestalten können, wenn Goethe die zudringliche Liebe nicht abgelehnt hätte. Dagegen war dieser gegen ein anderes junges Mädchen um dieselbe Zeit in einer wie es scheint ernsteren Leidenschaft gefangen, der am Schluß des Jahres 1807 über ein Dutzend gluthvoller Sonette entsprangen, von der wir aber weiter nichts wissen. Sehr natürlich war es übrigens, daß solche „Verhältnisse" bei einem Sechzigjährigen, was Goethe nun bald wurde, mit Entsagung endigen mußten. Den Stempel dieser Entsagung drückte er seinen nächsten Arbeiten auf. Es waren diese ein Drama, „Pandora", das jedoch nur Bruchstück blieb, in welchem die der prometheischen Titanenidee gefolgte Resignation sich in den Versen ausspricht:

Was zu wünschen ist, Ihr unten fühlt es;
Was zu geben sei, die wissen's droben.
Groß beginnet Ihr Titanen; aber leiten
Zu dem Ewigguten, Ewigschönen
Ist der Götter Werk — die laßt gewähren. —

*) Vergl. Kapitel 35.

und der Roman „Die Wahlverwandtschaften", der 1808 entworfen, und im Sommer 1809 vollendet wurde. Er schildert ähnlich wie der Werther eine „Zeitkrankheit", nämlich den Konflikt der Naturgewalt der Leidenschaft mit den Gesetzen sittlicher Verhältnisse, und hat daher auch das Schicksal des Werther gehabt, als eine Vertheidigung unsittlicher Handlungen zu gelten. „Die Darstellung aber," sagt Vilmar, „ist in diesem Werke vortrefflich und mit geringen Ausnahmen vollendet zu nennen: die reinste Zeichnung der Charaktere, so daß wir eine Reihe von Bildern und Statuen zu sehen glauben, die feinste und sicherste Durchführung der Verhältnisse und Gegensätze, die rein objektive Darstellung der zerstörendsten Leidenschaften, die dem unruhigen Treiben der Gemüther gegenüber gelegte Schilderung der Natur und des behaglichen friedlichen Schaffens in der friedlichen Natur — Alles dies macht das Werk des damals sechzigjährigen Dichters zu einem noch völlig unerreichten Muster der modernen Novelle."

Diese Arbeiten hatten vielfach die Jugenderinnerungen des Dichters wach gerufen, und er faßte daher im Jahre 1808 kurz vor dem auch in dieser Hinsicht zu bedauernden Tode seiner Mutter den Plan, eine Geschichte seiner Jugend zu bearbeiten. Durch die Redaktion des biographischen Nachlasses seines 1807

verstorbenen Freundes, des Malers Philipp Hackert, uns aus der italienischen Reise erinnerlich, wurde die Arbeit jedoch verschoben, und erst 1811 erschien der erste Band (1813 der dritte) des autobiographischen Werkes unter dem Titel: „Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit." Der Beisatz des Titels bezeichnet die Tendenz; Goethe selbst sagt darüber: „Es war mein ernstestes Bestreben, das eigentliche Grundwahre, das, insofern ich es einsah, in meinem Leben obgewaltet hatte, möglichst darzustellen und auszudrücken. Wenn aber ein Solches in späteren Jahren nicht möglich ist, ohne die Rückerinnerung und also die Einbildungskraft wirken zu lassen, und man also immer in den Fall kommt, gewissermaaßen das dichterische Vermögen auszuüben, so ist es klar, daß man mehr die Resultate und wie wir uns das Vergangene jetzt denken, als die Einzelheiten, wie sie sich damals ereigneten, aufstellen und hervorheben werde. Dieses Alles, was dem Erzählenden und der Erzählung angehört, habe ich hier unter dem Worte Dichtung begriffen, um mich des Wahren, dessen ich mir bewußt war, zu meinem Zweck bedienen zu können." Diese drei Theile mit ihren erst in den Zwanzigerjahren erschienenen Fortsetzungen sind in künstlerischer Beziehung ein Meisterstück. „In dem ganzen Werke", sagt Vilmar, „in Wahrheit und Dichtung wie in der italienischen

Reise und in der Kampagne in Frankreich ist durchaus nichts Gemachtes, nichts Erstrebtes und Erflogenes, nichts gewaltsam und mit Sprüngen Erreichtes — es ist der milde, klare, durchsichtige Strom, der ruhig seiner eigenen Natur folgend hinabfließt durch die Gefilde, die Bäche in sich aufnimmt und ihre Trübe in seinem hellen Spiegel in sich abklärt, Blumen, Gebüsch und wildes Gestrüpp des Ufers, heitere Auen und kahle Hügel, an denen er vorbeiströmt, in gleicher Wahrheit und mit gleicher Ruhe wiederspiegelt, und der nur zuweilen durch dumpfes Brausen aus der Tiefe zu erkennen gibt, daß er dort unten über Felsenrisse geströmt ist, und diese Klippen überwunden hat; nur leise Wirbel und leichte Schaumkreise, die wie im anmuthigen Tanze auf den Wellen auf- und niederschweben, geben auf der Oberfläche Kunde von den in der Tiefe überstandenen Kämpfen.“ Der Theil seiner Lebensgeschichte jedoch, der mit den weimarischen Verhältnissen eng verflochten ist, hat der Dichter nur übersichtlich behandelt in „Annalen“ oder „Tags- und Jahresheften“, deren Bearbeitung er 1819 begann und bis in sein letztes Lebensjahr fortsetzte. Bis 1792 enthalten sie nur leichte Skizzen, und von da an ist die Behandlung sehr ungleich, da er nicht in chronologischer Folge, sondern nach augenblicklicher Lust partieenweise arbeitete.

Die lyrische Muse Goethe's erhielt in den Sommern von 1810 und 1812 einen neuen Schwung durch die Anwesenheit der Kaiserin von Oesterreich in den böhmischen Bädern, die er im Namen der Bürgerschaft in mehreren Gedichten ansang. Für sie verfaßte er auch innerhalb einer Woche das Lustspiel „Die Wette.“ Im Kriegsjahr von 1813 beschäftigte ihn eine Abhandlung über Shakespeare; auch kamen die Balladen „Der Todtentanz“, „Der getreue Eckart“ und „Die wandelnde Glocke“ zu Stande, wovon wir die Letzteren als Probe aus den letzten Jahren der poetischen Produktivität unseres Dichters mittheilen.

Der getreue Eckart.

O wären wir weiter, o wär' ich zu Haus!
Sie kommen! Da kommt schon der nächtliche Graus!
Sie sind's, die unholdigen Schwestern!
Sie streifen heran, und sie finden uns hier,
Sie trinken das mühsam geholete Bier,
Und lassen nur leer uns die Krüge.

So sprechen die Kinder und drücken sich schnell:
Da zeigt sich vor ihnen ein alter Gesell:
Nur stille, Kind! Kinderlein, stille!
Die Hulden, sie kommen von durstiger Jagd,
Und laßt Ihr sie trinken, wie's jeder behagt,
Dann sind sie Euch hold, die Unholden.

Gesagt, so geschehen! Und da naht sich der Graus,
Und siehet so grau und so schattenschaft aus;
Doch schlürft es und schlampft es auf's Beste.
Das Bier ist verschwunden, die Krüge sind leer;
Nun saust es und braust es, das wüthige Heer,
In's weite Gethal und Gebirge.

Die Kinderlein ängstlich gen Hause so schnell;
Gesellt sich zu ihnen der fremde Gesell:
Ihr Püppchen, nur seid mir nicht traurig. —
Wir kriegen nun Schelten und Streich' bis auf's Blut. —
Nein, keineswegs, Alles geht herrlich und gut;
Nur schweigt, und horchet wie Mäuslein.

Und der es Euch anräth, und der es befiehlt,
Er ist es, der gern mit den Kindelein spielt,
Der alte Getreue, der Eckart.
Vom Wundermann hat man Euch immer erzählt,
Nur hat die Bestätigung Jedem gefehlt;
Die habt Ihr nun köstlich in Händen.

Sie kommen nach Hause, sie setzen den Krug
Ein jedes den Eltern bescheiden genug,
Und harren der Schläg' und der Schelten.
Doch siehe, man kostet: Ein herrliches Bier! —
Man trinkt in die Runde schon drei Mal und vier,
Und noch nimmt der Krug nicht ein Ende.

Das Wunder, es dauert zum morgenden Tag;
Doch fraget, wer immer zu fragen vermag:
Wie ist's mit den Krügen ergangen? —

Die Mäuslein, sie lächeln, im Stillen ergötzt,
Sie stammeln und stottern und schwatzen zuletzt,
Und gleich sind vertrocknet die Krüge.

Und wenn Euch, Ihr Kinder, mit treuem Gesicht
Ein Vater, ein Lehrer, ein Aldermann spricht,
So horchet, und folget ihm pünktlich!
Und liegt auch das Zünglein in peinlicher Hut,
Verplaudern ist schädlich, Verschweigen ist gut;
Dann füllt sich das Bier in den Krügen.

Die wandelnde Glocke.

Es war ein Kind, das wollte nie
Zur Kirche sich bequemen,
Und Sonntags fand es stets ein Wie,
Den Weg in's Feld zu machen.

Die Mutter sprach: die Glocke tönt,
Und so ist Dir's befohlen;
Und hast Du Dich nicht hingewöhnt,
Sie kommt und wird Dich holen.

Das Kind, es denkt: die Glocke hängt
Da droben auf dem Stuhle. —
Schon hat's den Weg in's Feld gelenkt,
Als lief es aus der Schule.

Die Glocke tönt nicht mehr,
Die Mutter hat gefackelt. —
Doch welch' ein Schrecken! hinterher
Die Glocke kommt gewackelt.

Sie wackelt schnell, man glaubt es kaum;
Das arme Kind im Schrecken,
Es läuft, es kommt als wie im Traum,
Die Glocke wird es decken.

Doch nimmt es richtig seinen Huich,
Und mit gewandter Schnelle
Eilt es durch Anger, Feld und Busch
Zur Kirche, zur Kapelle.

Und jeden Sonn- und Feiertag
Gedenkt es an den Schaden,
Läßt durch den ersten Glockenschlag
Nicht in Person sich laden.

Wir haben bereits im vorigen Kapitel erwähnt, daß Goethe sich in dem gleichen Jahr 1813 der orientalischen Poesie zuwendete; es war dies eine Folge seiner kontemplativen Stimmung und seiner Flucht aus dem Kampf der Interessen der Gegenwart. Er beschäftigte sich zunächst mit dem persischen Lyriker Hafis, dessen „Divan" ihm in Hammers Uebersetzung zukam. Das Glück einer Liebe verjüngte den Dichtergreis wieder, und ihm entsprossen in den Jahren 1814 und 1815 die Lieder des „westöstlichen Divans", der im Jahr 1818 im Druck heraus kam. „Die muhamedanische Religion", schrieb Goethe später, „Mythologie, Sitte, geben Raum einer Poesie, wie sie meinen Jahren ziemt. Unbedingtes Ergeben in

den unergründlichen Willen Gottes, heiterer Ueberblick des beweglichen, immer kreis- und spiralartig wiederkehrenden Erdetreibens, Liebe, Neigung zwischen zwei Welten schwebend, alles Reale geläutert, sich symbolisch auflösend — was will der Großpapa weiter?" Das Buch Suleika, das stärkste des Divans, ist der Liebe gewidmet; in ihm besingt der Dichtergreis im Glanz der orientalischen Bildersprache die jugendliche Geliebte und das Glück ihrer Gegenliebe:

Du beschämst wie Morgenröthe
Jener Gipfel ernste Wand,
Und noch ein Mal fühlet Hatem*)
Frühlingshauch und Sonnenbrand.

Daß dem Buch Suleika ein wirkliches, und nicht ein fingirtes Liebesverhältniß zu Grunde lag, bestätigt der Dichter, indem er in den Erläuterungen bemerkt, das Buch möchte wohl für abgeschlossen zu betrachten sein: „Der Hauch und Geist einer Leidenschaft, der durch das Ganze weht, kehrt nicht leicht wieder zurück; wenigstens ist dessen Rückkehr wie die eines guten Weinjahrs in Hoffnung und Demuth zu erwarten." Wir theilen von den Liedern desselben das folgende als Probe mit:

*) Mit diesem Namen bezeichnet Goethe sich selbst.

Suleika.

Ach, um Deine feuchten Schwingen,
West, wie sehr ich Dich beneide:
Denn Du kannst ihm Kunde bringen,
Was ich in der Trennung leide.

Die Bewegung Deiner Flügel
Weckt im Busen stilles Sehnen,
Blumen, Auen, Wald und Hügel
Stehn bei Deinem Hauch in Thränen.

Doch Dein mildes, sanftes Wehen
Kühlt die wunden Augenlieder,
Ach, für Leid müßt' ich vergehen,
Hofft' ich nicht zu sehn ihn wieder.

Eile denn zu meinem Lieben,
Spreche sanft zu seinem Herzen;
Doch vermeid ihn zu betrüben
Und verbirg ihm meine Schmerzen.

Sag ihm, aber sags bescheiden:
Seine Liebe sei mein Leben,
Freudiges Gefühl von beiden
Wird mir seine Nähe geben.

Der Beschäftigung mit der orientalischen Poesie gingen umfassende philologisch-historische Studien über den Orient zur Seite, deren Resultate Goethe in einzelnen Abhandlungen der Ausgabe des Divans von 1819 beigab.

Einundachtzigstes Kapitel.

Gehen wir von dieser Betrachtung der poetischen Thätigkeit Goethe's zu der der anderweitigen, nicht-amtlichen Beschäftigungen über, so betreten wir ein weites Gebiet, wobei wir uns erinnern wollen, daß wir bis in's Jahr 1813 zurückkehren. Als er damals von den Zeitereignissen nach Karlsbad geflohen war, beschäftigte er sich neben der orientalischen Poesie und der chinesischen Geschichte mit Mineralogie, und machte häufige Exkursionen, u. A. auch in die Zinnbergwerke von Zinnwalde und Altenberg. Auch während der Rheinreisen, die er 1814 und 1815 unternahm, trieb er mineralogische Studien, und setzte dieselben mit solchem Eifer fort, daß er zum Jahr 1817 die Anmerkung machen konnte, Geognosie, Geologie, Mine-

ralogie und Angehöriges seien „an der Tagesordnung“ gewesen. Er studirte eine große Anzahl geologischer Werke und Karten, und bereitete im Jahr 1816 die Herausgabe mehrerer naturwissenschaftlicher Abhandlungen vor. 1819 entstand auch als Seitenstück zur Elegie „Metamorphose der Pflanzen“, das didaktische Gedicht „Metamorphose der Thiere“. Chemie, Farbenlehre u. s. w., Alles wurde fortgesetzt. In Jena errichtete er ein botanisches Museum, und brachte die 1816 gegründete Thierarzneischule in Gang. Im Jahr 1820 sahen wir ihn zum Behuf geognostischer Forschungen über's Fichtelgebirge nach Karlsbad reisen. Er verfaßte ein Schema zur Pflanzenkultur im Großherzogthum Weimar, und schrieb osteologische Abhandlungen über Faulthiere, Nagethiere und fossile Urstiere. Als Eschwege 1822 aus Brasilien zurückkam, suchte er bei diesem Belehrung über brasilianische Gebirgsarten. Er stellte meteorologische Beobachtungen an, aus welchen 1825 die Abhandlung, „Versuch einer Witterungslehre“ hervorging; ebenso interessirte ihn der von Oersted entdeckte Elektromagnetismus, u. s. w.

Goethe's Kunstinteresse fesselte sich im Jahr 1814, in welchem er auf seiner Rheinreise die Sammlungen des Sulpiz Boisserée in Heidelberg sah, wieder an die mittelalterliche Kunst, und er gab von 1816 bis 1828 die Zeitschrift „Kunst und Alterthum“

heraus, in welcher er seine deßfallsigen Studien niederlegte. Im Jahre 1818 führten ihn Gipsabgüsse und Zeichnungen der Elginmarmore nebenbei auch wieder zur antiken Kunst, und es entstand der Aufsatz „Ueber Myrons Kuh“ und der Versuch, die Gemäldeschilderungen des Philostrat zu bearbeiten. Seine Sammlung von Zeichnungen, Kupferstichen u. s. w. vermehrte sich von Jahr zu Jahr. 1820 und 1822 entstand eine umfassende Abhandlung über neuere Malerkunst; 1823 schrieb er wieder über altdeutsche Baukunst, sich Glück wünschend, nach fünfzigjährigem Streben zu der Klarheit gelangt zu sein, die Bauwerke des Mittelalters nicht mit Vorurtheil zu betrachten. An Meyer's 1825 erschienener Kunstgeschichte hatte unser Dichter einen vorzüglichen Antheil.

Goethe's Theilnahme an den Fortschritten der Kunst, der Wissenschaft und selbst der Industrie hatte eine vollkommene universelle Basis, und erstreckte sich auf den Orient und Occident, auf das Alterthum wie auf die Neuzeit. Keine Richtung war ihm fremd, wenn er sich auch keiner anschloß. Namentlich geschah dies nicht in der Poesie, wie sehr ihn auch die mittelalterliche Kunst der romantischen Schule zuzuneigen schien. Von der schwäbischen Dichterschule wandte er sich ganz entschieden ab. In seinem Geiste bildete sich die Idee einer Weltliteratur aus. Er selbst studirte

persische, indische, alt- und neugriechische Literatur, und war in den modernen Literaturen des Auslandes, namentlich in der französischen und in der englischen, wie in der heimischen zu Hause. Zugleich trat er ungefähr in der Mitte der Zwanzigerjahre mit diesen Literaturen in eine Wechselwirkung, die ihn über den Standpunkt eines nationalen Schriftstellers weit emporhob. Von seinen Dichtungen war früher nur der Werther und zwar ohne Einwirkung in die französische und englische Literatur übergegangen; jetzt begann die spätere Dichtung, vor Allem der Faust, wirksam zu werden, und zum Bruch mit der früheren steifen sogenannten Klassizität zu führen. In Italien war es Manzoni, der die neue Richtung einschlug; Frankreich, schon durch Benjamin Constant und die Staël mit der deutschen Literatur bekannt gemacht, lernte Goethe speziell durch Stapfer, Cousin u. A. kennen; in England fanden seine Werke eine zweite Heimath. Walter Scott und Lord Byron gehörten zu seinen glühendsten Verehrern. In der Dedikation seines Trauerspiels Sardanapalus brachte ihm der Letztere seine Huldigung dar „als literarischer Vasall seinem Lehnsherrn, dem ersten der jetzt lebenden Schriftsteller, welcher die Literatur seines eigenen Landes geschaffen, und die von Europa verherrlicht hat.“ Und der Erstere, der schon in seiner Jugend

den Götz in's Englische übersetzt hatte, schrieb in einem Brief an Goethe vom Jahre 1827: „Es giebt allen Bewunderern des Genius ein wohlthätiges Gefühl, zu wissen, daß eins der größten europäischen Vorbilder einer glücklichen und ehrenvollen Zurückgezogenheit in einem Alter genießt, in welchem er auf eine so ausgezeichnete Weise sich geehrt sieht. Dem armen Lord Byron ward leider vom Schicksal kein so günstiges Loos zu Theil, indem es ihn in der Blüthe seiner Jahre hinwegnahm, und so Vieles, was noch von ihm gehofft und erwartet wurde, für immer zerschnitt. Er schätzte sich glücklich in der Ehre, die Sie ihm erzeigten, und fühlte, was er einem Dichter schuldig war, dem alle Schriftsteller der lebenden Generation so viel verdanken, daß sie sich verpflichtet fühlen, mit kindlicher Verehrung zu ihm hinauf zu blicken.“

Auch der Geschichte und namentlich der Geschichte seiner Zeit wendete Goethe jetzt seine Theilnahme zu. Während er auf das Zeitungslesen oft verzichtete, umgab er sich mit allen Memoiren, Biographien und Geschichtswerken, welche auf diese Zeit Bezug hatten. Zudem stand er wie mit den Heroen der Literatur des Auslandes auch mit manchem Staatsmann in regem Verkehr. In sein Haus wallfahrteten Fremde von allen Nationen, darunter die ausgezeichnetsten Männer der Zeit.

Man wird fragen, wie es Goethe möglich war, auf so vielen umfassenden Gebieten des Wissens gleichzeitig eine so rege Thätigkeit, die das Geringste wie das Höchste in ihren Bereich zog, zu entfalten? Durch den sorgfältigsten Auskauf der Zeit: „Das Leben", sagte er, „gleicht denn doch zuletzt den sibyllinischen Büchern; es wird immer kostbarer, je weniger davon übrig bleibt." Und obwohl er sich von dem geselligen Leben nicht ganz und gar abschloß, wie er denn namentlich einen Theil des Sommers in Bädern oder auf Reisen zubrachte, so zog er sich doch immer mehr in die Einsamkeit seines Studirzimmers zurück, das still nach dem Garten zu lag, und das ihn schon am frühsten Morgen zur Arbeit empfing. Der Kanzler von Müller berichtet, daß man aus seinen Tagebüchern, die er regelmäßig in zwei Abschnitten des Tages diktirte, ersieht, „wie noch im höchsten Lebensalter er von frühester Morgenstunde an in ruhig abgemessener Folge sich einer Unzahl von literarischen Arbeiten, brieflichen Mittheilungen, geschäftlichen Expeditionen, Prüfung und Beschauung von eingesendeten Produktionen und Kunstwerken, ernster und heiterer Lektüre der mannigfaltigsten Art widmete." Den Besuchen nicht, nur den vertrautesten Freunden öffnete sich das Arbeitszimmer; zu diesen gehörten Meyer, der junge Eckermann, der Hofrath Soret von

Genf, der Erzieher des Erbprinzen, der Hofrath Vogel, sein Arzt, und der Kanzler von Müller. An den Hof kam Goethe nur noch selten; die Mitglieder der großherzoglichen Familie (denn aus dem Herzog war ein Großherzog geworden), namentlich die Großherzogin Louise und die Erbprinzessin, eine russische Prinzessin, besuchten ihn regelmäßig in seinem Hause, und führten auch wohl fremde fürstliche Besuche bei ihm ein, wie z. B. den König von Württemberg und den jetzigen Zaren von Rußland.

Es erübrigt noch, zum Schluß dieses Kapitels den nunmehrigen religiösen Standpunkt Goethe's anzudeuten. Dem positiven Christenthum war und blieb er bis an's Ende seiner Tage entgegen; jedoch war mit vorschreitendem Alter der „julianische Haß" verschwunden, den er aus Italien mitgebracht hatte. Es war eine Folge seines Prinzips der Resignation, daß er auch nach dieser Seite milder wurde. Gegen den gewöhnlichen hohlen Rationalismus in religiösen Dingen war er sehr eingenommen: „Alle Epochen", sagt er in den Anmerkungen zum Divan, „in welchen der Glaube herrscht, unter welcher Gestalt er auch wolle, sind glänzend, herzerhebend und fruchtbar für Mitwelt und Nachwelt; alle Epochen dagegen, in welchen der Unglaube, in welcher Form es sei, einen kümmerlichen Sieg behauptet, und wenn sie auch einen Augenblick

mit einem Scheinglanz prahlen sollten, verschwinden vor der Nachwelt, weil sich Niemand gern mit Erkenntniß des Unfruchtbaren abquälen mag.“ Ueber die welthistorische Bedeutung und die sittliche Kraft des Christenthums äußerte er gegen Eckermann: „Die christliche Religion ist ein mächtiges Wesen für sich, woran die gesunkene und leidende Menschheit von Zeit zu Zeit sich immer wieder emporgearbeitet hat, und indem man ihr diese Wirkung zugesteht, ist sie über alle Philosophie erhaben, und bedarf von ihr keine Stütze.“ Weiter zu demselben: „Mag die geistige Kultur nun immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer und tieferer Ausdehnung wachsen, und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will — über die Hoheit und sittliche Kultur des Christenthums, wie es in dem Evangelium leuchtet, wird er nie hinauskommen.“ Ingleichen sagte er schon 1812 einem Reisenden, der berechnete, wann das Christenthum von der Erde verschwinden müsse: „Das Christenthum ist so tief in der menschlichen Natur und ihrer Bedürftigkeit begründet, daß auch in dieser Beziehung zu sagen ist: Des Herrn Wort bleibt ewiglich.“ Wenn wir hiervon abziehen, was bei dem Minister nothwendig Phrase sein mußte, so ist klar, daß Goethe immer nur den humanen Kern des Christenthums oder ein humanisirtes Christenthum,

nie aber das dogmatische vor Augen hatte. Das Recht, zu jeder Zeit und unter allen Umständen ein „Protestant“ zu sein, die Freiheit, „sein reines Inneres ohne Bezug auf eine bestimmte Religion zu entwickeln,“ behielt er sich ausdrücklich vor. Er will Gott anerkennen, aber wo und wie er sich offenbart, und das Wo und Wie bestimmt er natürlich selbst. Sein Unsterblichkeitsglaube war eng beisammen: „Wirken wir fort“, sagt er, „bis wir vor oder nach einander, vom Weltgeiste berufen, in den Aether zurückkehren! Möge dann der ewig Lebendige uns neue Thätigkeiten, denen analog, in denen wir uns schon erprobt, nicht versagen! Fügt er sodann Erinnerung und Nachgefühl des Rechten und Guten, was wir hier schon geleistet, väterlich hinzu, so würden wir gewiß nur desto rascher in die Kämme des Weltgetriebes eingreifen.“

Zweiundachtzigstes Kapitel.

Um das Lebensbild unseres Dichters zu vollenden, müssen wir endlich einen Blick auf dessen amtliche Wirksamkeit, sowie auf seine politischen Ansichten seit den Befreiungskriegen werfen. Durch die Beschlüsse des Wiener Kongresses (1. November 1814 bis 9. Juni 1815) war auch das Herzogthum Weimar vergrößert und zum Großherzogthum erhoben worden. Die neue Organisation des Landes führte zunächst zur Reorganisation des Staatsministeriums im Jahr 1815, wodurch Goethe's Ministerialgehalt auf 3000 Thaler und einen Zuschuß zur Haltung einer Equipage erhöht wurde, zur Stiftung des weimarischen Weißfalkenordens am 30. Januar 1816, bei welcher Goethe eine Rede hielt, und zur Verleihung einer landständischen

Verfassung, einer der ersten im neuen Deutschland, am 15. Mai des gleichen Jahres. Vorher (am 7. April) hatte die Huldigung der neuanerfallenen Lande stattgehabt, wobei Goethe als ältester Diener und Freund des Großherzogs rechts zunächst an dessen Throne stand, und das Großkreuz jenes Ordens erhielt. „Die Würden, Ehren und Auszeichnungen", berichtet er darüber an Zelter, „die uns zu Theil wurden, sagten jedem Verständigen mit vernehmlicher Stimme, daß er sich in der ersten Zeit nicht selbst angehören werde. Mir wird indessen die heiterste Aufgabe zu Theil; mir liegt Nichts ob, als was ich gut verstehe, und ich fahre nur fort, dasjenige zu thun, was ich seit vierzig Jahren gethan habe, mit auslangenden Mitteln, großer Freiheit und ohne Qual und Haß." Obwohl er auch jetzt seinen Sitz im wirklichen Staatsministerium nicht einnahm, behielt er mit dem Gehalt und Titel eines Staatsministers die „Oberaufsicht" über die Landesanstalten für Wissenschaft und Kunst. Die Theaterintendanz legte er wegen der Intriguen einer einflußreichen Schauspielerin jedoch schon im Frühjahr 1817 nieder. In seinen Amtsobliegenheiten wurde er von seinem Kollegen, dem Minister von Voigt, sowie später von jüngeren Kräften vielfach unterstützt. Zwischen Jenem und Goethe bestand nach Müller „eine Wechselwirkung von Vertrauen, Ideentausch, eigenthümlichster

Anerkennung und heiterer Zuthätigkeit, die sich bis zum letzten Lebenshauche treulichst bewährt hat." Seinem Dienstjubiläum am 27. September 1816 widmete er ein Gedicht, in welchem die Verse vorkommen:

Verwirrend ist's, wenn man die Menge höret,
Denn Jeder will nach eig'nem Willen schalten.
Verharren wir zusammt in gleichem Sinne,
Das rechn' ich uns zum köstlichsten Gewinne.

Von Voigt starb am 22. März 1819 aus Verdruß über die angeblichen revolutionären Bewegungen jener Zeit, welche den Vorwand bildeten für die im Sommer des gleichen Jahres erlassenen Karlsbader Beschlüsse. Goethe pries ihn glücklich, „daß er die Ermordung Kotzebue's nicht mehr erfuhr, noch durch die heftige Bewegung, welche Deutschland hierauf ergriff, ängstlich beunruhigt wurde." Im Herbst 1817 lag Goethe die Umgestaltung der Jenaer Bibliothekseinrichtung ob, die er binnen zwei Jahren zu Stande brachte. Nach Vollendung dieses Geschäftes war seine Amtsführung sehr einfach, und wickelte sich von selbst ab, da er als väterliches Erbtheil jenen minutiösen Ordnungssinn besaß, welcher mit den Bureaukraten ausmacht — und ein Bureaukrat war Goethe im vollen Sinne des Wortes. „Man durfte durchaus nicht ermangeln", sagt Müller, „ihm bei jeder neuen

vaterländischen Anlage, mochte sie eine Chaussee, Kirche, Schule oder auch nur ein Thorhaus betreffen, die Risse vorzulegen." Sein Grundsatz war: Alles für das Volk, Nichts durch dasselbe. Am Bau der Weimarer Bürgerschule 1822 nahm er großes Interesse, und berieth natürlich auch den Bauplan mit. Bei der Einweihung der Anstalt überreichte er dem Großherzog ein schmeichelhaftes Gedicht; und dieser schrieb ihm zurück: „Du weist selbst, wie vielen Theil Du von allem Dem, was seit etlichen und zwanzig Jahren bei uns zum Guten gediehen ist, Dir zuschreiben kannst, als daß ich nöthig hätte, Dir zu sagen, daß ich es lebhaft erkannte, indem Du gewiß nicht an meiner Erkenntlichkeit zweifeln kannst, noch an der Gerechtigkeit, die mein Herz Deinen seltenen Verdiensten gern widerfahren läßt." Ueberhaupt dauerte das freundschaftliche Verhältniß Goethe's zum Herzog bis an dessen Tod fort. Den Bauplan für ein neues Theater (das alte war im Frühjahr 1825 abgebrannt) berieth Goethe ebenfalls mit, obgleich derselbe nicht ausgeführt wurde, da seine Gegenpartei beim Großherzog den ihrigen durchzusetzen wußte. 1826 erweiterte er das Weimarer Münzkabinet; noch 1831 ließ er eine werthvolle Sammlung griechischer und römischer Münzen ankaufen.

Hatte Goethe die wenigen Vorzüge, welche man hinsichtlich der Verwaltung einem Bureaukraten zu-

schreiben kann, so hatte er hinwiederum auch alle schlimmen Seiten eines solchen. Um von jenem Hang nicht zu reden, der Alles, das Kleinste wie das Größte, von Oben herab dirigiren, und Nichts seiner eigenen naturgemäßen Entwickelung überlassen will, so wollen wir hier nur auf seine politische Thätigkeit zurückkommen, die sich gleich nach den Freiheitskriegen in einer abschreckenden Gestalt zeigte. Die überall auftauchenden Freiheitsbestrebungen, wie gemäßigt sie auch waren, und wie sehr sie auch auf ausdrücklich gegebenen Fürstenworten beruhten, suchte er mit den Tücken und Kniffen des Bureaukraten zu unterdrücken. Ganz besonders verhaßt war ihm die Preßfreiheit, welche die Weimarer Verfassung garantirte, unter dem Vorwand, Angriffe auf „achtungswerthe Personen und nützliche Institute“ verletzen das „sittliche Gefühl“ und führen — wie noch immer die Unterdrücker der öffentlichen Meinung eine Sympathie für dieselbe geheuchelt haben — zu „tiefer Verachtung öffentlicher Meinung.“ Er nahm darum gleichwie der Großherzog an der doch gewiß sehr zahmen Opposition Anstoß, die Oken in Jena in seiner Zeitschrift „Isis“ machte, und trug im Oktober 1816 darauf an, statt die Person des Herausgebers zu schikaniren, einfach das Blatt mittelst Polizeigewalt zu unterdrücken. „Man fürchte sich ja nicht“, heißt es in seinem desfallsigen Bericht, „vor den Folgen eines

männlichen Schrittes; denn es entstehe daraus, was da wolle, so behält man das schöne Gefühl, recht gehandelt zu haben, da die Folgen des Schwankens und Zauderns auf alle Fälle peinlich sind. Mit dem Verbot der Isis wird das Blut auf ein Mal gestopft; es ist männlicher, sich ein Bein abnehmen zu lassen, als am kalten Brande zu sterben.“ Es ist wahrhaft empörend, Deutschlands größten Dichter eine solche Sprache führen zu hören. Der Herzog übrigens, furchtsamer als sein Minister, folgte dem Rath nicht, — und in der That existirt heute noch das Großherzogthum Weimar.

Neben der Preßfreiheit war unserm Dichterminister am Meisten die Verfassung zuwider. So gescheidt wie Friedrich II. war er zwar auch, daß er an kein göttliches Recht der Könige glaubte; er sagte vielmehr: „Welches Recht wir zum Regieren haben, darnach fragen wir nicht — wir regieren. Ob das Volk das Recht habe, uns abzusetzen, darum kümmern wir uns nicht; wir hüten uns nur, daß es nicht in Versuchung komme, es zu thun.“ Aber die konstitutionellen Majoritäten haßte er: „Alles Große und Gescheidte“, äußerte er, „existirt in der Minorität; die Vernunft wird immer nur im Besitz einiger Vorzüglicher sein. Nichts ist widerwärtiger als die Majorität; denn sie besteht aus wenigen kräftigen Vorgän-

gern, aus Schelmen, die sich akkomodiren, aus Schwachen, die sich assimiliren, und der Masse, die nachtrollt, ohne nur im Mindesten zu wissen, was sie will.“ Die Stände seines Landes verachtete er; er erschien so selten als möglich in deren Sitzungen, weil „er nicht vor Langeweile schwitzen möge; der Mehrheit sei er immer gewärtig.“ Im Jahr 1819 finden wir ihn natürlich auch auf dem Karlsbader Kongresse. Seine bureaukratische Ehre fand er auf's Höchste angegriffen, als die Vertreter des Volks im Jahr 1831 die Vorlage der Rechnungsführung seines Departements verlangten; er starb auch, bevor er sich dazu entschließen konnte. Goethe gehörte zu den bedeutendsten Reaktionärs seiner Zeit.

Dreiundachtzigstes Kapitel.

Bevor wir zur Darstellung der letzten Tage unseres Dichters schreiten, haben wir noch einzelne Ereignisse seines äußeren Lebens nachzuholen. Auf seinen Rheinreisen 1814 und 1815 hatte er die Töne seiner Lyrik wieder gefunden, wie er denn zu Fulda schrieb:

> Und da duftet's wie vor Alters
> Da wir noch von Liebe litten,
> Und die Saiten meines Psalters
> Mit dem Morgenstrahl sich stritten.

Auf diesen Reisen kam der größte Theil des Buches Suleika zu Stande. Frankfurt hatte er seit siebzehn Jahren nicht mehr gesehen, und als er im Oktober 1814 zum ersten Mal wieder dahin kam, wurde ihm

ein ausgezeichneter Empfang zu Theil. Bei der Vorstellung seines Tasso in festlich dekorirtem Hause wurde er unter dem lauten Jubel der Menge mit einem Prolog begrüßt und während eines Epilogs mit Kränzen beehrt. Das war die erste öffentliche Manifestation der Verehrung, die ihn in immer gesteigertem Maaße bis an sein Lebensende begleitete.

Das Jahr 1816 schlug ihm eine schmerzliche Wunde durch den Verlust seiner Frau, die am 6. Juni starb. Wie tief dieser Verlust in seine Seele drang, haben wir früher*) bereits angedeutet. An Zelter, mit dem die Freundschaft in der höchsten Blüthe stand, schrieb er: „Wenn ich Dir, derber, geprüfter Erdensohn vermelde, daß meine liebe, kleine Frau uns in diesen Tagen verlassen, so weißt Du, was das heißen will.“ Ein Beweis, daß die Ehe, wenn auch trübe Tage nicht von ihr ausgeschlossen waren, im Ganzen ihn doch glücklich machte. Doch genoß er bald einen Ersatz, indem im Jahre 1817 sein nun im weimarischen Staatsdienst stehender Sohn sich mit einem geistreichen Mädchen, Ottilie von Pogwisch, vermählte, und ihm Enkel schenkte, welche die Freude seines Alters bildeten.

Zu seinem siebzigsten Geburtstag im Jahre 1819

*) Im 65. Kapitel.

erhielt er von Frankfurt einen mit Smaragden kostbar verzierten Lorbeerkranz, sowie Geschenke und Glückwünsche von vielen andern Seiten her. Auf eine sehr sinnige Weise überraschte ihn der Großherzog von Weimar. Derselbe hatte Gelegenheit gefunden, die Uhr, welche in den Kindertagen Goethe's in dessen älterlichem Hause gestanden, anzukaufen, und ließ sie heimlich im Hause seines Ministers aufstellen. Als dieser sie zum ersten Mal Morgens fünf Uhr schlagen hörte, rief er seinem Diener zu: „Ich höre eine Uhr schlagen, welche alle Erinnerungen meiner Kindheit erweckt; ist es Traum oder Wirklichkeit?“ Bei'm Anblick der Uhr weinte er Thränen der Rührung. Seinen Verehrern übersandte er als Dank das Gedicht:

Sieht der Dichter nah' und ferne
Söhn' und Töchter, lichte Sterne,
Sieht sie alle wohlgerathen,
Tüchtig, von geprüften Thaten,
Freigesinnt, sich selbst beschränkend,
Immerfort das Nächste denkend,
Thätig treu in jedem Kreise,
Still beharrlich jeder Weise,
Nicht vom Weg, dem g'raden weichend,
Und zuletzt das Ziel erreichend.

Bring' er Töchter nun und Söhne,
Sittenreich in holder Schöne,

Vor den Vater alles Guten
In die reinen Himmelsgluthen,
Mitgenossen ew'ger Freuden! —
Das erwarten wir bescheiden.

Mit den Zwanzigerjahren begann, hauptsächlich durch die Romantiker angeregt, ein wahrer Goethekultus, zunächst in Berlin und sodann auch in des Dichters Vaterstadt, in der man mit dem Plan umging, ihm bei Lebzeiten ein Denkmal zu setzen, das jedoch erst nach seinem Tode aufgestellt werden konnte. Als er im Frühjahr 1823 von einer schweren Krankheit, einer Herzbeutelentzündung, genesen war, kam ihm von allen Seiten die wärmste Theilnahme entgegen. „Freunde", sagt er, „belebten das Verhältniß auf's Neue; gar manche Schriftzüge erinnerten mich an würdige vorige Zeiten und Verhältnisse, ja was von der größeren Bedeutung zu sein scheint, Personen, die einigen Widerwillen gegen mich hegten, wandten sich wieder zu mir; die alte Neigung trat hervor, das Gefühl des Zusammenseins auf Erden und des daraus entspringenden Glücks behielt die Oberhand. Ich vernahm von freundlichen Gastmahlen, bei welchen man festlich dem Aeskulap einen Hahn geopfert, von andern mehr zufällig durch eingegangene Nachricht von meiner Wiedergenesung erregten fröhlichen Augenblicken. Herzliche Lieder, geistreich poetische Darstellungen erquickten mich, und auch an sinnlicher Labung wollte man mir's nicht fehlen lassen; die Früchte ferner Gegenden gelangten zu mir, und erneuerten die Empfindungen einer frischen Kindheit." Eine alte Jugendfreundin dagegen, Auguste Stolberg, verehelichte Bernstorff, behelligte ihn mit pietistischer Zudringlichkeit mit einem Bekehrungsversuch. Er antwortete ihr höflich, aber ablehnend. Um eine Bekehrung im pietistischen Sinne war es dem Greise so wenig zu thun, daß sein Herz sich vielmehr in einer neuen Leidenschaft gegen ein Fräulein von Lewezow entzündete, die er im Sommer in Marienbad kennen lernte. Dem Verhältniß, das so intim wurde, daß sich das Gerücht verbreitete, Goethe werde eine neue Ehe eingehen, entsproßte eine „Elegie", deren Schlußstrophe lautet:

Mir ist das All, ich bin mir selbst verloren,
Der ich noch erst den Göttern Liebling war;
Sie prüften mich, verliehen mir Pandoren,
So reich an Gütern, reicher an Gefahr.
Sie drängten mich zum gabeseligen Munde;
Sie trennen mich und richten mich zu Grunde.

Das Andenken an diese Liebe verfolgte ihn noch in's nächste Jahr; er schrieb an Zelter: „Kennst du nachstehende Reimzeilen? Sie sind mir an's Herz ge-

wachsen; Du solltest sie wohl durch schmeichelnde Töne wieder ablösen:

> Ja Du bist wohl der Iris zu vergleichen,
> Ein liebenswürdig Wunderzeichen,
> So schmiegsam herrlich, bunt in Harmonie,
> Und immer gleich, und immer neu wie sie."

Als er von der Verlagshandlung des Werther die Aufforderung erhielt, eine neue Ausgabe dieser Jugenddichtung mit einer poetischen Zugabe einzuleiten, konnte er mit Recht sagen: „Es wiederholt die Klage des Lebens labyrinthisch irren Gang."

Zu Ende des Jahres 1824 begann er die Redaktion seines „Briefwechsels mit Schiller." „Es wird," schreibt er an Zelter, „eine große Gabe sein, die den Deutschen, ja ich darf wohl sagen den Menschen geboten wird: zwei Freunde der Art, die sich immer wechselseitig steigern, indem sie sich augenblicklich expektoriren. Mir ist es dabei wunderlich zu Muthe, denn ich erfahre, was ich ein Mal war." Der Theaterbrand am 22. März 1825 ergriff ihn sehr; er sagte am nächsten Morgen zu Eckermann: „Der Schauplatz meiner fast dreißigjährigen liebevollen Mühe liegt in Schutt und Trümmern. Sie mögen denken, daß mir mancher Gedanke an die alten Zeiten, an meine vieljährigen Wirkungen mit Schiller, und an das

Herankommen und Wachsen manches lieben Zöglings durch die Seele gegangen ist, und daß ich nicht ohne einige innere Bewegung davon gekommen bin." Am 3. September 1825 wurde das fünfzigjährige Regierungsjubiläum des Großherzogs und am 3. November dessen goldenes Hochzeitsfest gefeiert, wobei Goethe hauptsächlich zur Verherrlichung mitwirkte. Der Großherzog überraschte ihn gleichfalls mit der Feier seines eigenen Dienstjubiläums am 7. November, zu welcher er eine Denkmünze prägen ließ, und sich mit seiner ganzen Familie im Hause des Jubilars versammelte. Ein Handschreiben drückte diesem den Dank seines Fürsten aus; die Regierungskollegien, die Fakultäten von Jena und die Freimaurerloge brachten ihm durch Deputationen, ihre Glückwünsche dar. Die medizinische und die philosophische Fakultät ernannten ihn zum Doktor, und die theologische sogar sagte in ihrem Schreiben: „Ew. Exzellenz haben nicht nur unsere Wissenschaft und ihre Grundlagen oft sinnvoll tief und erregend gewürdigt, sondern auch als Schöpfer eines neuen Geistes in der Wissenschaft und dem Leben und als Herrscher in dem Reiche freier und kräftiger Gedanken das wahre Interesse der Kirche und der evangelischen Theologie mächtig gefördert." Der Stadtrath von Weimar schenkte den Nachkommen des Dichters das Bürgerrecht. Von nah' und fern

strebten Beweise der Liebe und Verehrung zusammen. Ueberhaupt stand Goethe damals im Zenith seines Ruhms, obwohl schon seit der Herausgabe von Wilhelm Meisters Wanderjahren (1821) die literarische Opposition gegen ihn thätig war. Um die Angriffe kümmerte er sich aber nicht; höchstens fertigte er sie in „zahmen Xenien“ mit einigen Worten ab. 1827 überreichte ihn zu seinem Geburtstag der Erbprinz Ludwig von Baiern persönlich das Großkreuz des Ordens der bairischen Krone. Der berühmte französische Bildhauer David kam 1829 nach Weimar, um die Büste des Dichtergreises zu modelliren, die er, in Marmor ausgeführt, im Jahr 1831 demselben zum Geschenk sandte mit den Worten: „Es war mir ein unverdientes Glück aufbewahrt, die Züge des Größten, des Erhabensten nachzubilden. Ich bringe Ihnen diese schwache Nachbildung Ihrer Züge dar nicht als ein Ihrer würdiges Werk, sondern als den Ausdruck eines Herzens, das besser fühlt, als es ausdrücken kann. Sie sind die große Dichtergestalt unserer Epoche, sie ist Ihnen eine Bildsäule schuldig: aber ich habe gewagt, ein Bruchstück derselben zu bilden. Ein Genius, der Ihrer würdiger ist, wird sie vollenden.“

Bis in seine letzten Tage war Goethe's Alter herbstfrisch; mit Recht sagt Soret: „Er hat die Annäherung seines Lebensendes nicht durch die Abnahme

seiner Fähigkeiten gefühlt.“ Sein Arzt sagt: „Sein Körper war noch in ausgezeichneter Weise kräftig, seine Stirn war wie Jupiters Stirn gewölbt, ohne alterbezeichnende Furchen, sein Haupt war noch ganz mit Haaren bedeckt, seine Augen hatten noch den strahlenden Glanz, der sie vor vielen andern charakterisirte.“ Seine geistige Thätigkeit wurde keinen Augenblick unterbrochen. Der ganze Vormittag war der Arbeit gewidmet; vor elf Uhr nahm er keine Besuche an. Sein Sekretär wurde regelmäßig mehrere Stunden hinter einander beschäftigt. Große Freude machte ihm sein Enkelpaar, Walther und Wolfgang (sein „Wölfchen“), die er gern bei'm Frühstücken um sich hatte. Im März 1826 kündigte er dem deutschen Publikum eine seit längerer Zeit vorbereitete Gesammtausgabe seiner Werke, eine „Ausgabe letzter Hand“ an, bei deren Redaktion, die übrigens sehr wenig veränderte, ihm Riemer, Göttling und Eckermann an die Hand gingen und die 1830 mit dem vierzigsten Bande geschlossen wurde; wozu indessen später noch zwanzig Bände kamen. Auch trieb seine poetische Muse noch mehrere Blüthen, z. B. das erhabene Gedicht „Bei Betrachtung von Schillers Schädel“, ein „Tischlied“ zu Zelters siebzigstem Geburtstage, ein Festgedicht zum 30. Januar 1828, u. s. w. 1828 und 1829 erschien der mit einer ser-

vilen Dedikation dem König Ludwig von Baiern gewidmete „Briefwechsel mit Schiller" in sechs Bänden; auch der Dank an den deutschen Bundestag für das Privilegium gegen den Nachdruck seiner Werke machte durch seine kriechende Haltung einen übeln Eindruck. An den Annalen seines Lebens arbeitete Goethe fleißig fort, und diese Beschäftigung führte ihn auf den Gedanken, auch seinen seit dem Jahr 1800 laufenden Briefwechsel mit Zelter für die Herausgabe zu redigiren. Zu den Arbeiten, die sich bis in's Jahr 1828 zogen, gehört auch die theilweise Umarbeitung der Wanderjahre für die neue Gesammtausgabe. Als im Sommer 1831 auch der zweite Theil seines Faustes vollendet war, konnte er mit Recht an der Schwelle seines drei-und-achtzigsten Jahres mit Faust sagen:

Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Aeonen untergeh'n,
Im Vorgefühl von solchem höchstem Glück
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick.

Vierundachtzigstes Kapitel.

Wir nahen den letzten Tagen des Dichtergreises, der mit heiterem Muthe auf der literarischen Höhe seiner Zeit stand. Der Tod hatte seinem Herzen indessen noch manche Wunde zu schlagen, bevor er ihn selbst erreichte. Am 14. Juni 1828 starb auf der Rückreise von Berlin nach Weimar in der Nähe von Torgau am Schlagfluß der Großherzog Karl August. Goethe war tief erschüttert, und lehnte allen Trost ab. Zu Eckermann sagte er: „Ich hatte gedacht, ich wollte vor ihm hingehen; aber Gott fügt es, wie er es für gut findet, und uns armen Sterblichen bleibt weiter nichts, als zu tragen und uns emporzuhalten, so gut und so lange es gehen will." In tiefer Trauer verweilte er zehn Wochen auf dem Schlosse Dornburg im Saalthale. Am 14. Februar 1830 starb auch die verwitwete Großherzogin, der er nach dem Austoben der Sturm- und Drangperiode ebenfalls ein inniger Freund geworden war. Goethe war gefaßt, aber

betrübt. „Ich muß mit Gewalt arbeiten“, sagte er, „um mich oben zu halten, und mich in diese plötzliche Trennung zu schicken. Der Tod ist doch etwas so Seltsames, daß man ihn ungeachtet aller Erfahrung bei einem uns so theuren Gegenstande nicht für möglich hält, und er immer als etwas Unglaubliches und Unerwartetes eintritt.“ Aber es war ihm ein noch schrecklicherer Schlag vorbehalten: der Tod seines einzigen und geliebten Sohnes zu Rom im Oktober 1830. Er nahm jedoch alle Kraft zusammen, um auch diesen Schmerz mit Fassung zu tragen. „Es scheint“, schreibt er an Zelter, „als wenn das Schicksal die Ueberzeugung habe, man sei nicht aus Nerven, sondern aus Draht zusammengeflochten.“ Gegen Dr. Vogel äußerte er: „Daß die Eltern vor den Kindern sterben, ist in der Ordnung; unnatürlich aber ist, wenn der Sohn vor dem Vater abgefordert wird.“ Doch hatte die Gemüthserschütterung schon zu Ende des November eine Krankheit zur Folge, von der er zwar bald wieder genas, die aber doch das Vorgefühl seines eigenen Endes in ihm erweckte. „Ich traue dem Landfrieden nicht“, schrieb er an Zelter, „und befleißige mich, das Haus zu bestellen.“ Uebrigens berichtet sein Arzt: „Stellten sich auch Schwächen des Alters, besonders Steifheit der Gliedmaaßen, Mangel an Gedächtniß für die nächste Vergangenheit, zeitweise Un-

fähigkeit, das Gegebene in jedem Augenblicke mit Klarheit schnell zu übersehen, und Schwerhörigkeit bei ihm immer merklicher ein, so genoß er doch, und zumal im Vergleich mit andern Greisen seines Alters, noch einer solchen Fülle von Geistes- und Körperkraft, daß man sich der frohen Hoffnung, er werde uns noch lange durch seine Gegenwart erfreuen, mit Zuversicht hingeben durfte.“ Mit der treuesten Sorgfalt widmete sich die verwitwete Schwiegertochter seiner Pflege; sie entsagte den geselligen Verbindungen, und war beständig um ihn. Seinen Geburtstag feierte er im Jahre 1831 mit einer einfachen Festlichkeit in Ilmenau. Als ihm bei einem Gange zu dem Breterhäuschen auf dem Gickelhahn das 1783 daselbst an die Wand geschriebene Nachtlied *) in die Augen fiel, sagte er unter Thränen: „Ja, warte nur! balde ruhest du auch!“ Vom Tod und namentlich von der 1831 zum ersten Male nach Deutschland gekommenen Cholera durfte man ihm jedoch in dieser letzten Zeit nicht sprechen.

Den letzten Winter (1831 auf 1832) verlebte er gesund, meist mit den Naturwissenschaften und mit Betrachtung seiner Kunstsammlungen beschäftigt. Am 16. März 1832 jedoch konnte er, wahrscheinlich in Folge einer Erkältung, das Bett nicht verlassen; Fie-

*) Siehe das 55. Kapitel.

ber und Schwäche stellten sich ein. In den folgenden Tagen ging es etwas besser; am 17. diktirte er einen Brief an Alexander von Humboldt, wohl den letzten, der von ihm ausging, und konnte sogar am 19. den ganzen Tag außer Bett zubringen. In der Nacht aber nahm die Krankheit eine andere Gestalt an; er empfand Kälte, heftigen Schmerz und Beklemmung der Brust, und am Morgen des 20. war er so krank, daß der Arzt seine Auflösung fürchtete. Doch erholte er sich wieder, und unterzeichnete in seinem Lehnstuhl noch mit zitternder Hand eine Anweisung zur Unterstützung einer jungen weimarischen Künstlerin, das letzte Mal, daß er seinen Namen schrieb. Am 21. verminderten sich die Schmerzen noch mehr, doch schritten die Symptome der Auflösung sichtbar vor. Er saß ruhig im Lehnstuhl, und antwortete auf Fragen, die man an ihn richtete. Auch blätterte er in einem Buche, fühlte sich aber zum Lesen zu schwach. Ueber das Porträt der Gemahlin des französischen Gesandten zu Weimar sagte er: „Nun, den Künstler muß man loben, der nicht verdarb, was die Natur so schön geschaffen hat.“ Am Abend ließ er sich das Verzeichniß Derer geben, die sich im Lauf des Tages nach seiner Gesundheit erkundigt hatten, und bemerkte, man müsse die bewiesene Theilnahme ja nicht vergessen, wenn er wieder gesund werde. Die Nacht verbrachte

er im Lehnstuhl, und äußerte gegen seinen wachenden Kopisten: „Halten Sie nur treulich bei mir aus; es kann doch nur noch ein paar Tage dauern.“ Nach der Ansicht des Arztes hatte er kein Vorgefühl des Todes; noch am folgenden, seinem Sterbetage, sagte er seiner Schwiegertochter, der April bringe auch manche schöne Tage, dann wolle er sich durch Bewegung in der freien Natur wieder stärken.

Am Morgen des 22. März ließ er sich mehrmals im Lehnstuhle aufrichten, um in sein Studirzimmer zu gehen, mußte sich jedoch aus Mattigkeit wieder setzen. Außer den hilfeleistenden Bedienten und dem Arzte waren nur die Schwiegertochter und die Enkel um ihn; Freunde und selbst den Großherzog ließ der Arzt nicht mehr vor. Häufig war der Name Ottilie auf den Lippen des Kranken. Er phantasirte bisweilen, und fragte z. B. beim Anblick eines Stücks Papier auf dem Boden, warum man denn Schillers Briefwechsel hier liegen lasse? In seinem Halbschlummer war er mit angenehmen Bildern beschäftigt. „Seht“, sprach er ein Mal vor sich hin, „seht den schönen weiblichen Kopf — mit schwarzen Locken — in prächtigem Kolorit — auf dunkelm Hintergrunde.“ Die Sprache wurde jedoch immer mühsamer und undeutlicher, und die Kraft der Sinne nahm ab. Die letzten verständlichen Worte richtete er an den Diener:

„Macht doch den zweiten Fensterladen auch auf, damit mehr Licht hereinkomme." Mit dem Zeigefinger der rechten Hand malte er noch öfters Zeichen und Buchstaben in die Luft. Um halb zwölf Uhr Vormittags drückte er sich endlich in die linke Ecke des Lehnstuhls, und entschlummerte so sanft und schmerzlos, daß die Umstehenden nicht sogleich die Gewißheit seines Hinscheidens hatten.

Das war das Ende eines langen, glücklichen, ruhmvollen und folgenreichen Dichterlebens, wie die Geschichte kein zweites aufzuweisen hat.

Der Leichnam blieb im Tode unentstellt, „Hoheit und heitere Würde" auf dem Gesichte. Der Sarg wurde nach der Zeichnung angefertigt, die Goethe für Schillers Ueberreste entworfen hatte. Die Bestattung fand am 26. März 1832 statt. Neben Schiller, Karl August und Louise ruhen die Gebeine Goethe's in der Fürstengruft zu Weimar.

Allein der Mensch
Vermag das Unmögliche;
Er unterscheidet,
Wählet und richtet;
Er kann dem Augenblick
Dauer verleih'n.

Schluß.

Inhalt.

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

